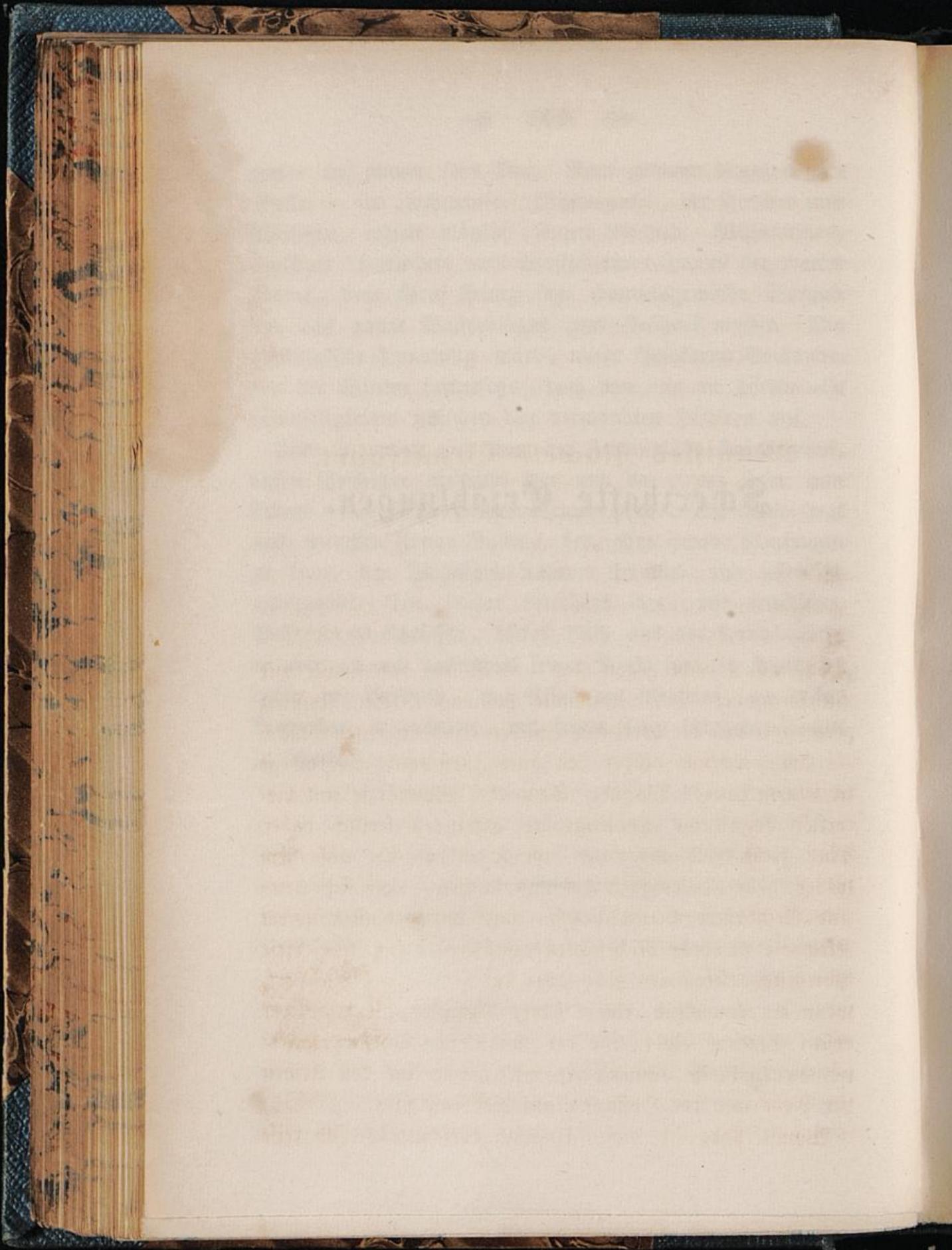


Scherzhafte Erzählungen.



I.

Magister Zimpels Brautfahrt.

Erste Station.

Nehfeld, am 6. Mai 1811.

Ja, wär's nicht gegen Amt und Würde, ich fluchte wie ein Dragoner! Der verdamnte Postwagen! Sein Umsturz zermalmt mir die herrlichen Blüthen eines ersehnten Glücks. — Ach, warum duldet der gute Fürst solche Mordwege in seinem Lande! Wagner, Schmiede, Wundärzte und bisweilen sogar die Todtengräber gewinnen freilich dabei. Man zieht Geld ins Land von Fremden, die außerdem weder neue Reisewagen bei uns kauften, noch sich Arm- und Beinbrüche heilen ließen, und am wenigsten unsere Kirchhöfe zu ihren Ruhestätten erwählten. Ich sehe diese Vortheile vollkommen ein; aber bei dem allen ist's hart, wenn ein Landskind, ein ehrbarer Magister, gleich auf der ersten Station einer mit der möglichsten Vorsicht unternommenen Reise umgeworfen wird, und aus den Armen der Liebe und der Hoffnung auf die Nase fällt.

Womit habe ich dieses Unglück verschuldet? Ich reise

ja nicht aus langer Weile oder leidiger Neugier. Der biblische Spruch: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey,“ versetzte mich in die Postkutsche: denn in Gimpelwalde, wo ich bekannter Maßen als dritter Lehrer bei der Hauptschule angestellt bin, betrogen sich die vornehmen Jungfrauen sehr spröde gegen mich, und schienen besonders seit einem gewissen Tage insgesammt verschworen, mir Körbe zu flechten, wenn ich mich einer von ihnen als Freier genaht hätte.

Da ich aus bewegenden Gründen, die ich in der Folge anzeigen werde, die Geschichte meiner gegenwärtigen Brautfahrt aufzeichne, so will und muß ich auch jenes schwarzen Tages, der mächtig darauf einwirkte, mit einigen Worten gedenken.

Das Amtsjubelfest unsers würdigen Oberpfarrers wurde mit großer Pracht gefeiert. Alle Standespersonen von Gimpelwalde waren mit Frauen und Töchtern zur Tafel geladen. Auch meine Wenigkeit zog man dazu. Das war mir überaus angenehm, weil es mir eine längst erwünschte Gelegenheit darbot, den jungfräulichen Blumenkor des Städtchens beisammen zu sehen, und mir davon die schönste Rose zu erkiesen. Aufs beste geschmückt, doch eben deshalb etwas spät, kam ich in den Versammlungsaal. Die hohe Gestalt des Herrn Superintendenten ragte aus dem glänzenden Kreise hervor. Ich drängte mich rasch zu Sr. Hochwürden, und bezeugte demselben mit zierlichen Worten und Reverenzen meine schuldige Ehrfurcht. Es ging alles trefflich. Als ich mich aber wieder zurückzog, trat ich unglücklicher Weise den Herrn Justizamtmann auf den gichtischen Fuß. Er ächzte laut; ich, wie der Blitz herum, bat um Verzeihung und beugte mich tief. Dadurch gerieth meine Hinterseite, und besonders ein gewisser, nicht

füglich nennbarer Theil, mit dem ansehnlichen Bauche des regierenden Bürgermeisters hart zusammen. Ich erschrock, sprang herum, entschuldigte mich und versetzte in demselben Augenblicke dem Stadtrichter einen ähnlichen Stoß. Neues Schrecken, neue Abbitten, neue Beleidigungen! Was ich vorn gut machte, verdarb ich hinten. Immer complimentirend und Stöße austheilend, drehte ich mich wie ein Brummkreisel. Ich muß jetzt selbst darüber lachen. Endlich ergriff mich der Herr Superintendent sanft an den Schultern, schob mich aus dem engen Zirkel hinaus und raunte mir ins Ohr: „Lieber Herr Magister, heute rächt sich an Ihnen die Tanzkunst, die Sie in Ihrer Jugend verschmäht haben.“ — Ich antwortete, wie man zu sagen pflegt, aus dem Tacitus; das heißt: ich schwieg.

Allein die Gesellschaft schwieg nicht. Ihr Gelächter, ihr unbändiges Gelächter, verfolgte mich in einen Schmoll- und Grollwinkel. Die griechischen Verse, mit welchen ich den Jubelkreis anreden wollte, waren in den paar Angstminuten wie scheue Vögel aus dem Bauer meines Gedächtnisses entflohen. Bald darauf setzten wir uns in bunter Reihe zur Tafel. Die Plätze waren, nach Rang und Würde, durch Namenszettel bestimmt. Mein Quartierbillet fand ich zwischen zwei jungen Schönen. Die Höflichkeit erheischte, mich darüber mit wohlgesetzten Worten glücklich zu preisen. Die Gänschen machten einen kurzen, dummen Knicks, wandten sich seitwärts und lachten. Ebenso einfältig benahmen sie sich, als ich mit ihnen, nach still genossener Krebsuppe, eine galante Conversation beginnen wollte. Die übrigen Frauenzimmer folgten diesem unartigen Beispiele. Ueberall, wohin sich meine Augen wandten, begegneten sie hohnlachenden Gesichtern. Ich ver-

steckte mich, so gut als möglich, hinter einen großen Baumkuchen, der vor mir aufgepflanzt war.

Aber mein Unstern beraubte mich dieses schützenden Bollwerks. Die Frau Ehegenossin des regierenden Bürgermeisters, die mir schräge gegenüber saß, winkte mir zu, ihr ein etwas entferntes Schüsselchen mit eingemachten Früchten zu reichen. Ich, um so mehr von Dienstfeiser beseelt, da ich die ihrem Gatten zugefügte Unbilde dadurch auszugleichen wünschte, sprang hastig vom Stuhl auf, ergriff die verlangte Schüssel, und indem ich sie der Frau Bürgermeisterin recht geschwind übergeben wollte, stieß ich damit so heftig an den vor mir stehenden Obelisken, daß er umstürzte und in Trümmer zerfiel. Himmel! welcher Aufruhr! Es ward fürchterlich gelacht, mit den Händen geklatscht, mit den Füßen getrommelt. Das war in Gimpelwalde nicht anders zu erwarten. Es erhoben sich aber auch scheltende Stimmen, und sogar die alte Matrone, deren voreilige Naschlust den Einsturz des Prachtkegels verursacht hatte, erfrechte sich, mir einen öffentlichen Auspußer zu geben.

Ich war nun gleichsam für vogelfrei erklärt. Niemand schützte mich gegen die unzähligen Spottpfeile, die mir von allen Seiten um die Ohren schwirrten. Eine anständige Flucht war das einzige Rettungsmittel. Ich bewerkstelligte sie mit verhülltem Gesicht, als hätte mich Nasenbluten befallen. So entkam ich unaufgehalten aus dem Saale. Im Borgemache riß ich schnell, wie ein Dieb, meinen Armhut aus dem dort aufgeschichteten Filzberge heraus, floh in mein Studierstübchen und beweinte dort mein Geschick, daß ich ein köstliches Gastmahl, wie es einem armen Schulmanne selten geboten wird, kaum halb gesättiget hatte verlassen müssen. Denn als ich mich ge-

nothdrungen aus dem Staube machte, rückten eben erst die Braten heran. Es ward ein prächtiger Rehziemer aufgetragen und zerlegt; aber ich bekam keinen Mundbissen davon. Wer hätte sich in einer solchen betrübten Lage der Thränen enthalten können?

Doch nicht ganz gebrach es meinen Wunden an einem scheinbaren Balsam, der aber in der Folge das Uebel noch ärger machte. Ich bemerkte nämlich während meiner Drangsale, daß Ulrike, die schöne Tochter des Zoll- und Geleits-einnehmers, ein mitleidiges Auge auf mich warf, und ihre ausgelassenen Freundinnen, die ihre Schadenlust frank und frei an den Tag legten, mit strafenden Worten und Gebarden davon abmahnte. Dieser Edelmuth schien mir ein Sohn der Liebe zu seyn, und als solchen sprach ich ihn an. Ich entließ des folgenden Tages an die Tochter des Zöllners eine wohlausgearbeitete Zuschrift, worin ich mich nicht allein für die mir bewiesene Theilnahme schuldigst bedankte, sondern auch allerhand feine Schmeicheleien und artige Schalkheiten von Amor und Hymen einmischte. Aber ich erhielt keine Antwort. Ulrike, das Schäschen, hatte meine verblühte Liebeserklärung nicht verstanden, und sie, was noch schlimmer war, an die große Glocke geschlagen. Mein Handschreiben ward in allen Theegesellschaften und Kränzchen gelesen, beschnattert und bekrittelt. Die erbärmlichsten Ignoranten erklärten es für ein Meisterstück der Schulfüchsererei. — O, ihr Strohköpfe! ich bin kein Pedant. Das unbefangene und einsehende Publikum wird über mich und meine Schreibart gerechter urtheilen.

Auch an meiner Figur hat man in Gimpelwalde viel zu mäkeln. Die losen Dirnen, deren Auge durch die heroischen Gestalten einiger dort in Garnison stehenden Dra-

goneroffiziere verwöhnt ist, nennen mich den schwarzen Zwerg, weil sie vermuthlich in ihren Kockenstuben ein altes Volksmärchen von einem solchen Kobold gehört haben. Nun, es ist wahr, ich könnte eine Elle größer seyn, ohne deshalb ein Riese zu heißen; aber durch Fülle und Rundung ersetzte mir die Natur den Mangel der Länge. Starke, wohlgeformte Waden, ein mäßiger Prälatenbauch und eine dazu passende Unterkehle, sind Eigenschaften, die mich gar nicht entstellen. Ich kleide mich auch mit der äußersten Sorgfalt. Meine Stuzperücke ist, ohne Ruhm zu melden, das schönste Haargebäude der Stadt, und ich wette einen vollwichtigen Dukaten, daß auf meinem schwarzen Rocke, wenn ich ausgehe, kein Fäschen zu finden ist. Allein was helfen alle Vorzüge des Geistes und des Körpers, wenn man unter des Vorurtheils blinden Maulwürfen wohnt?

Den Närrinnen von Gimpelwalde zum Poffen, faste ich gleich nach jenem unglücklichen Tage den Vorsatz, mit meinem Herzen auszuwandern und die nächsten Schulferien zu einer Brautfahrt anzuwenden. Ich konnte und wollte das Porcellan der Menschheit — wie der englische Dichter Dryden das schöne Geschlecht nennt — in meiner Haushaltung nicht länger entbehren. Ein Freund rieth mir, mich damit in der Hauptstadt zu versorgen. „Du findest dort,“ sprach er, „dergleichen Porcellanfigürchen von so besonderer Feinheit und Zierlichkeit, daß die Gimpelwalder Produkte dagegen nur als gemeine Töpferwaare zu betrachten sind.“ — Das war mir glaubhaft, und ich entschloß mich zu der angerathenen Reise um so leichter, da ich in der Residenz die Gastfreiheit eines bemittelten Universitätsfreundes in Anspruch nehmen konnte, und also das dortige harte und heiße Pflaster nicht scheuen durfte.

Der erste Schritt, den ich thun mußte, war die Anschaffung eines Reisepasses: denn die Menschen haben es leider durch ihre Unthaten dahin gebracht, daß nun Jeder, der sich über das Weichbild seines Wohnortes hinauswagt und nicht über seine Ehrlichkeit Brief und Siegel aufweisen kann, für einen Spitzbuben gehalten wird. — Ich verfügte mich also zu dem Herrn Bürgermeister und bat geziemend um den benötigten Schutzbrief. Mein Gesuch ward bewilligt; aber der unversöhnliche Mann hatte den Stoß, den er einige Monate vorher von mir empfing, noch nicht vergessen, und aus Rache gab er seiner unterthänigen Kreatur, dem Stadtschreiber, unter den Fuß, mich als eine wahre Mißgeburt in dem Passe zu schildern. Dieses merkwürdige Beispiel von obrigkeitlicher Heimtücke will ich hier öffentlich zur Schau stellen. Die schändliche Beschreibung meiner Person lautet folgendermaßen:

„Herr Magister Polykarpus Gabriel Zimpel, seinem Angeben nach zwei und dreißig Jahr alt, doch viel älter aussehend, ist von überaus kleiner Statur, hat ein dickes, pockengrübliches Gesicht, kleine graue Augen, eine kleine stumpfe Nase, aufgeworfene Lippen, röthliches, mit einer Perücke bedecktes Haar und ausgeschweifte Beine. Auch ist als ein besonderes Kennzeichen an ihm zu bemerken, daß er sehr höflich ist und oft tiefe Bücklinge macht, aber dabei gemeiniglich die Leute, die hinter ihm stehen, mit dem unehrbarsten Theile seines Körpers vor den Leib stößt.“

Was sagt die gutmüthige Welt zu diesem Pasquill? Ein schöner Empfehlungsbrief für einen Brautfahrer! Und diese Schandschrift mußte ich mit einem baaren Reichsgulden bezahlen. Das schreit gen Himmel!

Ich wählte, nach Maßgabe meines Beutels, die öffentliche Postkutsche. Als ich einsteigen wollte, fand ich auf

dem Hauptfisse einen dicken Mann, den ich mit entblößtem Haupte sehr höflich begrüßte. Er hingegen bewegte nicht Kopf, nicht Hand, sondern fertigte mich mit einem bärenhaften Brummen ab. Grobian! schimpfte ich in Gedanken, und machte Anstalt, mich neben ihn zu setzen. Er zog mir aber einen Schlagbaum vor, indem er eins seiner Elephantenbeine erhob und es quer über die Sitzbank ausstreckte. Ich fragte herzhast, wie das zu verstehen sey. Er antwortete nicht; doch der Commandant des Wagens, der Schaffner, erklärte mir: der dicke Herr habe sich, um recht bequem zu sitzen, für zwei Personen auf der Post einschreiben lassen. — Bitter lächelnd begab ich mich nun auf den Rücksitz.

„Sie werden hier eine angenehme Nachbarin haben,“ sagte der Schaffner: „Da kommt sie schon!“ Ich beugte mich neugierig aus dem Wagen und es ward mir ganz warm und wohl ums Herz, als ich eine schlanke, jugendlich blühende Grazie vom Gasthose herschweben sah. Sie grüßte mich mit holder Anmuth, und nahm so schnell und so freundlich neben mir Platz, als ob sie diese Stelle vor allen andern gewählt haben würde, wenn auch der Schlagbaum gegenüber nicht vorhanden gewesen wäre.

Das schmeichelte mir und ward mir ein Sporn, das Wagenrecht der Frauen für sie zu verfechten. „Aber, mein Herr,“ begann ich mit muthiger Stimme, „Sie werden doch wohl dieser Dame den Ehrenplatz zugestehen, der ihrem Geschlechte von keinem gebildeten Manne verweigert wird?“ — „Narrenpossen!“ sagte der Klop. „Hier sitzt man für sein Geld, und wer eher kommt, mahlt eher.“ — „Pfui, das ist ein abscheulicher Egoismus!“ rief ich aus. „Mag's seyn, was es will!“ erwiderte er. „Mir beliebt's, gemächlich zu sitzen, und damit Lied am Ende!“

Ich wollte, seiner Schlusstrophe zum Troß, das Zanklied weiter singen, aber meine schöne Nachbarin bat mich, den Streit ruhen zu lassen, und fügte mit einer bezaubernden Miene die Versicherung hinzu, daß sie mit ihrem Plaze vollkommen zufrieden sey.

Jetzt erschien noch ein vierter Passagier: ein hagerer und fast unsauber gekleideter Mann, der eine Tabakspfeife im Munde, eine Schreibtasel in der Hand und ein Bündel unter dem Arme trug. Er kletterte ohne langes Bedenken zum Schaffner hin, der in der Schosfelle auf einem entseelten Rehbock thronte, und den Ankömmling einlud, sich auf ein Paar Hasen niederzulassen. „Wären Sie ein junges Modenärrenchen,“ setzte er hinzu, „so würde ich Ihnen das nicht zumuthen: denn Sie müßten dann allerdings Bedenken tragen, Ihre Verwandten zu drücken.“ —

Nach diesem Spasse ging die Reise fort. Das gigantische Fuhrwerk versetzte uns harte Stöße, die jedoch für mich den Vortheil hatten, daß sie die nähere Bekanntschaft mit meiner reizenden Nachbarin beförderten und beschleunigten. Wir flogen an einander, baten uns um Verzeihung und scherzten über das unter uns rollende Erdbeben. So entspann sich eine trauliche Unterhaltung, deren Faden nie abriß. Der Doppelpassagier schlief; aber der dürre Mann auf dem Hasenpolster wachte desto mehr und schien unser Gespräch in seine Schreibtasel einzutragen. Ueberhaupt war er ein scharfer Beobachter. Er zählte die Rauchfänge der Dörfer, zählte die weidenden Heerden, zog von dem Schaffner mancherlei staatswirthschaftliche Nachrichten ein und schrieb alles nieder. Ich schloß daraus, daß er ein Schriftsteller sey, der die Kosten seiner Reise durch eine Beschreibung derselben gewinnen wolle. Das beunruhigte mich, weil in diesem Falle

zu befürchten stand, daß er auch meine Person darin aufstellen und sie zur Vermehrung seines Ehrensoldes benutzen würde. Darum faßte ich auf der Stelle den Entschluß, ein Gegengift einzuwenden, nämlich meine Brautfahrt selbst zu beschreiben, damit die Welt wenigstens die reine Wahrheit davon erfahre.

Ich durstete gleichsam, den Stand und Namen meiner Gefährtin zu wissen, und der Postillon durstete wirklich im engsten Sinne des Worts. Er half sich durch Stillhalten vor einer Dorfschenke, und half mir zugleich mit, weil ich nun mit dem Schaffner unter vier Augen sprechen konnte. Ich bewirthete ihn, um seine Gunst zu gewinnen, aus der besten Flasche, führte ihn dann bei Seite, fragte nach meiner lieben Unbekannten, und hörte: sie sey die Wittwe eines vor zehn bis zwölf Monaten verstorbenen Landpfarrers, Namens Ferber, den der Tod so zu sagen aus dem Brautbette geholt, und gleich in der ersten Flitterwoche nach der Hochzeit den Armen seiner jungen Gattin entrisen habe.

Ich muß aufrichtig gestehen, daß mir der frühe Eintritt des seligen Mannes eben nicht leid that; ich bekam vielmehr Lust, sein hinterlassenes Ehekleinod zu erben. Ha! wenn dir das glückt, sprach ich in Gedanken, wenn du einst mit einer so liebreizenden Gattin in Gimpelwalde triumphirend einziehst: wie werden dann die stolzen Geschöpfe, die dich verschmähten, die Augen niederschlagen und vor Aergerniß noch häßlicher werden, als sie es meistens schon sind! —

Der Geist der Flasche, die der Schaffner auf meine Kosten fleißig handhabte, kitzelte nicht unangenehm meine Geruchsnerven, und ich pflege wohl sonst auch in freier Luft ein Spitzgläschen wider den bösen Nebel zu trinken:

doch jetzt enthielt ich mich dieses Genusses, um nicht etwa bei der Guldin, der ich Seelenliebe einflößen wollte, in den Verdacht der Trunkenliebe zu fallen. Anstatt dessen beschaute ich mich in dem kleinen Spiegel meiner Tabaksdose, rückte mir die Perücke zurecht, und säuberte mittelst einer Kehrbürste, die ich immer bei mir führe, meine Kleider von dem Heu und Stroh, womit mich der Postwagen verunreinigt hatte. Der Schaffner sah mir lächelnd zu und sagte: „Sie haben etwas vor, Herr Magister! Nun, ich wünsche Glück.“

Ich stellte mich taub und ging mit auswärts gedrehten Füßen wie ein Tanzmeister zum Postwagen zurück, den Madame Ferber nicht verlassen hatte. Sie saß, wie ich von weitem bemerkte, mit gesenkten Taubenaugen da; die vorige Heiterkeit war von ihrem Angesichte gewichen; aber es klärte sich wie ein Frühlingshimmel auf, als ich mich wieder neben sie setzte. Wir wurden immer vertrauter. Ich war eine Stunde lang ein sehr glücklicher Mensch. Doch plötzlich kam, wie Bürger sagt,

ein Sans-facon daher trittirt,
und hielt den Wagen an.

Es war ein Polizeibedienter; er fragte nach unsern Pässen. Der Hausback auf dem zweimännischen Plaze führt langsam und krächzend die Hand in die Tasche. „Bemühen Sie sich nicht, mein Herr! Ihnen sieht man's schon an, daß Sie keine verdächtige Person sind!“ sagte der Straßenbereiter, nach der Weise des großen Hausens, der vor allen dicken Leuten einen besondern Respekt hat. — „Aber wer ist Er dort hinten?“ fuhr er wie ein wilder Eber auf den dürren Mann los. „Ich bin ein Literatus,“ war die Antwort. „So! hol ein lateinisches Thier! Heraus“

mit dem Paffe!“ — Er sah ihn flüchtig durch, rümpfte die Nase und warf ihn verächtlich in die Schovskelle zurück. Hierauf wandte er sich zu Madame Ferber, und als er aus ihrem Munde gehört hatte, daß sie die Wittwe eines Pfarrers sey, sagte der rohe Gesell: „Nun, hat Gott genommen, so nehmen Sie wieder! Da sitzt ja gleich ein anderer Schwarzrock, wenn er nicht etwa schon mit einem Schäschen versorgt ist.“ — Ich erschrak über diese Unzartheit, als stieße man mir einen Dolch in's Herz. Der tölpische Heirathsstifter lachte überlaut und steigerte noch meine Angst, indem er meinen Paß zu sehen verlangte. Zitternd reichte ich ihm die obrigkeitliche Schmähschrift. Er durchlas sie genau, verglich Zug für Zug das vor ihm sitzende Original mit der Copie und schnippte immer dabei vor Vergnügen mit den Fingern. Als er vollends am Ende die Anmerkung fand, daß ich von hinten stößig sey, da brach er in ein wildes Gelächter aus, ließ den Paß, den er mir zuschleudern wollte, aus der Hand fallen und sprengte fort.

„Dieser Mann ist wohl unter dem Hute nicht richtig!“ stotterte ich, und rief durch ein enges Fenster, das sich an meiner Seite befand, dem Postillion zu: er solle halten und mir den Paß von der Erde aufheben. Er wälzte sich vom Sattelgaul herunter, ließ aber die Pferde in kurzem Trabe fortgehen und lief zurück nach der Stelle, wo das verwünschte Papier lag. Ich legte mich, um zu sehen, ob er es fände, zum Fenster hinaus. Husch! riß mir ein Baumast den Hut vom Kopfe, und indem ich darüber aufschrie, entführte mir ein anderer die Perücke und schmückte sich selbst mit dem Raube. Ach! in diesem unseligen Augenblicke wünschte ich mir den Tod, weil nun das Geheimniß meiner Rothköpfigkeit vor Madame Ferber

enthüllt war. Ich stülpte mir hurtig eine Nachtmütze auf, die ich zum höchsten Glück in der Tasche hatte. Meine zartfühlige Nachbarin sah auf der andern Seite zum Wagen hinaus. Der ungeschlachte Postknecht hieb indessen mit seiner Peitsche die Perücke vom Baume herunter, quetschte sie mit Hut und Paß in eine Faust zusammen und warf mir den ganzen Kram auf den Schoos. Die Perücke war so jämmerlich zerstört, daß ich mich ihrer in diesem Zustande nicht bedienen konnte, wenn ich nicht wie ein betrunkenener Dorfschulmeister aussehen wollte. Ich mußte also mit der Nachtmütze unter dem Hute wie ein zu Markte ziehender Hutmacher die Reise fortsetzen.

Madame Ferber benahm sich, als hätte sie die ganze Kette von Unfällen nicht bemerkt. Bald darauf stand ein rothköpfiger Junge am Wege. „O, sehn Sie doch das hübsche Kind!“ sagte sie mit himmlischer Güte. „Selbst sein Haar, dessen Farbe oft bespöttelt wird, gefällt mir. Ich habe auch gehört oder gelesen, daß es vormals bei den alten Deutschen beliebt gewesen sey.“ — „Sehr beliebt!“ fiel ich muthig ein, ob ich gleich diese Bemerkung für weiter nichts, als eine höfliche Erfindung hielt und noch halte. — „Aeußerst beliebt!“ fuhr ich fort. „Aber wir ausgearteten Deutschen sind leider in allen Dingen die Gegenfüßler unserer wackern Väter.“ —

Indeß wir über diesen reichhaltigen Stoff unsere Gedanken noch weiter gegen einander austauschten und der Schriftsteller im Hintergrunde fleißig nachschrieb, kippte plötzlich der Wagen, und, wie man eine Hand umkehrt, lag er in einem tiefen Moraste. Wir stürzten inwendig wie ein Chaos, das sich gestalten will, durch einander. Der Dicke ward durch seine Schwerkraft der Grundstein; auf ihn fiel die Dame, und ich auf sie. Doch die beiden

Hintersassen blieben in ihrer Höhle für sich. Ich bat die schöne Wittve tausendmal um Verzeihung, daß ich auf sie gefallen war, und stieg dann mit möglichster Geschwindigkeit zum Fenster hinaus, wobei mir der dicke Mann unvermeidlich zum Fußschemel dienen mußte.

O, hätte ich doch, wie dieser Phlegmaticus, die Auferstehung des Wagens ruhig darin abgewartet! Aber der Rausch der Liebe hatte mir den Kopf eingenommen, und ich vergaß der Warnung des weisen Sirachs: Was deines Amtes nicht ist, da laß deinen Vorwitz! Ich wollte mich dem Auge der Geliebten entschlossen und thätig zeigen, wollte Hülfe aus dem nächsten Orte herbeirufen, und so wagte ich denn einen halsbrechenden Sprung vom Kutschenfenster hinunter. Aber diese rasche That bekam mir sehr übel. Ich fiel die Länge lang mit solcher Gewalt auf Gottes Erde, daß mir alle Knöpfe der Weste absprangen, und ein gewisses anderes, daran gränzendes Kleidungsstück völlig zerplatzte. Voll Verzweiflung raffte ich mich auf, hielt die Bruchstücke mit beiden Händen zusammen und lief so schnell, als es in dieser Verfassung möglich war, in den Wald hinein. Dort, hinter einem Strauche niedergeduckt, bemühte ich mich, die traurigen Fragmente zusammen zu nesteln; allein es gelang mir nicht. Mein Niederkleid, mit Luther zu reden, befand sich in einer völligen Auflösung.

Als ich nun in wahrer Hölle Angst durch die Lücken des Gesträuchs nach der Geburtsstätte meines Jammers hinblickte, sah ich den Schriftsteller am Rande des Weges auf einem Baumstocke sitzen. Er trug mit eifertiger Hand die Geschichte unsers Unglücks in seine Schreibtafel ein, und richtete deshalb von Zeit zu Zeit seine Augen auf den Wagen, der immer noch die Räder gen Himmel

kehrte. Es kostete mich viel Ueberwindung, den gefährlichen Menschen, der über alles, was um ihn her vorging, ein Buch in den Druck geben wollte, zum nähern Vertrauten meines Elends zu machen; aber ich wußte mir nicht anders zu helfen. „Beste Herr Literatus,“ rief ich, „haben Sie doch die Gefälligkeit, mir meinen Reisemantel recht geschwind aus dem Wagen zu holen.“ Horchend stand er auf; aber anstatt meine Bitte schleunig zu erfüllen, kam er zu mir hinter den Strauch, untersuchte mit seinen Luchsaugen meinen kläglichen Zustand, und fing an zu schreiben. „Gehn Sie zum Henker!“ sprach ich entrüstet und stieß ihn fort. Er ging, doch immer schreibend, und nach einigen Minuten brachte er mir meine Hülle, die für mich den Werth eines königlichen Purpurmantels hatte.

Ich trat nun aus meinem Versteck hervor. Der Wagen war indessen wieder auf die Beine gebracht worden. Die Gesellschaft stand um ihn her, als wünschte sie ihm Glück zu seiner Genesung. Ich nahte mich. Madame Ferber kam mir entgegen. „Himmel, Sie bluten ja!“ rief sie ängstlich aus. Ich hatte mir, ohne daß ich's wußte, eine Wunde in die Stirn gefallen. Die mitleidige Seele ward mein Arzt. Sie gab sogar ein schönes seidenes Tuch zu dem Verbande her. Ich küßte den Malbaster ihrer Hand; unnennbares Entzücken durchströmte mich, und ich dankte jetzt dem Schicksal für die Wunde, die mir zu diesem Genuß verhalf.

Aber der Weiser an der Uhr bezeichnete mir schon die bittere Stunde der Trennung. Die Station Rehfeld lag vor unsern Augen, und dort mußte ich von der Königin meines Herzens scheiden. Mein Anzug, von der Perücke bis zu den Kniegürteln hinab, war in einer solchen Verwirrung, daß ich nicht weiter reisen konnte, weil sich wä-

rend der kurzen Zeit des Pferdewechsels die zerstörte Ordnung unmöglich wieder herstellen ließ. Es schien mir auch unschicklich, mich mit einer Kopfwunde, wie ein Schenkenheros, vor der eleganten Welt der Hauptstadt sehen zu lassen, und überdieß war mir der schreibselige Beobachter ein unerträglicher Reisekompan. Ich entschloß mich also, wiewohl höchst ungern, die folgende Post in Rehsfeld abzuwarten.

Die schöne Wittve erschreckt, als ich ihr die eiserne Nothwendigkeit meines Dableibens ankündigte. Ich wollte ihr das seidene Diadem, das sie mir um den Kopf gewunden hatte, zurückgeben; aber sie erlaubte mir durchaus nicht, es aufzulösen. Sie nehme, sagte sie, das Tuch nicht eher als in der Hauptstadt von mir an, und auch dann nur, wenn ich's ihr in eigener Person überbrächte. O, wie beseligten mich diese klaren Zeichen der Liebe! — Sie nannte mir Straße und Haus, wo sie in der Hauptstadt bei einem Oheim wohne, den sie besuchen wolle. Ich führte sie zum Wagen. Sie drückte mir beim Einsteigen zärtlich die Hand. Ich mußte mich wegwenden, um eine hervorquellende Thräne zu verbergen. Indessen verschwand der Engel.

Seitdem habe ich nun hier im Posthause drei langweilige Tage und eben so viel schlaflose Nächte verlebt; denn Morpheus und Amor vertragen sich nie mit einander. Ich konnte mich nicht bezähmen, mit einer hier durchgehenden reitenden Post ein herzvolles, gleichsam mit Cupido's Pfeile geschriebenes Briefchen an meine lebenswürdige Freundin abzusenden. Aber wird auch der kalte Buchstabe kräftig genug seyn, mich gegen feurige Nebenbuhler zu schützen? — Kann mich nicht vielleicht früher, als ich in der Hauptstadt anlange, ein unternehmender Herzens-

erobrerer um so leichter vom Throne der Liebe wieder hinabstoßen, da ich noch gar nicht fest darauf sitze? — Ach! wenn ich mir diese Möglichkeit vorstelle, so ärgert's mich ordentlich, daß ich, als ein Halbgeistlicher, nicht laut fluchen darf auf den Mordweg, der die unbehülliche Landkutsche zum Falle brachte.

Das Posthorn tönt; ich muß schließen. Der Himmel gebe, daß ich von der nächsten Station keine verdrießlichen Vorfälle zu berichten habe.

Zweite Station.

Sellborn, am 10. Mai 1811.

Mich verfolgt ein schwarzes Verhängniß! Da sitze ich wieder und muß abermal drei Tage verpassen! — Man höre, wie das zuing.

Die Postkutsche, die mich von Rehfeld weiter bringen sollte, kam an. Aus ihrem Bauche schallte ein wüstes Geschrei, das mir keine frommen und sittsamen Reisegefährten ankündigte. Ich erinnerte mich, als sie still hielt und der Schlag geöffnet wurde, des trojanischen Pferdes: denn es stiegen eine Menge mit Schwertern bewaffnete Jünglinge heraus, die zwar nicht wie Griechen aussahen, aber insgesammt fremd und seltsam gekleidet waren. Manche trugen weite türkische Beinkleider und breite Mammelukenmützen; andere waren in enge, mit zahllosen Knöpfchen besetzte Husarenwämmser eingezwängt; die dritte Klasse hatte sich durch furchtbare Backen- und Schnurrbärte verunstaltet und glich einer Rotte von Wegelagerern. Ich war lange zweifelhaft, was ich aus dieser wunderlichen

Gesellschaft machen sollte. Endlich hielt ich sie für herumziehende Comödianten, und glaubte, sie hätten etwa in der Nähe Schillers Räuber aufgeführt und sich sogleich nachher in ihren Theatertrachten auf den Postwagen gesetzt.

Ich gestehe offenherzig, daß ich Gaukler und Histrionen nicht liebe; es war mir daher ungelegen, mit solchen Leuten in Bekanntschaft zu gerathen. Allein ich hatte mich, wie ich von dem Postschreiber erfuhr, in meiner Vermuthung geirrt, ohne dadurch eben viel gebessert zu seyn. Es waren — Studenten. Doch gewissermaßen standen sie auch im Begriff, ein Schauspiel aufzuführen, indem sie sich als akademische Kaufbolde der Hauptstadt zeigen wollten. Ich zweifle nur, daß sie Lob und Beifall dort einerndten werden.

Mit Saus und Braus traten sie in die Passagierstube; ich aber schlüpfte durch eine Seitenthür hinaus, um so wenig als möglich mit ihnen zu schaffen zu haben. Ich hielt mich verborgen, bis die Pferde angespannt wurden. Dann begab ich mich still in den Wagen und verwies mich freiwillig ins Glend der Schoßkelle, weil ich voraus sah, daß mir die übermüthige Jugend kein besseres Räumchen gönnen würde. Kurz darauf stieß der Postillion ins Horn und die Herren Akademiker stiegen ein.

„Ei, seht doch,“ rief Einer, „da haben wir einen Reiseprediger und finden ihn schon auf der Kanzel!“ Ich nahm mich dieser Stichelei nicht an. „Den Gelehrten ist gut predigen, Herr Magister!“ sagte ein Zweiter. Ich antwortete nicht, dachte aber in meinem Herzen: ihr guten Bürschlein seyd noch tausend Meilen davon entfernt, Gelehrte zu seyn. „Es riecht nach Philistern!“ sprach ein Dritter. „Nun, so laßt uns das Philisterlied singen!“ schrie ein Vierter. „Ja, das Philisterlied!“ jauchzten Alle und Einer hub an:

Wißt ihr, was ein Philister heißt?
Ich will sein Bild entschleiern.
Geht irgendwo ein finst'rer Geist
Behutsam, wie auf Eiern,
Und trägt geschmückt den hohen Kopf
Mit Ahel, Haarsack oder Zopf,
Das ist ein Herr Philister!

Chorus.

Hol' ihn der Guckguck und sein Küster!

Einer.

Wer da, wo Traubensaft vom Rhein
Der Männer Herz erfrischt,
Den Göttertrank mit Gänsewein
In seinem Becher mischt,
Und, wenn ein Rundgesang erkönt,
Gesichter zieht und Seufzer stöhnt,
Das ist ein Herr Philister!

Chorus.

Hol' ihn der Guckguck und sein Küster!

Einer.

Wer sich, wenn man bei Tanz und Spiel
Mit schönen Mädchen scherzet,
Und Jeder frisch im Lustgewühl
Sein Liebchen küßt und herzet,
Wer da sich zu den Müttern setzt
Und sich mit Klatscherei'n ergötzt,
Das ist ein Herr Philister!

Chorus.

Hol' ihn der Guckguck und sein Küster!

Einer.

Wer immer vom gesunkenen Staat
Und bösen Zeiten pimpelt,
Und jede kühne Männerthat
Spießbürgertich begimpelt,
Und alle Musenkünste schilt,

Weil sich dadurch der Sack nicht füllt,
Das ist ein Herr Philister!

Chorus.

Hol' ihn der Guckguck und sein Küster!

Einer.

In Summa, wer die Welt um sich
So dünkeisolz betrachtet,
Als wär' sie seinem hohen Ich
Vom lieben Gott verpachtet,
Und drum verlangt mit Zorn und Groll,
Daß, wie er pfeift, sie tanzen soll,
Das ist ein Herr Philister!

Chorus.

Hol' ihn der Guckguck und sein Küster!

„Wie gefällt dem Herrn Magister dieß Liedlein?“ zapfte mich der Vorsänger an.

„Vortrefflich! bewundernswürdig!“ rief ich aus. „Ich erbitte mir davon auf der nächsten Station eine Abschrift.“

Die Musensöhne, die vermuthlich erwartet hatten, daß ich durch Ungeberdigkeit ihre Lachsucht befriedigen würde, stuzten über meine Antwort, und der Leser stuzt wahrscheinlich auch; aber ich dachte: wenn man unter den Wölfen ist, muß man mit heulen. In diesem Tone fuhr ich folgerrecht fort, als die jungen Herren nun anfangen, mit ihren Liebchastan zu prahlen und mir ziemlich unfein zu verstehen gaben, daß ich über diesen Punkt wohl nicht mitsprechen könne. „Sie irren sich stark, meine Herren Philister!“ pläzte ich heraus, und erschrak über mich selbst, weil ich durch diese tollkühne Rede mein Leben gewagt hatte.

Die Studenten sahen mich mit großen Augen an und fragten fast einstimmig, wie ich zu der Frechheit komme, sie mit diesem Schimpfworte anzutasten. „Dazu berechtigt mich die letzte Strophe Ihres vorhin gesungenen Liedes;“ antwortete ich: „denn Sie thun, bei meiner Seele! nicht anders, als hätte Ihnen der allmächtige Gott den Rosengarten der Liebe, mit Ausschließung aller andern Menschen, verpachtet!“

Die Bursche lachten versöhnt und legten mir die Frage vor: ob ich an dieser Pachtung wirklich auch einen Anspruch zu haben glaube.

„Das versteht sich!“ gab ich zur Antwort. „Ich behaupte sogar kühn, daß alle ihre Dulcineen, meine Herren! nicht würdig sind, der Dame, die ich liebe, die Schleppe zu tragen.“

„Das wäre der Teufel!“ rief ein Schnurrbart und forderte mich heraus, meine Behauptung zu beweisen.

Ich war verwegen genug, mich darauf einzulassen, und entwarf nicht nur von Madame Ferber ein reizendes Bild, sondern erzählte auch getreulich und mit burschikoser Laune alles Gute und Böse, was mir auf der ersten Station begegnet war. Es belustigte meine Zuhörer ungemein; und da ich nun einmal in diese leichtfertige Sprache verfallen war, so hätte ich sie fortführen sollen. Aber das Herz überwältigte den Kopf, ich fing an, empfindsam zu werden, klagte schwärmerisch über die Trennung von meiner Geliebten, und gerieth dadurch in den Fallstrick, der mich hier festhält.

Ich will dem Leser die Sache ohne Rückhalt und Schminke vortragen, ungeachtet ich mich dadurch in kein vortheilhaftes Licht stelle.

Einer der Studenten, ein bildschöner Jüngling, schien

durch meine Liebesklagen gerührt zu werden. „Betrüben Sie sich nicht, Herr Magister!“ sprach er mit freundlichem Ernst. „Hätten Sie nun auch allenfalls Ihre Dame verloren, so gibt es wohl noch andere Frauenzimmer, die Ihnen den Verlust ersetzen können. Ich selbst habe z. B. eine sehr gutmüthige und wohlgebildete Schwester, die sich wahrscheinlich nicht bedenken würde, einen so gelehrten, artigen und in Brod und Ehre stehenden Mann, als Sie sind, zu heirathen.“

Ich dankte, mit Abnehmung des Hutes, für seine gute Meinung; doch erklärte ich ihm dabei, daß eine Unbekannte weder Sehnsucht bei mir erwecken, noch mich trösten könne.

„Sie werden meine Schwester noch heute kennen lernen,“ antwortete der Studiosus. „Sie ist im Städtchen Hellborn, wo wir frische Pferde bekommen, bei unserem Better, dem Pfarrer, zum Besuch, und erwartet nur die Postkutsche, um mit derselben zu einer Tante in die Hauptstadt zu reisen. Wir wechseln mit einander die Plätze. Sie nimmt den meinigen auf der Post ein und ich den ihrigen im Pfarrhause, wo ich mich bis zu ihrer Rückkunft, die in vierzehn Tagen erfolgen wird, aufhalten werde.“

Ich hörte das alles mit Gleichgültigkeit an. Wir kamen nach Hellborn. Er nahm im Posthause rings herum von seinen Freunden Abschied, umarmte mich brünstig, als wäre ich schon sein Schwager, und flüsterte mir ins Ohr: ich möge die Güte haben, mich seiner Schwester unter Weges anzunehmen und sie gegen die Zudringlichkeit der übrigen Gesellschaft zu schützen. Ich versprach es ihm mit einem deutschen Druck der Hand. Er ging fort.

Mir klopfte das Herz, ich wußte nicht, warum. Ich bestrebte mich, unbefangen zu scheinen, aber es glückte mir

nicht. Steif, wie eine Drahtpuppe, saß ich da, und wenn die Thür aufging, ward ich roth. Die Musenjünger beobachteten mich und warfen sich Schalksblicke zu, die sich deutlich auf mich bezogen. Meine Verlegenheit stieg mit jeder Minute. Ich ließ mir, um mich zu beschäftigen, das Philisterlied in die Feder sagen: aber ich zitterte, daß ich kaum schreiben konnte und machte einen Tintenleck über den andern.

Endlich kam die ängstlich erwartete Schöne. Es war eine angenehme Gestalt, die ein geschmackvolles Reisekleid trug und mit schelmischen feurigen Augen unter einem zierlich behänderten Strohhute hervorsah. Die Studenten sprangen auf, verbeugten sich ehrerbietig, erhielten aber nur einen allgemeinen flüchtigen Gegengruß, in den sie sich theilen mußten. Ich hingegen genoß der Ehre, daß die junge Dame mit den holdseligsten Verneigungen schnurstracks auf mich zuing und mit melodischer Stimme sagte: sie freue sich außerordentlich, einen zwar neuen, doch überaus werthen Freund ihres Bruders in mir zu begrüßen. Erglühend und Complimente stammelnd küßte ich ihr die Hand, ergriff den besten Stuhl, der zu haben war, stäubte ihn sorgfältig ab und ersuchte sie, Platz zu nehmen. Aber ich glaubte, mit diesen trocknen Höflichkeiten nicht genug zu thun; ich hielt es für nöthig, das liebe Frauenzimmerchen mit etwas zu bewirthen. Ich stürzte daher — was man im buchstäblichen Verstande stürzen nennt — in die Küche: denn ich fiel über einen auf der Schwelle liegenden Pudel, den ich in der Eil nicht bemerkt hatte. Doch wie ein Wetterstrahl fuhr ich wieder auf und bestellte zwei Portionen starken Kaffee, wobei ich alle Surrogate verbat.

Als dieß abgemacht war, eilte ich zurück in die Stube, und strengte mich weidlich an, die Dame gehöriger Maßen

zu unterhalten. Sie sprach witzig und munter und begeisterte mich selbst zu ergötzlichen Einfällen. Ihr anmutsvolles Wesen bezauberte mich in einem solchen Grade, daß ich mich förmlich in sie verliebt hätte, wäre mein Herz nicht bereits in guten Händen gewesen.

Der Kaffee ward gebracht. Ich lud sie dazu ein und ersuchte sie, das Schenkenamt zu verwalten. Sie that es mit Anstand. Die Studenten saßen um uns her und rauchten Tabak um die Wette. Das war mir höchst verdrießlich, weil ich besorgte, daß der unmäßige Dampf, der überdies nach wohlfeilen Blättern roch, der Dame beschwerlich fallen möchte. Ich unterzog mich deshalb der Mühe, die um sie herumwirbelnden Wolken mit meinem Taschentuche zu zerstreuen. Sie dankte mir, versicherte jedoch, sie sey dieses Weihrauchs gewohnt, weil ihr Herr Vetter, der Pfarrer des Orts, unstreitig der stärkste Schmaucher im Lande sey.

„Was Sie sagen!“ rief ich aus. „Also wär' es, bei so bewandten Umständen, wohl auch mir erlaubt, ein Pfeifchen anzustecken?“

„O, das thun Sie doch!“ sprach sie. „Ich rauche selbst mit!“

Das hielt ich für Scherz; aber sie zog, so wahr ich lebe! einen schon geladenen Puffer aus ihrem Arbeitsbeutel hervor, und setzte ihn, ohne sich nach einem Fidibus umzusehen, an dem auf dem Tische stehenden Lichte tapfer in Brand. Mit starrem Entsetzen sah ich das widrige Schauspiel an. Das Studentenchor brach in ein wiehernsdes Gelächter aus. Ich saß, wie in einen Stein verwandelt, bis die Amazone mit ausgebreiteten Armen und mit der dampfenden Pfeife im Munde auf mich zuslog und mit einer männlichen Bassstimme sagte: „Nun, Magisterchen,

willst Du mich heirathen?“ — Voll Abscheu zog ich mich schnell zurück, trat auf den vermaledeiten Pudel, der hinter mir auf den Dielen lag, und fiel abermal über ihn so vollständig, daß ich die Beine hoch in die Luft streckte. Jetzt war es doch nicht anders, als wollten die Studenten und die wilde Dirne das Haus zu Boden lachen. Sie warf zugleich den Hut und das seidene Ueberkleid ab und ward so der leibhaste Studiosus, der eine halbe Stunde zuvor mit einem Judaskuß von mir Abschied nahm, um mich durch diese Mummerei zum Narren zu haben.

Ich setzte mich zornig in Positur, ihm eine Strafpredigt zu halten; aber der Jubel seiner Mitverschwornen ließ mich kein Wort zu Markte bringen, und am Ende war ich's, der einen Wischer bekam. „Das haben Sie mit Ihren Sünden verdient, Herr Magister!“ sprach ein Bramarbas. „Wie konnten Sie, ein so gediegener Philister, sich unterfangen, uns Philister zu schelten? — Das mußte bestraft werden, damit Sie künftig vor Studenten gebührenden Respekt haben.“

Ei verflucht! dachte ich und rannte in die Schreibstube, um dem Postmeister zu melden, daß ich für jetzt nicht weiter reise. „Wie es Ihnen beliebt!“ sprach er; aber die Rückzahlung des leider schon erlegten Passagiergeldes schlug er rund ab. Was war zu thun? Ich hätte lieber hundert Reichsthaler verloren, als mich wieder mit den muthwilligen Buben in den engen Nothstall der Kutsche eingesperrt, und mich obendrein der Gefahr ausgesetzt, daß sie mir in der Hauptstadt auf allen Schritten nachschlichen, meine Gänge zu Madame Ferber ausspürten und mir schlimme Händel bei ihr machten. Ich ließ also mein Reisegeräth abpacken und versteckte mich vor den bösen Geistern, bis sie von dannen fuhren.

Aber verwünscht sey das Sprichwort: Wenn man unter den Wölfen ist, muß man mit heulen! Dadurch zog ich mir Spott und Schmach über den Hals, und es geschah mir gewissermaßen recht. Ein tüchtiger Mann muß nie mit den Wölfen heulen; er muß immer sprechen und handeln, wie es vernünftig, anständig und seiner Eigenheit gemäß ist. —

Dieses Brosamlein Moral verwende der geneigte Leser zu seinem Besten, und nun unterstehe sich Niemand, mir über kurz oder lang vorzuwerfen, daß aus der Geschichte meiner Abenteuer nichts Gutes zu lernen sey.

Dritte Station.

Gimpelwalde, den 18. Mai 1811.

Ich lache ins Häustchen, wenn ich mir vorstelle, was die Welt für Augen machen wird, wenn sie hier den Namen meines Wohnstädtchens erblickt. Ja, ich sitze wieder am eigenthümlichen Schreibepulte, ohne das gelobte Land der Residenz gesehen zu haben.

Ich beschäftigte mich während der drei Rasttage, die ich in Hellborn zu halten gezwungen war, recht angenehm mit keuschen Liebesgedichten, womit ich irgend ein Taschenbüchlein nicht übel ausstatten könnte. Da ich aber nicht die Ehre habe, mit den Herren Kunstrichtern bekannt zu seyn, und weder Empfehlungen noch Schutzbriefe an dieselben zu erhalten weiß, so möchten wohl keine guten Recensionen ausfallen, und für schlechte danke ich gehorsamst.

Die fahrende Post kam dießmal still und friedfertig in

Hellborn an. Ihr Inhalt war ein stämmiger Forstmann, der durch einen bei sich habenden Jagdhund und eine Büchse seinen Stand beurfundete, und eine alte Frau, von welcher ich nur so viel melden kann, daß sie einen bunten Kattunmantel trug, einer Zigeunerin ähnlich sah, fleißig Tabak schnupfte und eine sehr geläufige Zunge hatte. Beide Personen gefielen mir nicht; ich hoffte jedoch, mit ihnen auszukommen, und ließ mich bis zur nächsten Station Münchthal als Passagier einschreiben.

Auf der ersten Hälfte des Weges fiel nichts Merkwürdiges vor. Die Alte führte das Wort. Sie erzählte von ihren, mir völlig unbekanntem Nachbarn und Gevatterinnen die erbärmlichsten Alltagsgeschichten, rühmte sich großer Wunderkuren, die sie durch Sympathie verrichtete, und erklärte alle Aerzte für unwissende Windbeutel. Ich schloß bei dieser Unterhaltung ein; doch der Weidmann weckte mich von Zeit zu Zeit durch ein donnerndes Piff! paff! puff! womit er die am Wege stehenden Kinder erschreckte, indem er sie mit seiner auf sie gerichteten Büchse zu erschließen drohte.

„Das ist ein rechter Isgrimmi!“ sagte die Ackerärztin, als er einmal ausstieg, um sich in einem Wirthshause zu laben. „Ein Barbar, ein Frauenmörder!“ fuhr sie fort. „Er hat schon zwei Weiber unter die Erde gefoltert. Ach, die letztere hab’ ich gekannt! Sie war schön, wie ein Muttergottesbild. Aber täglich von ihm gemißhandelt, fing sie an zu stöhnen; und als sie im Sterben lag, stand er kalt und gefühllos wie ein Stein vor ihrem Bette und schrie ihr ins Ohr: Sophie! sag’ mir noch geschwind, wie viel ich Trauerflor auf den Hut und um den Arm brauche! — Doch sie blieb ihm die Antwort schuldig, denn sie war eben verschieden.“

Mir schauderte bei dieser tragi-komischen Anekdote, und ich konnte mich zugleich des Lachens kaum enthalten.

„Er kommt mir vor wie der Ritter Blaubart, der sieben Weiber umbrachte,“ fuhr die Alte fort: „denn er hat schon wieder eine junge Wittwe auf dem Korne, die er gern heirathen möchte.“

„Eine Wittwe?“ fragte ich, indem mir das Blut glühend ins Gesicht schloß.

„Ja, die Wittwe des in Buchenrode verstorbenen Pfarrers Ferber.“ —

Ich erschrak so, daß ich mich, um einer Ohnmacht vorzubeugen, meines Riechfläschchens bedienen mußte.

„Aber sie flieht ihn wie die Pest,“ setzte die Erzählerin tröstlich hinzu. „Sie ist, um seiner Freierei auszuweichen, heimlich verreist, er weiß nicht wohin, und hat sich deshalb aufgemacht, sie zu suchen.“

„Wer ist denn dieser saubere Mann?“ fragte ich.

„Förster Frischling,“ antwortete sie leise; denn er kam eben zurück. Ich konnte ihn nicht ansehen, so gram war ich ihm. Er fuhr fort, den Popanz der Kinder zu spielen, bis wir in Münchthal vor dem Posthause abstiegen.

Mißmuthig setzte ich mich hier in eine Ecke und dachte an meine Freundin, die mir der rohe Nimrod entführen wollte. Ich betrachtete seufzend ihr seidenes Tuch, das Unterpfund ihrer Liebe. Blaubart der Zweite strich indessen in der Stube auf und ab. Auf einmal blieb er vor mir stehen, sagte trozig: „Mit Verlaub!“ riß mir zugleich das Tuch aus der Hand, besah den eingezeichneten Namen, und fragte hastig, wie ich dazu komme.

„Auf die ehrlichste Weise, mein Herr!“ antwortete ich. „Aber ich achte mich nicht verbunden, Ihnen darüber Rede zu stehen.“

„Das müssen Sie!“ schnob er mich an. „Die Eigenthümerin dieses Tuchs, die ich als meine Freundin verehere, wird seit vierzehn Tagen an ihrem Wohnorte vermißt; es ist also ein höchst verdächtiger Umstand, daß ich ihr Tuch, mit Blut besleckt, in einer fremden Hand finde.“

„So meynen Sie wohl gar, ich hätte die gute Frau todt geschlagen?“ versetzte ich.

„Das könnte wohl seyn!“ sprach der Tölpel.

Ich lachte herzlich und sagte: „Madame Ferber lebt, befindet sich wohl und ist wahrscheinlich in einem höhern Grade meine Freundin, als die Ihrige.“ —

Plötzlich loderte in seinen Augen die Flamme der Eifersucht auf. Er ging heftig auf und nieder und pslog mit sich Rath, wie er mich, den unerwarteten Nebenbuhler, auf die Seite schaffen, oder wenigstens das Bekenntniß, wo Madame Ferber sey, von mir erpressen könne. Als er nun mit seinem Plane fertig seyn mochte, trat er wieder vor mich hin und sagte: „Was Sie von Freundschaft schwätzen, ist Lug und Trug! Ich frage Sie demnach zum letzten Mal: wie kamen Sie zum Besiß des blutigen Tuchs und wo ist Madame Ferber?“

Ich erklärte ihm fest, daß er weder das eine noch das andere von mir erfahre. Er drohte, mich arretiren zu lassen. Ich lachte darüber; doch er machte Ernst. „Frau Haberstroh,“ sprach er zu dem Kattunmantel, „ich gehe jetzt aus, um die Gerichtspersonen herbeizuholen. Hüte Sie indessen den Mann und lasse Sie ihn, bei Leib und Leben! nicht entwischen. Ich gebe Ihr dafür zum Winter eine Klasten Holz.“ — Dieses Erbieten nahm die alte Schlange mit unterthänigem Dank an und stellte sich geschwind auf ihren Posten neben der Thür. Der Hund, dem sein Herr durch Zeichen befahl, mich zu bewachen,

setzte sich zu meinen Füßen und der Förster eilte fort.

„Vacare culpa magnum est solatium!“ sprach ich mit Cicero freudig in meiner Seele. Aber es empörte mich, daß die alte Zigeunerin, die meinem Gegner vorher so viel Böses nachgesagt hatte, zu seiner Partei trat. Ich konnte mich nicht entbrechen, ihr darüber Vorhaltung zu thun. Der Hund fletschte zwar, indem ich sprach, grimmig die Zähne; ich ließ mich aber dadurch nicht abhalten, ihr recht nachdrücklich das Kapitel zu lesen.

„Was hilft all der Salm?“ fiel sie mir frech in's Wort. „Der Mensch muß leben! Ich bekomme eine Klafter Holz, wenn ich Sie festhalte; geben Sie mir aber Geld, daß ich zwei Klaftern kaufen kann, so lasse ich Sie laufen.“

„Schändliche Seelenverkäuferin!“ rief ich aus: „Keinen Heller empfängst du von mir!“ Der Zorn litt mich nicht auf dem Stuhle. Als ich mich aber erhob, sprang der Hund mit aufgerissem Rachen an mir empor und die Schildwache an der Thür spreizte mir beide Hände wie Geierklauen entgegen. Ich setzte mich bei diesen Umständen wieder auf meinen Platz und erwartete geduldig, was weiter geschehen würde.

Bald darauf kam der Förster zurück. Ihn begleitete der Stadtrichter des Orts, dem drei Bürger, mit rostigen Flinten bewaffnet, folgten. Der Herr Stadtrichter war ein kleines, einfältiges, stotterndes Männlein, das sich bei der wichtigen Halsache, die ihm zur Untersuchung angezeigt worden war, in größern Aengsten befand als ich. Er raffte sich aber, von dem Jäger in die Seite gestoßen, möglichst zusammen, hielt mir das blutige Tuch vor und würgte mit blinzelnden Augen die Frage heraus: „Er — erkennt man dieses Co — co — corpus de — delic- tum?“

„Delicti wollen Sie sagen!“ erwiderte ich. „Aber dieses Tuch ist durchaus kein Zeichen eines Verbrechens oder einer Feindseligkeit, sondern im Gegentheil ein Pfand der innigsten Freundschaft.“

„Lügen, nichts als Lügen!“ fiel der Förster ein.

„Weß Sta — Standes ist man? Wie — wie heißt man? Ha — ha — hat man einen Pa — pa paß?“

Ich nannte mich und rückte mit dem Passe muthig hervor, weil sich der Herr Stadtrichter in einer solchen Beklemmung befand, daß kein Spottlachen von ihm zu befürchten war. Er verzog auch in der That während der langen Zeit, die er zum Lesen brauchte, keine Miene, und meckerte zuletzt dem Förster zu, der Paß schein richtig; er wisse nicht, was er thun solle.

„Den Mann vernehmen!“ sagte Frischling. „Ihn fragen nach dem Aufenthalt der Dame, der dieses Tuch gehört.“

„Ach, wä — wä — re nur der Herr Sta — sta — stadtschreiber zu Hause!“ seufzte der bedrängte Criminalrichter und wischte sich den Schweiß von der Stirne.

Ich konnte dem lächerlichen Handel auf Einmal ein Ende machen, wenn ich den Postmeister aufforderte, mir aus der Passagierliste zu bezeugen, daß Madame Ferber vor acht Tagen mit der Landkutsche frisch und gesund in Münchthal angekommen und weiter gefahren sey. Da sie aber, wie mir der Kattunmantel erzählt hatte, ihre Reise vor dem Förster geheim hielt, so wollte ich diesen Ver-rath nicht an ihr begehen, und protestirte daher feierlichst gegen alle Vernehmungen im Posthause und in Gegenwart meines Anklägers.

„So bleibt nichts übrig, als diesen hartnäckigen Menschen zur gefänglichen Haft zu bringen,“ entschied der Förster.

Dem Stadtrichter ward jetzt vor der Sachsenbuße bange. Das ist nämlich eine noch aus den alten sächsischen Rechten herstammende Entschädigung, worauf ein unschuldig Verhafteter Anspruch mache kann. Aber das schwere Wort Sachsenbuße hätte beinahe den Stämmler das Leben gekostet. Er arbeitete mit Gefahr des Erstickens eine volle Minute daran. Ungeduldig stampfte der Förster mit dem Fuße; der Stadtrichter erschrak, und wie ein Pistolenschuß fuhr das Wort plötzlich aus seinem Munde.

„Also Sachsenbuße!“ sagte Frischling. „Das war der ungeheuern Mühe nicht werth; damit wird's keine Noth haben. In jedem Falle vertrete ich Sie, Herr Stadtrichter, fordere Sie aber nun auch im Namen des Königs auf, die Verhaftung sogleich zu vollziehen.“

Der Name des Königs wirkte so mächtig, daß der Stadtrichter im Nu seinen Trabanten ein Zeichen gab, mich in ihre Mitte zu nehmen. Es geschah; er stellte sich an ihre Spitze und kommandirte: „Ma — ma — marsch!“

Von den Gewappneten umdrängt und fest an den Armen gehalten, trat ich aus der Stube, um in den Kerker zu wandern. „Gott! was seh ich!“ rief in der Hausthür eine Engelsstimme, und Madame Ferber stand vor meinen Augen. Es war mir, als thäte sich der Himmel auf. „Sie kommen, wie zu meiner Rettung gerufen, Madame!“ sprach ich. „Man hat mich eben Ihretwegen gefangen genommen.“ — Sie sah mich starr an. Frischling stürzte mit einem Freudensluch aus der Stube heraus, machte der Wittwe einen Kratzfuß und wollte ihr die Hand küssen. Erschrocken wich sie zurück, wandte sich zu mir und bat mich um Erklärung über meine Gefangenschaft. Ich konnte nicht antworten, denn der Förster überschrie mich, erzählte die Geschichte, und schien am Ende einen Lobspruch zu er-

warten. Aber zürnend schalt sie ihn und ersuchte den ganz verdutzten Stadtrichter, mich als einen schuldlosen Mann in Freiheit zu setzen und das vermeinte Corpus delicti, das er zu den Acten heften wollte, herauszugeben. Beides that er mit Reuerenz. „A — ber wer be — bezahlt denn die Ko — ko — ko — kosten?“ hob er an und sah an dem langen Förster empor. Dieser warf ihm einen harten Thaler in den Hut und schob ihn sammt der bei sich habenden Bürgergarde auf die Straße hinaus. Der Stadtrichter wandte sich draußen und wollte dem kargen Zahler begreiflich machen, daß sich die Justiz mit einem solchen Spottgelde nicht abspeisen lasse. Da ihm aber seine widerspenstige Zunge diesmal gänzlich den Dienst versagte, so ging er mit Kopfschütteln und andern Zeichen des Mißfallens seines Weges.

Madame Ferber gab mir einen freundlichen Wink, ihr in den Garten des Posthauses zu folgen. Herr Frischling war gleich bei der Hand, uns Gesellschaft zu leisten; das verbat sie sich aber höflich. Als wir beide nun im Garten allein waren, sagte sie mit himmlischer Huld: „Ich schätze Ihre Gesinnungen gegen mich, und es wird das angenehmste Geschäft meines Lebens seyn, Ihnen das Ungemach, das Sie meinetwegen erduldeten, zu vergüten: doch hier ist nicht der Ort, davon zu sprechen. Besuchen Sie mich, sobald Sie aus der Residenz zurück kommen.“ Ich antwortete schnell und froh; ich hätte nun, da sie nicht mehr dort sey, alle Neigung verloren, dahin zu reisen; ich würde mich stracks wieder nach Gimpelwalde begeben. „So haben wir ja Einen Weg!“ sprach sie erköthend. „Ich reise mit Extrapost; mein Onkel hat mir einen Wagen geschenkt, und es steht Ihnen ein Platz darin zu Dienste.“ — Ich wollte mich für diese Güte mit schö-

nen Worten bedanken; sie drängte mich aber fort, um Anstalt zu treffen, daß mein Gepäck auf ihren Wagen gebracht werde.

Gehorsam flog ich aus dem Garten. Im Hause, durch welches ich gehen mußte, überfiel mich ein Schrecken, weil eben der wilde Jäger, mit der Büchse in der Hand, aus der Passagierstube trat. Bestürzt kehrte ich um: doch Madame Ferber, die mir auf dem Fuße gefolgt war, trieb mich wie einen feigen Soldaten wieder ins Feuer. „Machen Sie ruhig Ihr Geschäft!“ sagte sie. „Ich werde indessen mit diesem Herrn ein Wörtchen sprechen.“

Sie ging mit ihm in dasselbe grüne Sprachzimmer, wo sie sich kurz vorher mit mir unterredet hatte. Aber schon nach fünf Minuten kam sie zurück. Unser Wagen war zur Abfahrt bereit. Wir stiegen ein. Der Förster fluchte gräßlich im Hause. Mir ward Angst, er möchte mir eine Kugel auf den Pelz schießen. Ich krümmte mich daher auf dem Boden des Wagens zusammen, und in dieser Fgelslage blieb ich, bis wir das Posthaus so weit hinter uns hatten, daß mich von dort her kein Schuß mehr treffen konnte.

Madame Ferber lachte mich aus. „Ich fürchte mich nicht vor ihm,“ sagte sie. „Ich gab ihm eben jetzt, indem er mit seinem Mordgewehre vor mir stand, einen Korb, oder vielmehr nur ein neues Trageband; denn den Korb hat er schon längst.“ —

„Aber wird nicht auch dieses Trageband wieder reißen?“ wandte ich ein.

„Wohl möglich!“ antwortete sie.

„Das beste Mittel,“ — fuhr ich mit unbeschreiblichem Muth heraus — „das unfehlbarste Mittel, eines solchen

hartnäckigen Sponsirers los zu werden, ist eine andere schnelle Wahl.“ —

Sie lächelte mit gesenkten Augen; ich drückte ihre Hand an mein Herz — kurz, wir verlobten uns im Wagen.

Damit jedoch niemand meine Braut einer tadelhaften Uebereilung beschuldige, so will ich dem Leser die wahre Quelle ihres so geschwind zu mir gefasten Vertrauens entdecken.

Ich nannte ihr in dem Briefe, den ich von Rehfeld aus an sie schrieb, den Namen meines Freundes, bei dem ich in der Hauptstadt einkehren wollte. Glücklicher Weise ist dieser Freund — was ich damals noch nicht wußte — ein Verwandter von ihr und das Orakel ihres Onkels. Er wird also wegen der aus meinem zärtlichen Briefchen zu erwartenden Anwerbung zu Rathe gezogen. Es geschieht schriftlich, weil ihn eine Unpäßlichkeit nöthiget, das Zimmer zu hüten. Er antwortet: „Magister Zimpel ist ein grundehrlicher Mann; die Nichte kann keine bessere Wahl treffen.“ —

So weit ließ mich meine Braut das Briefchen lesen; es waren aber noch ein Paar Zeilen vorhanden, die sie mir nicht zeigen wollte. Ich bat dringend darum; sie gab endlich nach, und ich fand den ärgerlichen Zusatz: „Freund Zimpel hat den einzigen Fehler, daß er ein Pedant ist, ohne es zu wissen, und dadurch in einen komischen Charakter ausartet. Doch sein künftiges Weibchen wird ihn wohl nach und nach vom Schulstaube säubern.“ — Ich schämte mich nun ein wenig, und zog mir im Stillen daraus die Lehre, daß es nicht gut sey, alles wissen und alles lesen zu wollen.

Hier könnte ich nun füglich die Feder niederlegen; doch

will ich noch zum Beschluß meinen Einzug in Gimpelwalde beschreiben.

Ich hatte den Postillon, ohne daß es meine Braut hörte, heimlich gestimmt, bei der Einfahrt ins Städtchen aus voller Lunge zu blasen. Er that's redlich; und wie, nach den Worten eines alten Kirchenliedes, wenn die letzte Trompet' erklingt, die auch durch die Gräber dringt, alle Leiber auferstehen werden, so erfolgte auch jetzt, als das Posthorn schmetterte, eine allgemeine Auferstehung von allen Stühlen und ein blitzschnelles Aufreißen der Fenster. Ich saß in einem zierlichen Wagen, dessen Decke ich hatte zurückschlagen lassen, neben meiner schönen Braut, und grüßte rechts und links die staunende Volksmenge. Der Magistrat, der eben in corpore vom Rathhause kam, versteinerte mitten auf dem Markte. Ich machte den wohlweisen Herren wegen des mir ausgefertigten schimpflichen Passes ein äußerst kaltes Compliment. Meine Braut erzeigte mir die Ehre, in meiner Wohnung abzutreten und Erfrischungen einzunehmen. Die halbe Stadt lief vor dem Hause zusammen, und wich und wankte nicht, bis wir uns wieder in den Wagen setzten. Ich begleitete nämlich meine Verlobte, die jetzt in ihre Heimath fuhr, vor's Thor hinaus, um auch durch jene Gegend der Stadt meinen Triumphzug zu halten.

Und so ist denn der Stein, den die Bauleute verwarfen, zum Eckstein geworden. Die reizlosen Jüngferchen in Gimpelwalde verschmähten mich, und ich führe nun eine Braut heim, deren Schönheit sie alle weit überstrahlt. Einige von ihnen haben sich bereits, wie ich höre, darüber so krank geärgert, daß sie ärztlicher Hülfe bedürfen. Ich wünsche ihnen von ganzem Herzen gute Besserung; doch

kann es sowohl in Gimpelwalde als anderwärts nicht schaden, daß übermüthige Frauenzimmerchen gedemüthigt werden, wenn sie einen Biedermann bloß darum verachten, weil er nicht tanzen gelernt hat, und nicht erfahren ist in den Künsten der Gecken.

II.

Magister Zimpels Ehechronik.

(Zwei Jahre später geschrieben.)

1.

Der geneigte Leser — denn für ungeneigte schreibe ich nicht — erinnert sich aus meiner Brautfahrt, daß ich mich mit meiner gegenwärtigen Ehe- und Liebesblünderin zu Wagen verlobte, dann im Triumph mit ihr durch Simpelwalde fuhr, und ihr hinaus vor das Thor, durch welches sie einstweilen nach ihrem Wittwensitze zurückkehrte, das Geleit gab. Das geschah am siebzehnten Mai 1811. Der Abschied von meiner Holdin war mir ein bitterer Kelch; doch die Gewißheit der nahen, trennungslosen Vereinigung bekränzte ihn mit Rosen. Freudetrunken flog ich in die Stadt zurück. Vor allen Häusern, wo gute Bekannte wohnten, schwang ich blindlings den Hut und erfuhr nachher, daß ich hier eine Kaze, dort einen Puzkopf, am dritten Orte gar nur die Fensterquasten gegrüßt hatte.

Mit diesem Taumel kam ich in meine Studierstube. Hier lag noch der ehrliche Cicero, den ich vor meiner Brautfahrt las, auf dem Pulte. Doch weder sein herr-

liches Werk von den Pflichten, noch seine berühmten Reden waren jetzt eine erquickende Nahrung für meine Seele. Ich verwies also den Herrn Consul in den Bücherschrank, und wählte dafür den leichtfertigen Liebesdichter Dvid, der mir in meiner damaligen Gemüthsstimmung ein höchst angenehmer Gesellschafter war.

Er und der Briefwechsel mit meiner Braut beschäftigten mich in allen Stunden, die ich nicht im Schulstaube zubringen mußte. Die landesherrlichen Posteinkünfte wurden durch mich ansehnlich vermehrt. Der Strom meiner Empfindungen ließ sich nicht in das enge Bett eines gewöhnlichen Brieschens einzwängen; unaufhaltsam ergoß er sich über zwei bis drei Foliobogen: die strenge Brieswage verurtheilte mich daher zu drei- und vierfachem Postgelde. Meine Braut faste sich kürzer, und das diente zu meinem Heil: denn da mich jedes ihrer Worte in eine solche Entzückung versetzte, daß ich wie ein Rasender zwischen meinen vier Wänden herumsprang, so wäre ich unfehlbar gleich an ihrem ersten Brieftage gestorben, wenn ich mich drei oder vier Bogen hindurch in einer so angreifenden Geistespannung befunden hätte.

Auf die Gefahr, von manchen Eismenschen ausgelacht zu werden, will ich noch eine andere kleine Schwärmerei gestehen. Ich ersuchte meine Braut, ihre Briefe nicht mit Siegellack, sondern mit Oblaten zu siegeln. Warum that ich wohl das? — Rathet einmal, ihr Verliebten! — Doch wahrscheinlich sind nicht alle meine Leser verliebt, und wer A sagt, muß auch B sagen: also bekenne ich öffentlich, daß ich mir darum Oblaten ausbat, weil sie bei dem Gebrauch von den Lippen meiner Auserwählten berührt wurden. Ich küßte das heilige Siegel auf, und es dächte mir, ich genöÙe Ambrosia.

Schicklich und nöthig war es nun auch, mit meines Liebchens ehrwürdigem Oheim, der in der Hauptstadt wohnte, schriftliche Unterhandlungen zu pflegen. Er antwortete mir für einen reichen Mann, wie er es ist, höflich genug, willigte mit gefälligen Worten in unsere Verbindung, und erklärte sich großmüthig, die Hochzeit in seinem Hause auszurichten. Doch behielt er sich vor, die Zeit zu bestimmen. „Ich habe jetzt,“ schrieb er, „nicht nur Einquartierung im Hause, sondern auch in den Füßen, und bevor ich diese beschwerlichen Gäste nicht los bin, kann ich mich mit lieben Gästen nicht sorgenfrei setzen.“ — So ward also meiner Sehnsucht nach der Geliebten ein sehr ungewisses Befriedigungsziel gesteckt. Ich schloß den guten alten Herrn in mein Morgen- und Abendgebet ein, und bat den großen Arzt im Himmel, ihn bald vom Zipperlein zu erlösen.

2.

Doch lange, lange ward mein Gebet nicht erhört. Ich fehlte vielleicht darin, daß ich die erste Behörde, den heiligen Cyprian, überging. Er soll ein mächtiger Nothhelfer bei des Zipperleins Auffällen seyn; da ich ihn aber nicht um Beistand anrief, so ließ er es ungezähmt schalten. Es hatte sich nun einmal vorgenommen, den ganzen Sommer lang dem Oheim Gesellschaft zu leisten, und es wohnte bei ihm bis gegen das Ende des Monats August. Was ich indessen ausstand, das gäbe Stoff zu einem Buche: Zimpels Leiden betitelt. Jeder, den Cupido jemals verwundete, kann sich meine Lage denken. Sie ward durch den Zusammenstoß meines Liebesfiebers mit den Hundstagen in der That etwas bedenklich. Aber ich brauchte

Vorbauungsmittel. Ich brach vor allen Dingen mit dem muthwilligen Dvid, der nur Del ins Feuer goß, allen Umgang ab, studierte dafür die Algebra und die chaldäische Sprache, und fastete meinen Leib mit Fasten und Holzsägen. So erhielt ich mich bei gesundem Verstande, bis endlich gerade nach Ablauf der gefährlichen Zeit, am Tage Bartholomäi, den vier und zwanzigsten August, früh um acht Uhr die sehnlich erwartete Botschaft aus der Residenz eintraf. „Strick ist entzwei und ich bin frei!“ schrieb der Ohm. „Nun machen wir Hochzeit, Herr Magister! Halten Sie sich zu jeder Stunde reisefertig. Ihre Braut fährt durch Gimpelwalde und wird Sie mit aufladen. Glückliche Fahrt!“

Man sieht, daß der alte Herr seine Ausdrücke nicht vorsichtig gewählt hatte. Er war in den Kaufmannsstyl hineingerathen, und behandelte mich wie einen Ballen Waare. Ein armer Schlucker, wie ich damals war, muß viel verschlucken!

Mein Bräutigamsstaat lag schon längst in schönster Ordnung bereit. Ich packte ihn unverzüglich in den Koffer, pußte mein Zimmerchen auf, nahm von meinen hohen Vorgesetzten den benöthigten Urlaub, und holte in eigener Person vom Rathskeller eine Flasche süßen spanischen Sect, um meine Braut damit zu bewirthen. So war denn, nach des Oheims Sprechart, der Bräutigamsballen zur Aufladung fertig und erwartete die schöne Frachtführerin.

Ich schilderte deßhalb den ganzen Tag am Fenster. Gegen Abend war ich so müde, daß ich auf dem Canapee ausruhen mußte. Ich nickte sogar ein bißchen. Plötzlich weckte mich Wagengerassel. Ich sprang auf, stürzte nach dem Fenster, und zerstieß mit der Stirn eine große Glasscheibe, daß sie in unzähligen Bruchstücken auf die Straße

hinab klirrte. Mehr als hundert Köpfe fuhren in der Nachbarschaft zu Thüren und Fenstern heraus. Am weitesten streckte der mir gegenüber wohnende Glasermeister sein struppiges Haupt hervor und schrie mir zu: „So recht, Herr Magister! Der Glaser will auch leben.“ Ich ärgerte mich unaussprechlich, da besonders meine Braut nicht ankam, sondern ein von Fusel berauschter Bauer mit unsittlichem Jauchzen vorbeijagte.

Dieser Vorfall bestätigt den alten Erfahrungssatz, daß die Liebe alles verändert, was sie berührt. Ich, der vorsichtigste Mann von der Welt, der zwei und dreißig Jahre und sechs Monate alt ward, ohne daß er von den tausend thönernen Tabakspfeifen, die durch seine Hände gingen, nur eine einzige zerbrach — ich rannte jetzt wie ein sinnloser Trunkenbold mit dem Kopfe durch eine Fensterscheibe! — Ja, die Liebe ist wahrlich ein Rausch, den man erst im Ehebette wieder ausschläft. —

3.

Der hungrige Glasermeister kam ungerufen herüber, erbot sich zu willigen Diensten, und lachte mich noch ins Fäustchen aus, daß ich ihm blechen mußte. Kaum war dieser Verdruß ein wenig verschmerzt, so brachte mir der Brieusträger einen neuen. Meine Braut schrieb mir: sie sey jetzt mit Versilberung einer Wiese und ihres Hausgeräthes beschäftigt, und wisse nicht, wenn sie damit zu Stande kommen werde; sie könne folglich den Tag ihrer Ankunft in Gimpelwalde nicht bestimmen: ich möchte jedoch in jedem Augenblicke darauf gefaßt seyn.

Eine schöne Diebspost! Ich stand auf Nadeln, ich saß auf Kohlen, und das dauerte sieben Tage, bis zum ersten

September. Da tönte früh um sechs Uhr ein Posthorn. Ich erschrock, weil ich mich noch im Raupenstande des Schlafrock's und der Nachtmütze befand. Aber ich verwandelte mich blichschnell, und war schon nach meinen Gedanken eine vollkommen artige Puppe, als meine Herzensgebieterin am Hause vorfuhr. Ich eilte fröhlich hinab und hob sie aus dem Wagen; doch indem ich ihr mit einer tiefen Verbeugung die Hand küßte, sah ich schaudernd, daß ich mit gelben Füßen, wie eine wilde Gans, vor ihr stand. Ein verdammter Streich meiner Eilfertigkeit! Ich entschuldigte mich wegen dieser unanständigen Pantoffelparade. Meine Braut lächelte hold und sagte: „Es ist ein Vorzeichen, daß Sie bald unter den Pantoffel kommen werden.“

Dieser Scherz begleitete uns die Treppe hinauf. Ich fand meine Braut liebenswürdiger, als jemals. Aber ihre hohe, dem Palmbaum ähnliche Gestalt veranlaßte in meinem Gemüthe einen stillen Hader mit der Natur, daß sie von der mir gebührenden Mannslänge zwei bis drei Spannen inne behielt und diese ganz überflüssig meiner Trauten zutheilte. Die alte erfahrene Mutter hätte bedenken sollen, daß solche Ungleichheiten bei Liebenden äußerst unbequem sind. Ich kann ein Lied davon singen; ich brach beinahe darüber den Hals. Es wandelte mich nämlich ein erlaubter Gelust an, meine Braut zu küssen. Da sie aber gerade nicht saß, sondern vor dem Bücherschranke stand und meine Bibliothek besah, so lehrte mich das Augenmaß, daß ich einer Himmelsleiter bedurfte. Ich trug also unvermerkt ein Fußbänkchen herbei, stieg leise hinauf und wollte so meine Schöne umarmen. Doch, gedankenvoll lesend, wußte sie nicht, was um sie her krabbelte, und sah sich mit einer so lebhaften Wendung darnach um, daß

ich von ihrem rechten Lilienarme einen empfindlichen Stoß bekam und sammt meinem Fußgestelle die Länge lang rücklings zu Boden fiel. Erschrocken kam sie mir zu Hülfe und fragte dringend, was ich auf der Hütsche gemacht habe. Es wäre mir ein Leichtes gewesen, meinem verliebten Vorhaben ein Mäntelchen umzuwerfen: aber nein, ich bekannte mit zärtlicher Schamröthe die Wahrheit. Gerührt ließ sich meine Braut zu mir herab und drückte mir, indem sie mich aufhob, einen Kuß auf die Lippen. Das war ein Minnesold, den ich der Wahrheit verdankte. O, belohnte sie alle ihre Bekenner mit solchen himmlischen Labsalen, so hätte sie unfehlbar mehr Freunde, als sie jetzt aufweisen kann.

4.

Meine Braut nippte nur wie ein Vögeln von dem Weine, den ich ihr vorsezte. Er schien ihr nicht sonderlich zu munden, ungeachtet ich vom edelsten Gewächs gefordert und einen baaren Reichsthaler dafür bezahlt hatte. Auch dem Zwieback — der freilich in Gimpelwalde unter aller Kritik ist — that sie wenig Ehre an. Sie knapperte noch wie ein Mäuslein am ersten Scheibchen, als schon die frischen Postpferde kamen und die Reise fortging.

Die zwei nächsten Stationen, Rehfeld und Hellborn, legten wir ohne Anstoß zurück. Aber im Städtchen Münchthal, wo wir gegen Abend eintrafen, ward unser Reise-glück wetterwendisch. Der Postmeister erklärte uns, als wir Pferde forderten, kurz und rund: sein Stall sey eben leer; er könne uns nicht eher als am folgenden Morgen weiter bringen. —

„Ei! wie so?“ rief ich aus. „Ich kenne das Recht

der Extraposten! Sie dürfen auf den Stationen, wo sie eintreffen, nicht länger als eine Stunde, höchstens zwei aufgehalten werden. So verordnet das allergnädigste Postmandat.“

„Was Sie mir sagen!“ versetzte der Postmeister, indem er mit der größten Gelassenheit eine Prise Tabak schnupfte. „Sie verstehen ja das Postmandat, als wär' es das ABC! — Aber was hilft's? Wir können doch keine Pferde vor Ihren Wagen herausbuchstabiren.“

Hiermit ging er in seinen Schreibekästch und brummte vor sich hin: „Wenn sich doch ein solcher Regel nicht maufig machen wollte!“

Dieser Ausfall auf meine Kleinheit ärgerte mich verdammt. „Kommen Sie, meine Werthe!“ sprach ich laut. „Wir wollen in dieser Herberge der Unhöflichkeit und Pflichtvergessenheit unser Geld nicht verzehren.“

„Gehn Sie zum Henker!“ schnaubte der Bär in seiner Höhle und donnerte mit der Faust an die Brettwand. Ich erschrock und machte mich schnell mit meiner Braut aus dem Staube.

Wir eilten nach dem Gasthose. Ein wüstes Getöse schallte uns daraus entgegen. Die Münchthaler Messe, die den folgenden Tag einfiel, hatte das Haus mit Krämern und andern Fremdlingen angefüllt. Der Wirth lächelte stolz, als ich zwei Zimmer und in jedem ein Bett verlangte. „Welcher Gedanke!“ sprach er. „Sehn Sie nicht, daß ich beinahe von Gästen erdrückt werde? — Ich kann Ihnen nur ein Kämmerchen mit einem zweimännischen Bette einräumen; und das geschieht blos aus Achtung gegen Ihren schwarzen Rock und die Schönheit dieser Dame: sonst würde ich Sie auf die gemeinsame Streu in der großen Schenkstube verweisen.“

Meine Braut auf der gemeinsamen Streu! — Es war mir eine gräßliche Vorstellung! Ich fühlte dabei die erste leise Regung der Eifersucht, und griff mit beiden Händen nach dem angebotenen Kämmerchen. Das zweimännische Bett trieb zwar mir und meiner Reisegefährtin eine glühende Röthe ins Gesicht; wir mußten aber aus der Noth eine Tugend machen, und wir waren beide tugendhaft genug, daß wir uns zutrauen konnten, das Abenteuer mit unverletzter Sittlichkeit zu bestehen.

Der Wirth geleitete uns die Treppe hinauf und öffnete das kleine Gemach. Das erste, was mir in demselben ins Auge fiel, war ein großes, an der Wand hängendes Schlachtschwert. Ich bebte davor zurück. „Fürchten Sie sich nicht vor diesem Sarraß!“ sagte der Wirth. „Er gehört einem Offizier, der bei mir einkehrte, dann eine Land- und Jagdreise machte und erst nach acht Tagen wieder hier eintrifft.“ Das gesagt, ließ er uns allein.

Meine Braut warf einen schüchternen Blick nach dem breiten Bette; ich aber nahm mir vor, unsere Berlegenheit wegzuschmerzen. „Dieses Schwert,“ hob ich an, „ließ uns ein guter Geist hier finden. Wir wollen es brauchen, wie mancher ehrenfeste Ritter der Vorzeit das seinige, wenn ihn unabänderliche Umstände zwangen, mit der Dame seines Herzens ein Lager zu theilen. Er legte dann sein entblößtes Schwert zwischen sich und sie, und das hatte die Kraft, als wären sie durch eine Felsenmauer geschieden.“

Mit diesen Worten hob ich den Degen von der Wand und wollte vom Leder ziehen: doch mein Arm war zu kurz; ich mußte meine Freundin zu Hülfe rufen. Ich legte hierauf das nackte Schwert in die Mitte des Bettes und sprach feierlich: „Sey du der Schutzengel und Zeuge unserer Tugend!“ —

„Als Scherz mag diese Ceremonie gelten;“ sagte meine Braut. „Aber als ernsthafte Anstalt wäre sie komisch: denn es versteht sich, daß wir unentkleidet ruhen, und was ist es dann anders, als säßen wir im Wagen oder auf Stühlen beisammen?“

Schweigend nickte ich ihr Beifall zu, weil eben jetzt unser Abendessen aufgetragen wurde.

5.

„Und wir erhoben die Hände zum lecker bereiteten Mahle. Aber nachdem die Begierde des Tranks und der Speise gestillt war,“

ging ich hinab zum Wirth, um mit ihm etwas zu besprechen.*

Ich konnte nirgend, als in der großen, von unzähligen Tabakspfeifen durchqualmten Schenkstube bei ihm Audienz erhalten. Mit Widerwillen trat ich in den ungeheuern Rauchfang, sah des Wirths breite Gestalt mitten im Nebel stehen und wollte ihn anreden; aber plötzlich verlor ich vor Schrecken die Sprache, als ich aus dem Getümmel, das die an drei langen Tafeln schwadronirenden Gäste machten, die rauhe Stimme meines Erzfeindes und vor-maligen Nebenbuhlers, des Försters Frischling, hervorschallen hörte. Zitternd schielte ich mit einem Auge nach ihm hin. Er saß glücklicher Weise so, daß er mir den grünen Rücken zuehrte. Ich ließ mein Geschäft mit dem

* Die oben mit sogenannten Gänseaugen oder Hasen-
brehen eingezäunten Worte sind ein paar dem Sonnenadler Homer ausgezupfte Federn, die mir hier trefflich zu Paß kamen.

Wirth im Stiche und schlich leise auf den Fußspitzen davon.

„Gott! was ist Ihnen begegnet?“ rief meine Braut, als ich zurück kam. „Sie sind todtenbleich und zittern wie Espenlaub!“

Ich meldete ihr mit stammelnder Zunge, was mich aus der Fassung gebracht hatte.

„Nun, was geht uns Frischling an?“ antwortete sie. „Wer wird sich über ein solches Nichts ängsten!“

Ich wollte gründlich auseinander setzen, was für unfertige Händel uns der grobe Gesell anspinnen könnte; aber nicht darauf achtend, klopfte sie mich lachend auf die Schulter und sagte: „Lassen Sie das gut seyn, lieber Zimpel! Sie sind fromm wie ein Lamm, aber vom Löwen haben sie keine Ader!“

Das verschnupfte mich. „Sie sollen sehen, daß ich Muth habe!“ rief ich lebhaft und riß das Schwert aus dem Bette. „Er mag nur kommen; ich will ihn tapfer empfangen!“

Mit dieser Heldensprache legte ich den Degen, wie ein Reiter auf seinem Posten, an die rechte Schulter, und ging mit großen, dröhnenden Schritten an der Stubenthür auf und ab.

Meine Braut lächelte auf eine Weise, die mir nicht gefiel. „Sie erinnern mich,“ sagte sie, „an den weisen Junker Don Quixote, wie er in der Schenke, die er für eine Ritterburg ansah, Waffengewache hielt.“

Ich ließ mich von meinem Posten nicht wegspotten. Sie bat mich nun mehrmals ernst und sanft, mich durch einige Stunden Schlaf zur Fortsetzung der Reise zu stärken. Aber meine Antwort war immer: „Begeben Sie sich zur Ruhe und rechnen Sie auf meinen Schutz!“

Sie legte sich endlich, da ich von der unternommenen

Schirmwache durchaus nicht abstand, züchtig auf's Bett und schloß ihre Vergißmeinnicht-Augen.

Ich befand mich jetzt in einer unbehaglichen Einsamkeit. Dunkel und Stille herrschten um mich her. Ein mattes Lämpchen, das auf dem Tische brannte und jeden Augenblick verlöschen wollte, war mir ein trauriges Bild der Sterblichkeit. Schauer auf Schauer liefen mir über die Haut. Doch ich stärkte meinen zagenden Geist durch allerlei philosophische Betrachtungen, die ich anstellte. So hielt ich mich eine Weile noch wacker. Aber auf Einmal polterten schwerfällige Fußtritte, wie eines Berauschten, die Treppe herauf, und Frischlings widerwärtige Stimme ließ sich deutlich vernehmen. Ich dachte nicht anders, er wolle uns überfallen. Die Unmöglichkeit, den mächtigen Nimrod zu überwältigen, sprang in die Augen; mir entsank aller Muth, und als Wahrheitsfreund muß ich bekennen, daß ich mich eiligst unter das Bett verkroch.

Der Würgengel meiner Ruhe und Herzhaftigkeit zog nun zwar bei unserer Thür vorüber, quartirte sich aber in einem Kämmerchen neben uns ein, und trieb darin viel unsittlichen Spas mit einer Aufwärterin, die ihm heraufgeleuchtet hatte. Ich muß es ihr jedoch zum Ruhme nachsagen, daß sie seinen Liebkosungen bald entfloh. Kurz darauf hatte ich das Vergnügen, ihn schnarchen zu hören. Ich wagte mich nun behutsam aus meinem Versteck hervor, nahm leise Platz im Bette und legte das scheidende Schwert zwischen mich und meine schlummernde Freundin.

6.

Auch mich umgaukelte schon der Gott der Träume, als ihn plötzlich ein ungestümes Klopfen an der Thür wieder

verscheuchte. „Holla! machen Sie auf, Herr Magister!“ rief der Wirth, und eine andere männliche Stimme fluchte dazwischen. Der Schrecken schlug mir in die Glieder; ich konnte mich kaum aufrichten. „Was gibt's denn?“ fragte mich meine erwachende Braut. Doch wie vom Ape gedrückt, war ich der Sprache nicht mächtig. Sie hingegen eilte muthvoll, wie eine amazonische Männin, zur Thür hin und entriegelte sie.

Ich hatte mich indessen, durch ihr heroisches Beispiel angefeuert, ebenfalls auf die Füße gemacht und das Schwert ergriffen, um sie im Nothfall gegen Gewalt zu schützen. In einer kühnen Stellung erwartete ich, wer nach Oeffnung der Thür erscheinen würde. Ein junger Offizier stand draußen und wollte rasch wie in Feindes Land eindringen. Aber was stuzte der Fant, als er die schöne Thürhüterin erblickte! Er verbeugte sich tief und wagte sich nicht über die Schwelle. Der Wirth nahm das Wort und sagte: der Herr Lieutenant, der eigentlich dieses Kämmerchen bewohne, sey unvermuthet angekommen und bitte sich ein Plätzchen bei uns aus. „Ich will nicht im geringsten lästig werden;“ fiel der Kriegsmann rasch und höflich ein. „Gewähren Sie mir nur Obdach und einen Stuhl; das ist mir genug.“

Was wollten wir thun? Wir mußten ihn herein nöthigen. Der Wirth zog sezt, da er die Sache so weit gebracht hatte, den Kopf aus der Schlinge, und ging davon, wie die Kaze vom Taubenschlage. Der Lieutenant war so freundlich als ein Ohrwürmchen und durchbohrte meine Braut gleichsam mit den Augen. Dadurch fiel er auf der Stelle bei mir in Ungnade. Mich anzusehen, nahm er sich kaum Zeit; und als er es endlich that, bemerkte er

seinen Degen in meiner Hand, weil ich vor Aergerniß vergessen hatte, das Mordeisen bei Seite zu legen.

„Wollen der Herr Magister den Lehrstand mit dem Wehrstande vertauschen?“ fragte er witzelnd.

„Mit nichts, mein Herr Lieutenant!“ antwortete ich ernst. „Ich will fortfahren, die Jugend zu bilden, und dadurch der heillosen, aus den ewigen Kriegen entspringenden Verwilderung des Menschengeschlechts entgegenzukämpfen.“

Verlegen, ob er diese Worte als einen Angriff auf sich selbst verstehen sollte, biß er stumm die Lippen zusammen.

„Es muß Sie aber freilich befremden, mich mit diesem Degen bewaffnet zu sehen,“ fuhr ich fort. „Er hing hier an der Wand und ich griff fast mechanisch darnach, als ich unbekannte Fußtritte vor der Thüre vernahm. Gehört er vielleicht Ihnen, so hoffe ich, Sie werden ihn dadurch nicht für entehrt halten.“

Er betheuerte mit vielen Complimenten das Gegentheil, und wir waren fünf Minuten lang auf hofmännische Art gute Freunde.

Nun aber fing er sein verdammtes Liebäugeln wieder an. Ich bedeckte meine Stirn mit drohenden Falten, ich zog die Augenbraunen wild auf und nieder, warf stechende Blicke um mich her, stampfte sogar ein bißchen mit dem Fuße, und beantwortete jede seiner Fragen mit einem empfindlichen Tone; aber das alles schlug nicht an. Er drängte sich, ungeachtet ich immer mit geschickten Wendungen dazwischen trat, von Minute zu Minute näher an meine Braut und sagte ihr die zierlichsten Schmeicheleien. Da ward es hohe Zeit, ihm einen Niegel vorzuschieben. „Herr Lieutenant,“ sagte ich mit Nachdruck, „Sie haben

an dieses Kämmerchen ein älteres Recht als ich; ich hingegen habe auf das Herz dieser Dame ein älteres Recht als Sie! Drum behalte jeder das Seine! Leben Sie wohl!“

Nach dieser muthigen Erklärung nahm ich schnell meinen Hut, reichte meiner Braut ihren Strickbeutel und meinen Arm, und entführte sie dem versteinerten Helden.

„Aber wo wollen wir hin?“ fragte sie, als wir uns die finstere Treppe hinab griffen.

„Ueberlassen Sie sich getrost meiner Leitung!“ antwortete ich, und tappte mit ihr in den Hof, wo unser Wagen stand. „Sehen Sie, das sind unsere eigenen vier Wände! Da wollen wir uns hinein begeben, und hier soll keine Schmeichelfrage versuchen, mein Mäuschen zu fangen.“

„Sie haben wunderliche Einfälle, Herr Magister!“ sagte sie frostig, stieg aber ohne weitem Einwand in die bewegliche Burg.

„Ich bin dießmal mit mir zufrieden,“ versetzte ich, indem ich neben ihr Platz nahm. „Bemerken Sie nun, Werthe, daß ich auch Muth habe? — Ich sprach ein kräftiges Wort, ich führte eine männliche That aus. Kurz, ich bin vollkommen mit mir zufrieden.“

Schweigend hielt sie ein Tuch vor die Nase. „Mein Eigenlob stinkt wohl?“ fragte ich scherzend. „Es riecht in der That unlieblich um uns herum,“ antwortete sie, und ich merkte nun selbst, daß sie Recht hatte. Die nachbarlichen Ställe fielen den Geruchsnerven äußerst beschwerlich. Wir hielten aber in diesem widrigen Dunstkreise standhaft aus, bis der Tag anbrach. Da schickte uns der Postmeister schon Pferde, was ohne Zweifel nicht so frühzeitig geschehen wäre, wenn ich ihm nicht durch meine genaue

Kenntniß des Postmandats den Daumen auf's Auge gesetzt hätte.

Ich stürmte den Wirth aus den Federn und berichtigte die Zeche. Dann rollten wir ohne Verzug fort, und kamen gegen Abend wohlbehalten in der Hauptstadt vor der Wohnung des Oheims an.

7.

Mit Bescheidenheit und Ehrfurcht trat ich über die Hausschwelle des reichen Mannes. Ein junges, wohlgebildetes Frauenzimmer flog mit Jubelgeschrei die Treppe herab. Es war Mamsell Kobler, eine Verwandte des Oheims und seine Wirthschafterin, die mir schon als ein sehr lebhaftes und lustiges Wesen geschildert worden war. Stürmisch umarmte sie meine Braut, und küßte sie so lange, daß fünf bis sechs feierliche Verbeugungen, die ich indessen machte, eine ganz vergebliche Arbeit waren. Endlich bemerkte sie mich und meine Bücklinge, erwiderte diese mit einem kurzen Knicks, und walzte mit meiner Braut über die Hausflur hin. Dieser Wirbel, dem ich nicht schnell genug ausweichen konnte, drängte mich rücklings an die Treppe, die Beine gingen mir aus, und, wie man eine Hand umkehrt, saß ich auf der untersten Stufe, als ob ich etwas feil haben wollte. „D, das ist einen Thaler werth!“ rief die wilde Hummel und lachte wie toll. Mir aber war die Sache gar nicht lächerlich, weil ich bei dieser gewaltsamen Niederlassung meine Schnupftabakdose, ein väterliches Erbstück, zerdrückt hatte. Darüber betroffen, vergaß ich im ersten Augenblicke das Aufstehen. Der Irrwisch jagte mich empor und trieb mich mit solcher Hast vor sich her, daß ich die Treppe mehr hinauf fiel, als ging.

Der Oheim erlaubte sich, als ein reicher Mann, die Bequemlichkeit, uns in Pantoffeln, Schlafrock und Nachtmütze, mit der brennenden Tabakspfeife im Munde, zu empfangen: und gleich nach den ersten Begrüßungen sagte er zu meiner Braut: „Du schließest eine Mißheirath, liebes Hännchen! Dein Gespons ist fast eine Elle kleiner als Du! — Doch das hat seinen Nutzen. Du kannst ihn, wenn er nicht folgen will, desto eher mit dem Pantoffel bearbeiten.“

Ich zwang mich, den gnädigen Spas zu belächeln. Aber wunderbar kam es mir vor, daß der kugelrunde Herr Oheim über meine Gestalt spöttelte, da er doch selbst nichts weniger als ein Goliath ist.

Das Abendessen söhnte mich wieder mit ihm aus. Es war ungemein schmachhaft, und besonders trefflich der Wein. Ich trank mir ein Jesuiter-Käuschchen, und war zuletzt froh, daß ich mit Ehren zu Bette kam.

Am nächsten Morgen sagte der Onkel: „Sie danken mir's hoffentlich, Herr Magister, wenn ich Ihnen den Sprung von der Kanzel erspare. Ich hab' es auf meine Kosten ausgewirkt, daß Sie ohne Aufbot zu jeder Stunde getraut werden können, und das soll, geliebt es Gott, übermorgen geschehen.“ — Freudig überrascht, küßte ich ihm dankbar die Hand, und er ließ es ohne bedeutende Weigerung geschehen.

Ich war froh, daß ich mich nicht lange in der Residenz aufhalten mußte; denn es war mir ein peinlicher Ort. Meine Braut durfte nicht ans Fenster treten, so gafften gleich junge und alte Gecken, mit und ohne Brillen, zu ihr herauf und schwänzten vor dem Hause hin und her, bis es mir durch irgend eine feine List gelang, ihnen den Gegenstand ihrer begehrlichen Aufmerksamkeit zu entziehen. Es ist eine wahre Qual, die Augenbuhlerei solcher Schmet-

terlinge mit anzusehen. Man möchte sich bloß darum Blindheit als ein Glück wünschen.

Mamsell Kobler neckte mich viel über meine Eifersucht, und tummelte mich überhaupt weidlich. Da fuhr mir einmal, als sie mir's gar zu bunt machte, das Wortspiel heraus: „Sie sollten nicht Kobler, sondern Kobold heißen!“ Patsch! hatte ich eine Ohrfeige, die Scherz seyn sollte, aber ernstlich weh that und mich sehr verdros. Ich liebe dergleichen Berührungen nicht wie der possierliche Dichter Scarron, der in die schönen Hände der damaligen Königin von Frankreich dermaßen verliebt war, daß er öffentlich in einem Gedichte den Wunsch aussprach, Ohrfeigen von ihr zu bekommen.

Einige Stunden nach dem Empfange des Backenstreichs spielte mir Mamsell Kobold einen verteuflsten Ranz. Ich befand mich mit ihr allein, und die kleine Zauberin, die wirklich schön ist, bot alles auf, sich mir angenehm zu machen. Ihrer unbequemen Lustigkeit ganz entsagend, sprach sie sanft, verständig und mit Empfindung. Wir gingen neben einander in der Stube auf und ab. Sie blieb stehen, sah mir freundlich ins Gesicht, klopfte mich auf die Schulter und nannte mich einen lieben, guten Mann. Gerührt küßte ich ihre Hand. Sie trat mir näher und sprach noch inniger und vertrauter als zuvor. Das Herz ward mir warm. Sie heizte mit süßen Worten und zärtlichen Blicken immer mehr ein. Am Ende legte ich, von der reizenden Schlange verführt, meinen Arm um ihren Leib, hob mich auf die Zehen und gab ihr einen Kuß.

„Ei, was seh' ich!“ rief meine Braut, die plötzlich aus einem Nebenzimmer, mit dem Finger drohend, hervortrat. Ich erschrak, als bräche der Boden unter mir ein. Die beiden Frauenzimmer erhoben ein schallendes Gelächter,

und ich errieth nun, daß es ein abgeredeter Handel war, mir eine Falle zu stellen. „Merken Sie sich den Kuß, Herr Magister!“ sagte Mamsell Kobold. „Und da Sie nun selbst Berg am Rocken haben, so lassen Sie sich künftig ja nicht einfallen, Ihr Weibchen mit Eifersucht zu plagen!“ —

Tages darauf geschah unsere priesterliche Einsegnung, ohne alles Gepränge im Hause des Oheims. Wir genoßen Abends mit einigen Freunden ein anständiges Mahl und begaben uns dann in die Brautkammer. Sapientsat! —

8.

Von dem Herrn Oheim gesegnet und reichlich beschenkt und von Mamsell Kobler noch beim Abschiede koboldmäÙig geplagt, begab ich mich des folgenden Tages mit meiner geliebten Gattin auf den Weg nach unserer Heimath. Ich prallte, wie ein scheues Pferd, einen Schritt zurück, als ich den Wagen besteigen wollte. Er war inwendig mit so vielen Schachteln besetzt, daß ich keine Möglichkeit sah, ein Unterkommen darin zu finden. Aber der Kobold spornte mich hinein, gab mir einen pappenen Kasten voll Fußsachen auf den Schoos, eine lange Papierrolle mit Hutfedern in die Hand und rief: „Kutscher, fahr' zu!“

Jetzt rollten die Schachteln wie schwimmende Eißchollen um meine Beine herum; ein Strohhut meiner Frau, der vom Wagenhimmel wie eine Luftgondel herabhing, tanzte mir auf dem Kopfe; und ich konnte das alles nicht abwehren, da ich mit der linken Hand den Fußkasten und mit der rechten den papiernen Scepter halten mußte. Ich ertrug diese ersten Ungemächlichkeiten des Ehestandes mit

ruhiger Ergebung, und sah meine Frau mit der zärtlichsten Freundlichkeit an, weil mich das betäubende Wagengetöse auf dem Gassenpflaster noch hinderte, ein vernehmliches Wort zu sprechen. Sobald aber vor dem Thore die Räder im Sande verstumten, erhob ich meine Stimme und sagte: „Wie glücklich bin ich! Mich begleitet ein Engel unter mein Dach, und dieser Engel ist meine Johanna!“

„Ich bin kein Engel, aber ich bin gut!“ antwortete sie. „Du sollst an mir kein Hausteufelchen finden, wie es mancher Andere vom Altare heimführt. — Doch warum nennst du mich nicht Hannchen? — Johanna klingt gezwungen und erinnert an die Päpstin Johanna.“

„Deren Geschichte noch tief im Dunkel liegt;“ fiel ich ein. „Und wäre sie auch unwidersprechlich erwiesen, so könnte sie doch deinem trefflichen Namen, der aus dem Hebräischen abstammt und huldreich, holdselig bedeutet, keinen Eintrag thun. Erlaube mir also, ihn unverfürzt und unverstümmelt auszusprechen.“

„Recht gern!“ sagte sie. „Ich wäre ja des Namens von so schöner Bedeutung nicht werth, wenn ich das nicht bewilligen wollte.“

Ich freute mich im Stillen dieses ersten, hausherrlichen Sieges. Einen zweiten zu gewinnen, gab es unter Weges keine Gelegenheit. Wir stimmten in allen Dingen, von welchen die Rede war, wie Schall und Wiederhall zusammen. Ueberhaupt war die ganze Reise so glücklich, daß ich schadenfrohen Lesern, die mich gern in lächerliche Verlegenheiten gerathen sehen, mit einer angenehmen Unterhaltung dieser Art vor der Hand nicht aufwarten kann. Sie mögen mir dießmal vergönnen, unbeschädigt und ungehudelt

in meiner Wohnung zu Gimpelwalde anzulangen. Das geschah am 7. September 1811 Abends im Zwiellicht.

In der heitersten Laune faßte ich meine Frau, als sie über die Schwelle unserer Wohnstube schreiten wollte, sanft beim Arm und sagte: „Warte, mein Kind! Ich habe noch vorher ein Wort mit guten und bösen Geistern zu reden.“ — Sie sah mich mit großen Augen an; ich aber wandte mein Gesicht ernst und starr, wie ein Geisterbeschwörer, nach der Treppe hin und rief mit einem erschütternden Tone: „Weiche von uns, du Stifter aller häuslichen Uneinigkeit, du aus dem Büchlein Tobiaä bekannter Eheufel Asmodi!“ —

Und indem ich diesen Namen herausdonnerte und dabei mit dem Stock aufstampfte, fuhr aus einem nahen düstern Winkel ein schwarzer Unhold mit feurigen Augen hervor, schoß bei mir vorbei und die Treppe hinab. Ich entsetzte mich darüber und mochte wohl ein Zerrbild des Schreckens darstellen; denn Johanna schlug ein Gelächter auf, und jetzt erst besann ich mich, daß der fliehende Asmodi ein großer Kater war, der eigentlich nicht in meinem Hause wohnte, aber bisweilen die Jagdgerechtigkeit darin ausübte.

Ich sammelte nun meine Gedanken wieder, breitete flehend die Arme aus und sprach mit zarter, melodischer Stimme: „Aber ihr Hausengel, Eintracht und Frohsinn, höret meinen Ruf, begleitet mich und die edle Gefährtin meines Lebens über diese Schwelle, und bestreut uns mit Blumen den Weg bis zum Grabe!“

„Guter Mann!“ sagte Johanna, und küßte mich mit nassen Augen. Arm in Arm hielten wir dann unsern Einzug, genossen einige köstliche Ueberreste des Hochzeitschmauses, die man uns in den Wagen gepackt hatte, und

begaben uns hierauf zur Ruhe. Träumend wandelte ich die ganze Nacht mit meiner Hauskönigin durch paradieffische Gefilde. Einigemal schrak ich zwar aus dem Schlaf empor, weil abenteuerliche Männergestalten mit rothen, ellenlangen Nasen aus Myrthenhecken hervorsahen und mit Riesenarmen nach meinem Weibchen griffen; doch niemals gelang es den Giganten, die schöne Beute zu fassen, und das schien mir eine gute Vorbedeutung für mein ganzes eheliches Leben zu seyn.

9.

Am nächsten Morgen stand ich mit meiner Tabakspfeife wohlgemuth am Kaffeetische, wo Johanna saß und mit zierlichem Anstand die Schalen füllte. Ich that im traulichen Gespräch einige rasche Züge, die einen starken Dampf verursachten. Sie fing an zu husten und sagte: „Ihr Männer seyd doch sonderbare Menschen, daß ihr einen solchen anmuthlosen Genuß liebt! Doch gibt es auch Viele, die ihn verschmähen. Mein seliger Mann rauchte nicht. Auch Goethe sagt in einem seiner Epigramme: Rauch des Tabaks, Wanzen, Knoblauch und noch ein Viertes, sey ihm, wie Gift und Schlange, zuwider. Noch stärker erklärt sich Lichtenberg dagegen. Er kenne, sagt er irgendwo in seinen Schriften, keinen Mann von Genie, der Tabak rauche, und er möchte wissen, ob es Lessing gethan habe.“

„Unfehlbar hat Lessing geraucht!“ fiel ich triumphirend ein. „Denn Lessing war Magister, und ich kenne keinen Magister, der nicht rauchte.“

„So wünschte ich, daß ich das Vergnügen hätte, den

ersten an Dir kennen zu lernen," sagte sie mit schalkhaftem Lächeln.

Ich erschrak über den verwünschten Wunsch, machte jedoch gute Miene zum bösen Spiel, legte die Pfeife gelassen bei Seite, trat wieder an den Kaffeetisch und sprach: „Hier steht der bekehrte Magister, der nicht mehr raucht.“

„Ist das wahr?“ rief Johanna, und umarmte mich mit lebhafter Freude. „Ich gestehe, daß du mir durch diese Bekerung einen großen Gefallen thust. Der häßliche Rauch schwärzt Wände und Gardinen, dringt in die Kleiderschränke, fällt einem auf die Brust, und ist am Ende wohl gar deiner Gesundheit schädlich.“

Ich gab ihr Recht, ging ins Schulhaus an meine Geschäfte, war aber so mißlaunig, daß ich rechts und links, wenn Unarten vorsielen, Klappsen mit dem Lineal austheilte, ungeachtet ich sonst nichts weniger als ein mürrischer Schulmonarch bin.

Indessen hatte Johanna eine Reise durch ihr kleines Hausreich gemacht und sich allerlei darin vorzunehmende Veränderungen ausgedenkt. „Lieber Zimpel," sagte sie bei Tische, „ich will dich deines Pfeifchens, das du ungern vermissen wirst, nicht berauben; ich erbitte mir aber dagegen ein anderes gefälliges Opfer. Erlaube mir, deine Studierstube in ein unentbehrliches Fuß- und Visitenzimmer zu verwandeln, und begib dich mit deinen Büchern, Tabakspfeifen und Musen hinab ins Parterre.“

„Ach, Kind, da unten neben der Hausthüre werden mich die Musen fliehen!“ sprach ich kläglich. „Sie lieben dergleichen geräuschvolle, jedem Anlauf ausgesetzte Pförtnerwohnungen nicht; und die Figuren, die dann von der Gasse herein auf meinen Schreibtisch sehen, das sind leider keine Musen!“

„Dagegen ist Rath!“ sagte meine Frau. „Dieses Gaffen verbietet man durch eine grüne Jaloufie.“

Ich ward roth; denn ich dachte bei der grünen Jaloufie an den Förster Frischling. Ueberhaupt war mir das Wort anstößig, weil mich Mamsell Kobler so oft der Eifersüchtelei beschuldigt hatte. Dennoch mischte sich diese Leidenschaft auch hier ins Spiel und stellte mir vor, daß die Versekung meines Museums an die Hausthür den Vortheil habe, jeden bei meiner Frau ein- und ausgehenden Besuch wie ein Thorschreiber beobachten zu können. Ich entschloß mich daher, ohne weitem Widerspruch, meinen bisherigen Musensitz zu räumen, und es ward gleich nach Tische damit der Anfang gemacht.

Am folgenden Tage schickten wir, nach großstädtischer Sitte, stumme Boten, nämlich Karten, in der Stadt umher, um den angesehensten Personen des Orts unsere glücklich vollzogene Verbindung zu melden.

Der Onkel, ein gastfreier und prachtliebender Mann, hatte uns befohlen, eine glänzende Nachhochzeit in Gimpelwalde auszurichten und uns eine hinreichende Summe dazu geschenkt. Wir mußten daher Anstalten zu dem Feste machen und mietheten vor allen Dingen den großen Saal im Gasthose: denn obgleich der geduldigen Schafe viel in einen Stall gehen und sich unter den von uns einzuladenden Hochzeitgästen viel Schäfchen befanden, so war doch unsere Wohnung für sie zu klein.

„Aber ich bitte dich, Freund Zimpel,“ sagte meine Frau, „nimm dich ja bei diesem Schmause zusammen! Du wurdest nach deinem eigenen Geständnisse beim Jubelfeste des Pfarrers ausgelacht, weil du so unglückliche Verbeugungen machtest, daß du dabei den Amtmann auf den Fuß tratest und einigen andern Herren rücklings Stöße versehtest.“

Drum ist mir vor ähnlichen Auftritten bange. Oder hast du vielleicht seit jener Zeit einen Tanzmeister angenommen und kunstmäßige Complimente gelernt?“

Ich mußte das leider verneinen.

„So komm her, ich will dein Tanzmeister seyn!“ sagte Johanna, und nahm mich so ernstlich in die Schule, daß mir der Schweiß von der Stirne rann.

Es ist doch eine lächerliche Gewohnheit, sich vor einander zu krümmen. Lernten es die Menschen vielleicht Anfangs von den Bäumen, die sich vor dem Winde demüthigen? — Wir aber beugen uns täglich vor unsers Gleichen, die zwar oft windig genug sind, doch nichts weniger als des Sturmes Gewalt haben. Und diese Bücklinge müssen noch überdies recht künstlich und zierlich gemacht werden, sonst lacht ein Affe den andern aus. — O, wie manches unnöthige Joch hat sich der Mensch aufgelegt! —

10.

Wir hatten dem Oheim den Tag unserer Nachhochzeit gemeldet und ihn dazu eingeladen: er beehrte uns aber blos mit einer Gesandtschaft in der Person der Demoiselle Pauline Kobler, die am Vorabend des Festes mit allen ihren Ränken und Schwänken eintraf.

Ich machte bei diesem Gastgebote die Bemerkung, daß der Ausspruch eines Dichters: „Was Fliegen lockt, das lockt auch Freunde her!“ ein sehr wahres Wort ist. Der Herr Amtmann, der Herr Burgemeister, der Herr Stadtrichter — kurz, Alle, die ich bei dem Jubelfeste durch Fußtritte und Stöße beleidiget hatte, setzten ihren Groll bei Seite und stellten sich zum Zuckernaschen ein. Des Stadtrichters Figur fand die muthwillige Pauline höchst komisch.

Der alte Junggesell ist bei einer ansehnlichen Länge so hager und dürr, daß man ihn nicht gern in der Sonne stehen oder einem Lichte zu nahe kommen sieht: man fürchtet, er möchte in Brand gerathen. Dabei zeigt er sich immer in einer so gespannten Stellung, daß sein Rücken einen nach innen zu geschweiften halben Mond bildet, und sein langer, steifer Zopf senk- und lothrecht von dem rückwärts übergebogenen Kopfe herabhängt. Die äußerste Spitze dieses Perpendikels pflegt der Herr Stadtrichter, wenn er in Parade steht, mit dem Daumen und Zeigefinger der linken Hand so nett zu umfassen, daß sich diese beiden Finger zu einem Ringe gestalten und mit ihren zierlich ausgestreckten drei Brüder eine liebliche Gruppe darstellen.

Das alles fand Pauline sehr schnurrig und ersah sich den drolligen Mann zum Ziel ihrer Schalkheiten. Sie stellte sich, als hätte seine Person angenehme Empfindungen bei ihr erweckt. Da war er flugs mit seiner veralteten und eingeroosteten Galanterie bei der Hand. Er blinzelte aber immer nur mit Einem Auge nach Paulinen; das andere heftete sich auf meine Frau, die dem lüsternen Hagestolz noch besser, wenigstens eben so gut als das Mädchen zu gefallen schien. Er besand sich in der Lage jenes Eseleins, das lange mit gewaltigem Hunger zwischen zwei schönen Heubündeln stand, ohne sich entschließen zu können, von welchem es zulangen wollte.

Das anhaltende Schielen nach meiner Frau beunruhigte mich; ich reizte daher, wie zum Scherz, Paulinen an, den alten Lüstling noch tiefer in ihr Netz zu locken. Sie brachte ihn auch so weit, daß er, etwas benebelt, vor ihr auf die Knie fiel. Als sich aber die lachende Gesellschaft zu diesem Schauspiele drängte und er meiner Frau unter dem Häuf-

lein ansichtig ward, sprang er auf, that auch ihr einen Fußfall und sagte: „Ich bringe hiermit der zweiten Göttin meine Huldigung dar. Wenn ich aber, wie weiland Prinz Paris, der Schönsten einen goldenen Apfel darzubieten hätte: ich könnte ihn Keiner ganz zuwenden, ich müßte ihn theilen.“

Da hatten wir nun das Efelein zwischen den Heubündeln wieder! Und diese Rolle spielte der steife Galan bis ans Ende des Festes. Da ergriff er meine Hand, schüttelte sie und sprach: „Gute Nacht, werther Freund! Ich werde Sie künftig recht oft besuchen.“ — Diese Drohung fuhr mir durch alle Glieder. Ich konnte vor Schrecken nichts als eine stumme Verbeugung dagegen aufbringen.

11.

Er hielt Wort, der Herr Stadtrichter! Schon am nächsten Abend erschien er und trieb sein süßliches Getändel, wie Tages zuvor. Pauline war fort; der neue Paris befand sich daher in keiner Verlegenheit mehr, wem er den Preis der Schönheit zuerkennen sollte. „Zimpel, was ärgerst du dich?“ sprach ich in Gedanken: „Johanna ist treu; wenigstens wird es diesem eingedorrten Graukopf nicht gelingen, sie zu verführen.“ Doch diese Vorstellung beruhigte mich nicht. Meine Galle regte sich bei jeder zärtlichen Grimasse des Süßlings.

Drei Monate lang verdarb er mir jeden Abend. Aber mit diesen häufigen Besuchen war er noch nicht zufrieden. Er stiftete heimlich an, daß er bald da, bald dort mit meiner Frau zu Gevatter gebeten wurde, und beschenkte sie bei jeder solchen Feierlichkeit mit Bändern, Handschuhen, Blumensträußen und andern dergleichen Schnurrpfeifereien.

Ich hätte manchmal gern den Küster die Treppe hinunter geworfen, wenn er mit einem Gebatterbrieſe angeſtiegen kam, ſeinen weitschweifigen Sermon hielt und dabei ein Geſicht machte, als ob er uns die köſtlichſte Beſcherung brächte. Mein Aergerniß verdoppelte der Umſtand, daß dergleichen Solennitäten ſehr koſtſpielig waren: denn in Gimpelwalde iſt es nicht Sitte, das Pathengeld zu verbiten.

Noch mit mehrern verliebten Ränken, die ich mit Stillſchweigen übergehe, war der Herr Stadtrichter geſchäftig, ſich an mein Weibchen zu ſetten. Allein der Krug geht, wie man ſpricht, ſo lange zu Waſſer, biß er bricht.

Im Januar 1812 ſtellte mein Plagegeiſt eine Schlittenfahrt an, und erbat ſich die Ehre, meine Gattin auf dem Rennſchlitten zu fahren. Ich merkte gleich, daß ſein Abſehen auf das Schlittenrecht eines Ruſſen gerichtet war: ich wies ihn deßhalb unter dem Vorwande, daß ich ihm einige Geſchicklichkeit im Umwerfen zutraue, mit ſeinem Geſuche rund ab. Da er jedoch Zeugen aufſtellte, daß er ein erfahrener Pferdelenker ſey und ſich einige bedeutende Perſonen für ihn verwandten, ſo mußte ich die Sache geſchehen laſſen und mich ſelbſt in einen großen Familienſchlitten einmiethen, um auf den Cicisbeo meiner Frau ein wachſames Auge zu haben. Ich bat und beſtach unſern Fuhrmann, immer ſo nahe als möglich hinter ihm her zu fahren. Er ritt, in eine Wildſchur gehüllt, auf der Pritſche des Rennſchlittens, und machte ſich mit den beiden Lenkſeilen, zwiſchen welchen Johanna wie gefangen faß, nicht hinter ihr, ſondern vor ihr, ſo viel zu ſchaffen, daß mir oft, ungeachtet es grimmig kalt war, brühſiedend heiß dabei wurde. Ich ſprang mehrmals auf und rief durch ein ſtarkes Huſten ſeine verdächtigen Hände zur Ordnung.

Wir fuhren anderthalb Meilen weit an einen öffentlichen Ort, wo wir ein stattliches Mittagsmahl hielten. Es ward weidlich gebechert. Der arglistige Stadtrichter setzte mir scharf zu; er wollte meine Wachsamkeit einschläfern. Ich kann aber im Nothfall einen guten Stiefel trinken, ohne berauscht zu werden; und so behielt ich auch jetzt meine Argusaugen hell offen.

Die Rückfahrt verzog sich bis tief in die Nacht und geschah mit solcher Unordnung, daß ich von dem Schlitten des Stadtrichters, der sich befiß, der Letzte in der Reihe zu seyn, weit getrennt wurde. Ich überschrie Schellengeläut und Peitschenknall: ich wollte die alte Ordnung wieder hergestellt haben. Meine Schlittengenossen, die nicht wußten, warum ich so lärmte, lachten mich aus: und mit Hurrah und Halloh ging's fort, wie das wüthende Heer, bis in unser Städtchen hinein.

Dem Schlitten entsprungen, lief ich über Hals und Kopf zur Thür meines Wohnhauses, um dem Stadtrichter wo möglich das Schlittenrecht zu Wasser zu machen. Eben kam auch meine Frau in vollem Trab gefahren. Der Vorreiter führte, wie bei der Hinfahrt, das Pferd am Leitzäume; aber hinten bei der Pritsche regte sich Niemand. Ich beleuchtete die todte Gegend mit einer Laterne; und siehe, da fehlte nicht nur der Herr Stadtrichter, sondern auch die Pritsche. Wir erstaunten. Meine Frau wußte kein Wort davon, wann und wie er abhanden gekommen war.

In der Frühe des folgenden Tages kam er hinkend zu uns. „Ei, wo waren Sie gestern geblieben?“ sagte Johanna. „Wir wunderten uns unaussprechlich, als wir hier ankamen und Sie uns mangelten.“

„Erst hier haben Sie mich vermißt?“ fragte er betrof-

fen. „Das ist überaus schmeichelhaft für mich!“ — setzte er mit einem höhnischen Tone hinzu. „Die morsche, wurmfressige Pritsche brach unter mir, als wir kaum fünfhundert Schritte gefahren waren. Halt! halt! schrie ich aus dem Schnee empor. Niemand hörte mich, oder — wollte mich hören. Ich raffte mich auf, ich lief so schnell, als es die schwere Last meiner Wildschur und die unbehülfslichen Pelzstiefeln erlaubten; allein es war nicht möglich, die fliegenden Schlitten einzuholen, und mein Geschrei verschlang der Wind. So muß' ich in meiner höchst unbequemen Wanderkleidung und mit den Bruchstücken der Pritsche belastet, den langen Weg zu Fuße machen. Bedenken Sie die entsetzliche Strapaze! Ich brachte die ganze Nacht damit zu, und ging mich lahm, wie Sie sehen. Aber mehr als Alles schmerzt mich's, daß die Frau Magisterin ihren Verehrer gar nicht vermißt haben. Das ist ein trauriges Kennzeichen meiner Entbehrlichkeit, und so hab' ich denn die Ehre, mich zu empfehlen.“ —

Er humpelte fort, ohne meine Frau, die sich entschuldigen wollte, anzuhören. Ich lachte ins Fäustchen. „Was für ein Wesen trieb der Mann mit seinen Lenkseilen!“ sagte ich zu Johannem. „Und dennoch ging ohne ihn die Rückfahrt glücklich von Statten. So gibt sich mancher große Herr das Ansehen, als ob er allein vom hohen Sessel herab den Wagen des Staats lenkte; aber er hat nur, wie unser Stadtrichter, die Lenkseile zum Schein in der Hand, und seine Vorreiter, die Subalternen, thun das Beste.“ —

12.

Seit diesem Pritschen- und Freundschaftsbruche ließ sich der schmollende Stadtrichter nicht wieder bei uns sehen.

Ich genoß einige Wochen lang einer behaglichen Gemüthsruhe. Doch auf diese Meeres = Stille folgte ein heftiger Sturm.

Ungefähr in der Mitte des Monats März 1812 entdeckte ich, daß Johanna heimlich Briefe schrieb und Briefe empfing. Ich bat sie, mir ihren Correspondenten zu nennen. Sie weigerte sich mit unbiegsamer Beharrlichkeit, und nahm dabei in ihrem ganzen Betragen ein gewisses räthselhaftes, mir äußerst bedenkliches Wesen an. Ich machte Susannen, unsere alte Magd, zu meiner Vertrauten, bestellte sie zur geheimen Aufseherin meines ehelichen Harems, und befahl ihr, jeden verdächtigen Vorgang mir schleunig zu melden.

In der dritten Nachmittagsstunde des ersten Aprils ließ ich eben meine Schüler das Verbum Amare (zu deutsch: Lieben) conjugiren, als Susanne plötzlich die Thür der Schulstube aufriß, mir winkte, und mir draußen ins Ohr fluchte: „Ach, Herr Magister! — erschrecken Sie nicht! — Madame ist fort — ist entführt — ein junger Herr kam gefahren — sie sprang zu ihm in den Wagen, und, was die Pferde laufen konnten, ging's zum Mühlthor hinaus.“

Ich erschrak über alle Massen, war aber stehendes Fußes entschlossen, der Entflohenen nachzusetzen. Meine Schüler stoben, durch einen Wink entlassen, aus einander. Ich lief zu einem Kaufmann, der mir oft sein Reitpferd zu einem Spazierritt angeboten hatte; ich bat ihn, es mit möglichster Geschwindigkeit satteln zu lassen. Er starrte mich an und sagte: „Wollen denn der Herr Magister heute bei Sturm und Regen spazieren reiten?“ — Ich schützte vor: mein Körper bedürfe sonder Aufschub einer tüchtigen Bewegung. „Nun, es ist mir recht lieb, wenn Sie das

Pferd ausreiten;“ sprach er. „Mein Hausknecht sollt' es thun; aber das Wetter war ihm zu schlecht.“

Ich rannte nach Hause und stürzte mich in ein Paar große steife Stiefeln, die noch von meinen akademischen Jahren herstammten. Sie erinnerten mich an meinen ersten, als Student unternommenen Ritt, der so unglücklich ablief, daß ich seitdem keinen zweiten versuchte. Ich bestieg damals ein altes, gefetztes Miethpferd, um nach einem Dorfe zu reiten, wo die Musensöhne fleißig die Hippokrene des Wirthshauses tranken. Aber, den rechten Weg verfehlend, kam ich an einen Bach, über welchen ein schmaler Steg nur Fußgänger führte. Ich muthete meinem Fußgänger zu, mich hinüber zu tragen. Verständiger als ich, fand er die Sache nicht thunlich, und nahm Anstand. Ich, ein junger, wilder Bursch, drohte mit Sporen und Peitsche. Er, durch den langen Umgang mit Studenten an Gehorsam gewöhnt, betrat furchtsam den Steg; wir erreichten glücklich die Mitte; jetzt aber glitt er rechts und links mit allen Vieren aus, und fiel so wunderbar, daß er auf den Steg zu reiten kam. Da saß er wie todt. Ich glich einer Statue zu Pferde, und erhob ein Zetergeschrei, das einige Bauern von den nahen Feldern herbeirief. Sie rathschlagten gemächlich, wie mir zu helfen sey. Dann gingen sie fort, um Leitern und Seile zu holen. Ich schwebte eine Stunde lang zwischen Leben und Tod. Am Ende ward ich zwar sammt dem Kößlein ohne Beschädigung an's feste Land bugfirt, mußte jedoch während der Arbeit manche beißende Spöttereie über tollkühne Studentenstreiche anhören, und mit meiner ganzen bei mir habenden Baarschaft die Rettung bezahlen.

Meine Stiefeln waren mir also ein ernstes Memento mori, und die Haut schauerte mir, als des Kaufmanns

Haus- und Stallknecht den gefattelten Gaul vor mein Haus brachte. Ich wollte vor Angst an der rechten Seite aufsteigen. „Umgekehrt wird ein Schuh d'raus!“ sagte der Hausknecht, und wies mich auf die linke. Mühsam kletterte ich in den Sattel. Bedächtig, wie eine fromme Kuh, setzte sich das Pferd in Gang. Dennoch ward mir so schwindelig, als säße ich auf der Spitze eines Thurmes und er begönne zu wandeln. Doch kam ich wohlbehalten vor's Mühlthor.

Hier aber leuchtete mir ein, daß ich, wenn ich so fortschnecke, den Entführungswagen nimmer einholen würde. Ich setzte mich daher so fest als möglich, faßte mit beiden Händen den tröstlichen Anker der schlechten Reiter, den Sattelnopf, und gab meinem Gaul zu verstehen, daß Eile vonnöthen sey. Da griff er rasch aus und schnaubte durch Sturm und Regen dahin. Ich verlor die Steigbiegel, und befahl Gott meine Seele. Das Knäblein eines ehrsamem Bürgers, der mir begegnete, erschraak dermaßen über meinen wilden Ritt, daß es sich furchtsam hinter seinen Vater verkroch. Er grüßte mich mit Abnehmung des Huttes; aber meine Hände waren so fest in den Sattelnopf eingewachsen, daß ich diese Höflichkeit nicht erwidern konnte.

Ich überließ es der Vorsehung, mein Pferd auf den rechten Weg zu lenken. Nach einer halben Viertelstunde sah ich in der Ferne eine Kutsche. Doch eben jetzt war mein Renner des Laufens überdrüssig und fiel in einen bequemen Bierwagensschritt, aus welchem er sich auf keine Weise bringen ließ. Da kam mir ein Bekannter entgegen und rief mir zu: „Ist's möglich? Sie reiten spazieren? — Es ist ja ein Wetter, daß man keinen Hund gern vor die Thür jagt! Darum wundert' ich mich schon, daß ich in

der Kutsche, die dort fährt, Ihre Frau Liebste mit einem schönen jungen Herrchen erblickte.“

Ein Dolchstich und doch erwünscht! Ich hatte die Flüchtlinge vor Augen; sie konnten mir nicht entrinnen. Es beugte sich, indem ich mit dem Manne sprach, ein Kopf aus dem Wagen heraus und schaute nach mir her. Gleich darauf verließ der Wagen seine Straße, machte einen weiten Bogen und schlug einen Weg ein, der durch's sogenannte Gänsethor in die Stadt zurückführt. „Aha!“ sprach ich zu mir: „Sie sehen, daß du sie zu Pferde verfolgst, sie geben alle Hoffnung auf, zu entweichen. Nun, laß sie nur ruhig fahren! Einem Feinde, der sich zurückzieht, muß man goldene Brücken bauen.“ — Ich ritt ihnen also sachte nach, überlegte hin und her, wie ich mich als beleidigter Ehegatte benehmen wolle, und ward mit mir einig, meine Hände zwar nicht mit Blut zu bes Flecken, aber andere strenge Maßregeln zu nehmen.

Mit diesen christlichen Gedanken passirte ich durch's Gänsethor. Da fiel ein ungezogener Hund mein Pferd an; es ging bis an's Haus seines Herrn mit mir durch und ward dort stätig. Der Kaufmann sprang mit einer Hekspettsche aus dem Laden heraus, um es von dannen zu treiben. Ich bat ihn aber um Gotteswillen, mich absteigen zu lassen. Er half mir freundschaftlich herab. Ich hatte mich bocksteif geritten und taumelte in meinen schweren Courierstiefeln wie ein Betrunkener nach Hause.

In der Thür stand Susanne. „Die Ausreißer sind wieder da, sind oben in der Visitenstube!“ sagte sie leise. Ich schlich die Treppe hinauf, spähte durch's Schlüßelloch, und mit Entsetzen sah ich mein Täubchen in den Armen eines blutjungen Jäntleins auf dem Sopha sitzen. Da drückte ich den Hut tief in die Augen, riß die Stubenthür

auf, stürzte mit grimmigem Gesicht und erhobener Reitpeitsche hinein und fuhr den Burschen an: „Wer sind Sie? Was machen Sie hier?“ —

Er stand gelassen auf, verbeugte sich und sagte sehr ernsthaft: „Ich wollte Ihnen gehorsamst melden, daß wir heute den ersten April haben.“

Stuzend sah ich ihn scharf an und — erkannte Paulinen.

Unter Gelächter und Händeklatschen erfuhr ich nun, daß die losen Weiblein die Posse mit einander gekartet hatten, um mich einmal mit meiner Eifersucht recht anlaufen zu lassen.

13.

Der Sommer verstrich mir ohne bedeutende Vorfälle. Die Herren in Gimpelwalde wußten, daß ich als Ehemann keinen Scherz verstand, und hüteten sich daher, mir in's Gehege zu kommen. Aber der Stadtrichter konnte seinen unbemerkten und unbedragten Sturz vom Schlittenthron nicht verwinden. Nachgierig verschob er von Zeit zu Zeit die Auszahlung kleiner Geldposten, die ich durch seine Hand aus der Kämmererei zu empfangen hatte. Er wollte vielleicht die Festung, die sich nicht freiwillig ergab, durch Hunger bezwingen; sie hatte jedoch mehr Lebensmittel, als der Belagerer.

Im October 1812 schenkte mir meine Frau ein Pfand der Liebe, einen muntern Jungen, den sogleich Alle, die ihn sahen, für das vollkommenste Abbild meines Ichs erklärten. Die Wöchnerin brachte mancherlei wunderliche, theils englische, theils altdeutsche Namen für den Täufling in Vorschlag; ich aber, ich aber, der jede slavische Nach-

äffung neuer Moden nicht leiden kann, sagte kurz und fest:
„Er soll Theodor heißen!“ Und so heißt er.

Johanna's Schönheit verblühte ein wenig im Wochenbette und erhielt auch nachher ihren vorigen frischen Glanz nicht wieder. Mancher leise Seufzer ward darüber vor dem Spiegel verhaucht: ich aber betrachtete diesen Verlust als Gewinn: denn je schöner die Kirschen am Baume leuchten, desto lüfterner sind die unzüchtigen Späßen darnach.

Im Frühjahr 1813 berührte das von Norden nach Süden ziehende Kriegswetter auch unsere Gegend, und ich ward wie jeder andere zum Landsturm aufgefördert. Ich bin nicht zum Helden geboren; der Ruf zu den Waffen war mir daher ein Donnerschlag. Da jedoch sogar Geistliche die kanonischen Bücher der heiligen Schrift bei Seite legten und sich den Kanonen entgegenstellen wollten, so konnte ich armes Schulmeisterlein keine Befreiung verlangen. Ich erschien demnach mit einer Lanze, die dreimal länger war als ich selbst, auf dem Sammelplatz der Landstürmer. Doch wäre ich gern auf der Stelle desertirt, da der Herr Stadtrichter als Exercitienmeister auftrat. Er hudelte mich nicht wenig: keinen Schritt, keine Wendung machte ich ihm recht; er ließ mich sogar wegen meiner vorgeblichen Ungeschicklichkeit noch eine gute halbe Stunde ganz allein exerciren, als schon meine sämtlichen Kameraden nach Hause gegangen waren. Dieses Märterthum, in welches mich die Schönheit und Treue meiner Gattin versetzte, dauerte jedoch nur einige Tage. Dann sprach der einsichtsvolle Fürst alle Prediger und Schullehrer vom Landsturm-Dienste frei, und der gestrenge Herr Exercitienmeister verlor die schöne Gelegenheit, sein Mütchen an mir zu fühlen.

Doch bald nachher gewann er neue Macht und Gewalt,

mich auf andere Weise den Stachel seines Zornes fühlen zu lassen. Der Magistrat übertrug ihm das Amt, die fremden Kriegsvölker, deren Zug durch unsere Stadt begann, mit Quartieren zu versorgen; und kaum trabten die ersten Kosaken zum Thore herein, so erschien einer zu Roß vor meiner Wohnung und überreichte mir ein auf mich ausgefertigtes Quartierbillet. Der Stadtrichter hatte seinen Namen mit so freien und muthigen Zügen unterzeichnet, daß man die Seelenfreude, die er dabei empfunden hatte, recht deutlich daraus erkannte.

Ich zitterte und erblaßte bei der Ankunft des langbärtigen Gastes, ungeachtet er mir gutmüthig die Hand bot, um mich zu beruhigen. Er führte sein Pferd in's Haus. Ich versuchte stammelnd, ihm in deutscher, lateinischer, griechischer, hebräischer und sogar chaldäischer Sprache begreiflich zu machen, daß ich keinen Stall hätte. Er verstand mich nicht; er ging seines Weges fort in den Hof, dessen engen Raum ein Hahn mit sieben Weibern bewohnte, die insgesammt schüchtern über die Mauer flogen, als der furchtbare Fremdling ihr Gebiet betrat. Ueberzeugt, daß er dort sein Pferd nicht unter Dach bringen konnte, kam er zurück. Ich beklagte durch Geberden, daß es mir nicht möglich sey, ihm die nöthige Bequemlichkeit zu verschaffen. Mit listigen Augen übersah er die Hausflur, bemerkte die Thür meiner Studierstube und klinkte sie auf. Ich ließ das ruhig geschehen, weil ich hoffte, die darin aufgestellten Bücher würden ihn von selbst belehren, daß er keinen Stall vor sich habe. Er aber hatte kaum einen flüchtigen Blick in mein Museum gethan, so nickte er zufrieden mit dem Kopfe und zog das Pferd hinein.

„D, welche Entheiligung!“ rief ich, und zermüthete vor Schmerz mit beiden Händen meine Perücke.

Der Kosak war in der Stube sogleich zu Hause. Er legte die Lanze aus der Hand und schnallte das Gepäck hinter dem Sattel los. Dann gab er mir einen klaren Beweis, daß sich solche Männer in Verlegenheiten zu helfen wissen. Er schuf in zwei Minuten meinen Schreibtisch zu einer Krippe für sein Pferd um. Die darauf liegenden Bücher und Schriften warf er herunter, zog aus dem Regal einige Folianten, umbaute damit wie mit einer Wand die Fläche des Schreibtisches und überschüttete den innern Raum mit Hafer, den sein Klepper sofort in Beschlag nahm und mit herrlichem Appetit verzehrte. Ich sah mit Verzweiflung zu und seufzte: „O Krieg! o Krieg!“

Es war eben Mittag. Meine Frau sah sich genöthiget, die für uns zubereitete Speise dem Russen anzurichten. Sie trat mit der Schüssel in die Stube. Er schmunzelte sie an und wollte ihr die Wangen streicheln. Da faßte ich mir aber ein Herz, lenkte seine Hand hinweg, und bedeutete ihm pantomimisch, daß dergleichen Gemächlichkeiten nicht zu den Befugnissen der Einquartierung gehörten. Lächelnd nahm er Lehre an, setzte sich betend zu Tische und genoß die reichliche Mahlzeit, ohne etwas davon übrig zu lassen oder mehr zu verlangen.

Wir wußten nicht, wie lange wir die Ehre haben würden, ihn bei uns zu sehen. Ich wünschte wenigstens, ihn zur Räumung meines Studierzimmers zu bewegen. Doch indem ich hin und her sann, eine schickliche Auskunft zu finden, packte er schon wieder auf und rüstete sich zum Abzuge. Vergnügt rief ich meine Frau. Sie kam, mit dem kleinen Theodor auf dem Arme, die Treppe herab. Der Russe freute sich des Kindes und streckte die Arme nach ihm aus. Aber schreiend schmiegte sich das Knäblein an den Busen der Mutter. Der gute Kosak wies auf seinen

langen Bart; er wollte damit andeuten, daß sich das Kind davor scheue. Dann drückte er uns die Hand, sprach mit freundlichem Gesicht einige mir unverständliche Worte, schwang sich auf sein Roß und ritt von dannen.

So ging also die furchtbare Erscheinung schneller und glücklicher vorüber, als der Herr Quartiermeister wahrscheinlich erwartet hatte. Er behielt mich auch nachher bei jedem Durchzuge fremder Truppen in hämischen Andenken. Aber es gelang ihm nie wieder, mich zu erschrecken und in Verlegenheit zu setzen, indem ein gefälliger Nachbar gegen eine sehr mäßige Vergütung die Mühe übernahm, die mir zugewiesenen Kriegsgäste zu beherbergen und zu verpflegen.

14.

Mancher Leser wird sich wundern, daß ich öffentlich den Muth habe, mich so deutsch von der Leber weg über einen gewaltigen Mann zu beklagen. Solche Freimüthigkeit wird oft hart geahndet, kostet bisweilen wohl gar den Hals; doch mir kann sie keine Gefahr bringen; denn ehe meine häusliche Chronik unter die Presse kommt, bin ich aus der Presse des Herrn Stadtrichters heraus. Der Oheim meiner Johanna befreite mich aus den Händen des Drängers; nur leider auf eine traurige Art — durch seinen Tod. Sanft verschied er im Christmonat 1813 und setzte Johannem zur Erbin ein. Die Krone der Verlassenschaft ist ein schönes Landgut, von dessen Einkünften wir genügsamen Leute sehr anständig leben können. Ich bin daher entschlossen, mein mühseliges Schulamt niederzulegen und als freier Mann des Lebens zu genießen.

Meine Frau hatte Lust und Verlangen, unsere Renten

in der Hauptstadt zu verzeihen; ich aber befand es für nöthig, ihr diesen Gedanken aus dem Sinne zu reden. Sie ist in der That für jenen gefährlichen Ort noch zu schön: sie würde überall und immerdar von frechen Buhlern umlagert werden und ich hätte keine ruhige Stunde. Aus diesem Grunde haben wir uns vereiniget, im nächsten Frühling unser Gut zu beziehen und dort ein so stilles und eingezogenes Leben zu führen, daß nichts, gar nichts davon zu erzählen seyn soll. Nur ein neuer Theokrit oder Gessner wird in unserm ländlichen Paradiese reichen Stoff zu Idyllen finden.

Mit der zierlichsten Verbeugung, die ich von meiner Tanzmeisterin lernte, empfehle ich mich nun dem geneigten Leser, und mit einer noch tiefern und ehrerbietigern den Herren Kunstrichtern, die ich bei dieser Gelegenheit dienstlich ersuche, meinen flüchtigen Aufsatz nicht wie eine schulgerechte Erzählung zu mustern, sondern ihn, nach Maßgabe des Titels, als eine Chronik, die sich etwas mehr Bequemlichkeit und Ungebundenheit erlauben darf, gelten zu lassen.

III.

Die Reise nach der Löwenburg.

Geschrieben im Jahre 1816.

1.

Rudolph Bach, in einer großen Stadt des südlichen Deutschlands geboren, kam als Rechtsgelehrter von der hohen Schule zurück. Seine Mutter, eine gute, häusliche Frau, die viel auf alte Sitten und Gebräuche hielt, ermahnte ihn schon am nächsten Morgen: „Kleide dich sauber, mein Sohn, mache den Oberhäuptern der Stadt deine ehrerbietige Aufwartung und sprich ja recht zierlich und unterwürfig mit ihnen. Ein Sprichwort sagt: Wer wohl kann sprechen, kann Mauern brechen. So wirst auch du die Herzen der Gewaltigen bewegen, daß sie dich vaterlose Waise mit einem Amte versorgen. Du mußt dich nur keinen Gang, keine Mühe verdrießen lassen. Gott gibt den Vögeln ihr Futter, aber sie müssen darnach fliegen.“

Emsig suchte sie die feinste Wäsche und des seligen Vaters hinterlassenen neuen Haarbeutel hervor, den Rudolph durchaus an seine kurzgeschnittenen Haare, die ihr äußerst mißfielen, befestigen mußte, ob er gleich dagegen vorstellte,

daß ein Beutel, in den man nichts zu stecken habe, ein unnützes Ding und im gegenwärtigen Falle ein wahrer Windbeutel sey.

Er machte denn, mit Armhut und Degen, die Kunde, und Mütterchen trieb ihn in der Folge fleißig an, diese feierlichen Bittgänge zu wiederholen.

Während der Zeit, als er auf ein Amt wartete, ging er eines Tages aus, um sich eine Schrift, die er nöthig hatte, zu kaufen. Er war von dem Buchladen, den er in Nahrung setzen wollte, noch zwanzig Schritte entfernt, als ihm das Getöse eines heftigen Zankes daraus entgegenschallte. Langsam ging er näher, öffnete die Thür und sah den Buchhändler und einen reisemäßig gekleideten Fremden im hitzigsten Kampfe begriffen. Er wollte sich, da bei diesen Umständen an keinen Handel zu denken war, schon wieder zurückziehen, als ein junges, schönes Mädchen durch eine Thür im Hintergrunde des Gewölbes herbeislog, und sich mit süßer Stimme bemühte, die Streiter zu besänftigen und auseinander zu bringen. Aber, blind und taub vor Zorn, achteten sie des Friedensengels nicht und balgten sich fort, bis endlich der stämmige Buchhändler seinen Gegner, der dürr und ausgetrocknet wie eine Mumie war, zum Weichen brachte.

Rudolph wäre froh gewesen, wenn der Kampf einige Stunden gedauert hätte: denn indem sich die beiden Männer in den Haaren lagen, weideten sich seine Augen an der blühenden Anmuth des lieblichsten Mädchens, das er jemals gesehen hatte. Er genoß den ergößlichen Anblick mit einer solchen Abwesenheit des Geistes, daß er es gar nicht bemerkte, als ihm die Schlägerei immer näher kam. Aber plötzlich flog ihm die zurückgeworfene Mumie auf

den Leib und sie taumelten beide zugleich auf die Straße hinaus.

„Verdammtter Raufbold!“ rief der Besiegte und drohte mit geballter Faust nach dem Laden zurück. Dann wandte er sich hastig und sagte: „Lassen Sie sich erzählen!“ Rudolph entfloß ihm aber mit den Worten: „Ich habe nicht Zeit!“ Er wollte mit dem Manne nicht sprechen, weil er dadurch dem hübschen Mädchen, das ihn leicht beobachten konnte, mißfällig zu werden besorgte.

2.

Die Straße auf und abgehend, ließ er dem Buchhändler Zeit, ein niederschlagendes Pulver einzunehmen, und kehrte dann in den Laden zurück. Er glaubte, das Mädchen noch zu finden: aber der Buchhändler war allein. „Was beliebt Ihnen?“ sprach er: „Ich erinnere mich, Sie schon vorhin an der Thüre gesehen zu haben.“

Rudolph forderte ein Buch und erhielt es. Er ließ sich noch mehrere geben, um sein Geschäft in die Länge zu ziehen. Doch seine Erwartung, das Mädchen indessen wieder zu sehen, blieb unerfüllt, und er mußte für eine Last entbehrlicher Bücher gegen zehn Thaler bezahlen.

„Ich danke ergebenst,“ sagte der Buchhändler, indem er das Geld einstrich. „Beinahe hätte mich der Nichtswürdige, den ich vorhin aus dem Laden warf, um einen werthen Kunden gebracht, wie er mir schon einige tausend Thaler aus dem Beutel stahl. Sie kannten ihn wahrscheinlich nicht. Es war der berühmte Nachdrucker Nickel Miteffer, der — ich schäme mich's zu sagen — mein naher Vetter ist, aber dessen ungeachtet kein Bedenken fand, drei meiner besten Verlagswerke räuberisch an-

zutasten. Ich verklagte ihn bei seiner Obrigkeit, erhielt aber keine Hülfe. Da hegt' ich selbst ein hochnothpeinliches Halsgericht über ihn, und that ihm in meinen vier Wänden das Recht an, das ihm unter freiem Himmel widerfahren sollte.“

Er öffnete jetzt einen Schrank und zeigte dem jungen Manne einen darin stehenden kleinen Galgen, an welchem eine männliche Puppe hing, mit einem Zettel auf der Brust und der Inschrift: Nickel Miteffer, der Erzdieb.

„Dieses Hochgericht,“ fuhr er fort, „baut' ich in der Absicht, daß der Galgenschwengel seine Hinrichtung selbst sehen, und sich, in der Diebssprache zu reden, als Klöppel in der Feldglocke erblicken sollte. Ich wußte, daß er wegen einer Erbschaftssache hier eintreffen und mit mir sprechen mußte. Er kam; ich führte ihn zum Galgen und erwartete, daß er sich entsetzen und mir auf den Hals fahren würde. Aber der ehrlose Mensch lächelte ruhig und sagte: Bin ich der Dieb, so seyd Ihr der Henker! — Schwapp! gab ich ihm, um sein kaltes Blut zu erwärmen, eine heiße Ohrfeige, und wäre nicht Mariane, meine Stieftochter, ins Mittel getreten, ich hätt' ihm Arm' und Beine zerschlagen.“

So erfuhr doch Rudolph noch für seine zehn Thaler des Mädchens Namen und häusliches Verhältniß. Er ging vergnügt hinweg und sprach zu sich: „Jetzt hat doch der Nachdruck einmal etwas Gutes gestiftet! Er entdeckte mir einen Schatz, der mir vielleicht nie zu Gesichte gekommen wäre, hätten sich die Herren Bettern nicht um's liebe Mein und Dein die Köpfe gewaschen.“

3.

Sobald er nach Hause kam, fiel er heftig über seine Papiere her und suchte das Manuscript eines Romans hervor, den er in seinen akademischen Erholungstunden ausgearbeitet hatte. Damals war er nicht gesonnen, ihn drucken zu lassen; jetzt aber entschloß er sich rasch dazu, um sich damit einen Weg zur nähern Bekanntschaft mit dem Buchhändler und seiner schönen Tochter zu bahnen. Er fing sogleich an, das Werkchen auszuseilen und abzuschreiben. Das war aber ein langwieriges Geschäft, und er ward um so weniger schnell damit fertig, da er täglich einige Mal, wiewohl immer vergebens, bei dem Buchladen vorüber ging, um Marianen zu sehen.

So geschah es, daß seine Mutter, indem sie eines Tages sein Zimmer in Ordnung brachte, über den hoffnungsvollen Roman gerieth. Sie las ein paar Seiten, schüttelte den Kopf, und empfing den Verfasser, als er wieder heim kam, verdrießlich und keifend: „Was für Tändelwerk treibst du hier? Ich denke, du nährst deinen Geist aus den Werken berühmter Rechtsgelehrten; aber ich sehe mit Erstaunen, daß du eine muthwillige Schrift unter der Feder hast, worin Liebe und immer Liebe das dritte Wort ist.“

Rudolph erzählte die Bewandniß der Sache, und gestand aufrichtig, Mariane gefalle ihm so sehr, daß er sie, wenn er ein Amt bekommen habe, heirathen wolle.

„Du baust Luftschlösser!“ sagte die Mutter. „Schöne rothe Aepfel sind nicht immer süß! — Ich kenne Marianen zwar nicht; aber ihre Herkunft ist mir bekannt. Ihre Mutter — Gott habe sie selig! — war eine Ausländerin von adeliger Geburt, verplämperte sich mit einem jungen

bürgerlichen Habenichts, ließ sich von ihm hierher entführen, und ein gutwilliger Landpfarrer traute sie heimlich. Die Frucht dieser mit Vaterfluch beladenen Ehe war Mariane. Bald nach ihrer Geburt ward ihre Mutter in den kläglichsten Wittwenstand versetzt. Ihr Mann hinterließ keinen Heller, und das eiserne Herz ihres Vaters, dessen Name mir entfallen ist, ließ sich zu keiner Unterstützung erweichen. Nun weiß ich nicht, wie sie nachher mit dem Buchhändler Wolfgang bekannt geworden war: kurz, er heirathete sie in der Hoffnung, sie mit ihrem reichen Vater auszuföhnen, und dadurch selbst ein reicher Mann zu werden. Als aber dieser Plan mißlungen war, soll er kein zärtlicher Ehegatte gewesen seyn, und ganz verkümmert starb sie nach wenigen Jahren. Mariane ist also ein blutarmes Mädchen, und ihren Stiefvater, dessen Gnadenbrod sie ist, kennt die ganze Stadt als einen harten und geizigen Mann. Du kannst dir also an den Fingern abzählen, daß dir kein Glück in diesem Hause blüht.“

„Aber Mütterchen,“ entgegnete Rudolph, „wenn ich ein recht einträgliches Amt erhalte, so mag der Stiefvater so hart und geizig seyn, als er will, was kümmert das mich?“

„Fange nur erst den Fisch, dann wollen wir an die Zurichtung denken!“ antwortete sie, und genehmigte zwar zuletzt, von Bitten und Vorstellungen überredet, seinen Vorsatz, das Manuscript dem Buchhändler und der Presse zu übergeben; doch legte sie ihm dringend ans Herz, sich mit solcher unnützen Schriftstellerei nicht weiter zu beschäftigen, weil seine hohen Gönner keinen Geschmack daran finden würden.

4.

Rudolph wollte seinen Roman dem Buchhändler unentgeltlich überlassen, und bloß als Ehrenlohn das Vergnügen genießen, Marianen bei dieser Gelegenheit zu sehen und ein Wörtchen mit ihr zu sprechen. Schlau nahm er sich daher vor, den Herrn Wolfgang um die Mittagszeit, wenn der Buchladen geschlossen war, in seiner Wohnung zu überraschen. Er ging etwas zagend die Treppe hinauf, hörte Kaffeeschalen klirren und klopfte, von diesen Wegweisern geleitet, an eine Thür, die sogleich der Buchhändler selbst aufthat. Er erschien mit einer langen Tabakspfeife in der Hand, und seine ansehnliche Breite füllte die spärliche Oeffnung so neidisch, daß Rudolph nur durch eine schmale Lücke das am Kaffeetische beschäftigte Mädchen erblickte. Der unartige Stiefvater nöthigte ihn nicht näher zu kommen, sondern fragte kurz und rund: „Was steht zu Diensten?“ Rudolph glaubte, das Wort Manuscript werde wie ein Zauberschlag wirken und ihn sogleich zu Marianen versetzen; er sprach es daher mit Nachdruck aus. Doch wie eine Säule blieb Herr Wolfgang auf der Thürschwelle stehen und sagte kalt: „Belieben Sie in einer Stunde wieder zu kommen; da werden Sie mich unten im Buchladen finden.“ Hiermit trat er zurück und zog die Thür hinter sich zu.

Mit verbissenem Ingrimm wünschte ihm Rudolph, indem er die Treppe hinab ging, ein Rabenheer von Nachdruckern auf den Hals. Er faßte sogar in der ersten Hitze den Entschluß, ihn auf das angebotene Werk immer und ewig vergebens im Laden warten zu lassen. Als er aber von der Straße nach dem verschlossenen Paradiese

hinauf schielte, Mariane vom Fenster auf ihn hinab sah und seinen Gruß mit holder Freundlichkeit erwiderte, da verschwanden Zorn und Nachlust aus seinem Herzen, und er stellte sich zur vorgeschriebenen Zeit im Buchladen ein.

Allein Herr Wolfgang war gar nicht begierig auf das Manuscript. Er sagte vornehm: er pflege nur Werke berühmter Männer in Verlag zu nehmen. „Man hat zwar Beispiele,“ fuhr er fort, „daß spitzfündige Buchhändler dann und wann ein gehaltloses, aus einer unbekanntem Feder geflossenes Werkchen irgend einem bekannten Schriftsteller wie einen Wechselbalg unterschieben und es frech auf seinen Namen taufen, um Käufer an sich zu locken; doch solcher Kniffe bedient sich kein rechtlicher Mann. Ich kann also, mein werthester Herr, von Ihrem geneigten Anerbieten auf keine Weise Gebrauch machen.“

Kurz angebunden wollte sich Rudolph eben entfernen, als Mariane, mit einem weißen Löwenhündchen im Arme, herein trat und ihn artig grüßte. „Was willst du?“ fuhr Wolfgang auf. „Der kleine Schäfer verlangt zu Ihnen;“ sagte sie freundlich. „Er zerkratzte mir beinahe das Kleid, bis ich ihm willfahrte.“ Es war ihr Glück, daß der Hund nicht reden konnte; er hätte gewiß widersprochen. Der grämliche Stiefvater schien auch einen leeren Vorwand zu wittern. Unsanft nahm er ihr den Hund vom Arme und gebot: „Laß uns allein!“ Sie neigte sich mit Anmuth gegen den jungen Mann und verschwand.

Nun war es ihm nicht möglich, den Keim der schönen Bekanntschaft wild zu zerstören. „Ich beklage,“ sprach er sanft, „daß meinem Romane die Ehre nicht werden soll, in Ihrem Verlage zu erscheinen. Er hätte dadurch von Haus aus eine gute Meynung von sich erweckt: und bloß die-

fer Wunsch leitete mich, ohne Absicht auf Geldgewinn, zu Ihnen.“

„Sehr verbunden!“ sagte der Buchhändler mit einer Verbeugung. „Ihre Höflichkeit besticht mich, eine Ausnahme von der Regel zu machen. Lassen Sie das Heft hier. Ich will es mit Muße durchlesen und Ihnen nach einigen Tagen meine Entschlieſung eröffnen.“

5.

Wolfgang hatte einen gelehrten Schauherrn auf der Seite, den er über den Werth oder Unwerth der ihm angetragenen Verlagswerke zu Rathe zog, wenn nicht schon der Name des Verfassers den Gehalt derselben verbürgte. War es ein ernsthaftes, wissenschaftliches Werk, so ward es dem Schauherrn zur bedächtigen Prüfung ins Haus gesandt. Romane hingegen veranlaßten gewöhnlich einen kleinen Abendschmaus, zu welchem der Buchrichter, ohne Zuziehung anderer Gäste, eingeladen wurde. Nach Tische stopften die Herren ihre Pfeifen, Mariane las das in Frage stehende Werklein vor, und gab auch zuletzt, wenn die Sache zum Spruch kam, ihre beifallende oder verwerfende Stimme.

Vor dieses Gericht ward Rudolphs Roman gestellt. Mariane begann die Vorlesung mit Vergnügen, weil sie schon für den Verfasser ein wenig eingenommen war. Als aber vollends die Geschichte von Blatt zu Blatt anmuthiger ward, da griff die Vorleserin oft der künftigen Urtheilssprecherin voreilig ins Amt und brach in Lobeserhebungen aus. Selbst der ernste Schauherr wiegte mitunter beifällig sein Haupt und entschied am Ende: der Roman sey gut und vollkommen würdig, aus der berühmten

Buchhandlung des Herrn Balthasar Wolfgang in die Welt zu treten.

Mariane, die sonst den Kunstrichter nicht sonderlich leiden konnte, fand ihn in diesem Augenblicke sehr liebenswürdig, und da sie eben bemerkte, daß seine Pfeife ausgegangen war, so kam sie ihm mit dem brennenden Wachsstocke so schnell und freundlich zu Hülfe, daß er über diese Huld ganz erstaunte.

„Der junge Mann,“ fuhr er noch im Anrauchen fort, „besitzt ein treffliches Talent. Er verspricht uns mit der Zeit einen deutschen Fielding. Ich möchte ihn wohl von Person kennen lernen.“

„Dazu kann Rath werden,“ sagte Wolfgang. „Ich lade ihn morgen zum Abendessen ein, und Sie nehmen auch mit einer Suppe bei uns fürlieb; so ist die Sache gemacht.“

Mariane hätte ihn küssen mögen, den lieben Mann, der diesen Entschluß veranlaßte. Zufällig zog er eben seinen Geldbeutel hervor, um dem Buchhändler eine kleine Auslage zu bezahlen. Schnell flog das dankbegierige Mädchen in eine Nebenstube, holte ein zierliches, mit eigenen Händen gearbeitetes Geldnetz und sagte: „Mich dünkt, Ihre Börse wird etwas unscheinbar. Haben Sie die Güte, sich künftig dieser zu bedienen.“ Er stuzte, machte viel Umstände, und betheuerte besonders, daß er den Herrn Vater, für den diese köstliche Gabe wahrscheinlich bestimmt gewesen sey, nicht berauben wolle. „Nehmen Sie ohne Bedenken!“ sagte Wolfgang. „Mir setzen die Nachdrucker so zu, daß ich bald keinen Geldbeutel mehr brauchen werde.“

6.

Rudolph hatte des folgenden Tages einen sehr vergnügten Morgen und Abend. Früh erhielt er die glückweissagende Einladung, und bei der Abendtafel saß er wie ein Bräutigam neben Marianen. Diesen angenehmen Platz, um den ihn mancher Nebengast beneidete, verschaffte ihm der gefällige Schauherr, der des Mädchens Zuneigung zu dem jungen Schriftsteller bemerkte, und sein dankbares Gemüth wegen des erhaltenen Geschenkes an den Tag legen wollte, ohne sich mit einem Gegengeschenke in Kosten zu setzen. „Grazien und Dichter gehören zusammen!“ rief er, indem man sich zur Niederlassung an der Tafel anschickte. Er faßte zugleich die jungen Leute rechts und links und nöthigte sie, neben einander Platz zu nehmen. Herr Wolfgang schien nicht ganz damit zufrieden. Die willkommene Freisprechung vom Ehrensolde schloß ihm zwar den Mund; doch gab er auf das nachbarliche Pärchen scharf Achtung. Das war ihm auch nicht zu verdenken. Er mußte kurz zuvor einen reisenden Philosophen vom Tische jagen, weil er sich unstatthafte Freiheiten gegen Marianen herausnahm. Darum war ihm bange, der Romanschreiber möchte sich noch unartiger betragen. Aber Rudolph war die Bescheidenheit selbst. Er sah die schöne Nachbarin nur dann mit zärtlicher Sehnsucht an, wenn der lauernde Stiefvater sein Glas Burgunder behaglich und langsam ausschlürfte, und dabei, wie er sich angewöhnt hatte, die Augen zudrückte.

Rudolphs Vorsicht war ihm sehr nützlich. Herr Wolfgang führte ihn nach Tische vertraulich bei Seite und sagte: „Ihr Roman ist gut; ich gebe ihn morgen in die Dru-

ckerei und freue mich Ihrer Bekanntschaft. Wird Ihnen einmal Abends die Zeit lang, so besuchen Sie mich. Sie können zugleich die Correctur des Romans besorgen. Einen Abend um den andern finden Sie einen Bogen hier, und meine Tochter, die ich zur Druckfehlerjagd abgerichtet habe, mag Ihnen helfen.“

Herrliche Aussichten! Rudolph war von seinem Glücke so trunken, daß er sich auf dem nächtlichen Heimwege verirrte und bei seinem Mutterhause vorbei lief, um es am andern Ende der Stadt zu suchen. Besser fand er am zweiten Abende darauf den Weg nach Wolfgangs Hause. Mariane brachte ihm schon einen Correcturbogen entgegen. Welche doppelte Freude, seine erste gedruckte Schrift in der Hand des geliebten Mädchens zu sehen!

Gemeinschaftlich machten sie sogleich Jagd auf das Schwarzwild des Setzers, und dieses verdrießliche Geschäft verwandelte sich in ein fröhliches Spiel. Ungefähr in der Mitte des Werks gab Rudolph ein Strafgesetz, daß ihm für jeden von Marianen übersehenen Druckfehler ein Kuß verfallen sey; und wunderbarer Weise wurden ihre sonst trefflichen Augen gerade um diese Zeit so schwach, daß sie oft in Strafe gerieth, die ihr der strenge Gesetzgeber auch niemals erließ. Herr Wolfgang wußte kein Wort davon, daß diese Gerichtsbarkeit auf seinem Grund und Boden von dem jungen Fremdling ausgeübt wurde. Er befand sich indessen gewöhnlich in einem Nebenzimmer, wo er Briefe schrieb, Rechnungen durchsah, Geld zählte, oder sich, von des Tages Last ermüdet, in einen Lehnstuhl warf und einschließ.

Rudolph ärgerte sich, daß sein Roman nur aus zwanzig Bogen und nicht aus eben so vielen Bänden bestand; denn da hätte doch die lustige Arbeit ein hübsches Weil-

chen gedauert. Aber in zwanzig Abenden war sie vollendet, und er mußte nun seine Besuche klüglich einschränken, um sich nicht bei dem Alten in Verdacht eines gefährlichen Hausfreundes zu setzen.

Der Roman war kaum aus der Presse, so stieß der Verleger in die Trompete, und kündigte ihn als ein Meisterwerk in den Zeitungen an. Aber dem Verfasser, dessen Name auf dem Titel stand, bekam das sehr übel. Die hohen Gönner, denen er, seiner Mutter zu Gefallen, wöchentlich den Hof machte, empfingen ihn bei der nächsten Aufwartung mit finstern Gesichtern und fragten: ob er der Rudolph Bach sey, der den in den Zeitungen angekündigten Roman geschrieben habe. Er mußte das gestehen. Da schlug der eine die Hände hoch zusammen; der andere schalt: „Wie kann man sich mit solchen Poffen abgeben!“ der dritte sagte gar: die Romane habe der Teufel erfunden. Zuletzt stimmten sie sammt und sonders in der alten, einfältigen und schon tausend Mal durch die That widerlegten Meinung zusammen: ein Schriftsteller könne kein brauchbarer Geschäftsmann seyn, und entließen ihn mit dem Bescheide, sie forthin mit seinen Gesuchen um ein Amt nicht weiter zu behelligen.

„Nun wie wardst du aufgenommen?“ fragte seine Mutter wie gewöhnlich. „Sehr gut!“ sprach er, um sie nicht zu beunruhigen. So oft sie ihn aber von jetzt an nöthigte, den Romanenfeinden zu höfeln, ging er zwar mit Armhut und Degen ohne Widerspruch aus, aber spazieren.

7.

Ungefähr einen Monat nachher mußte er eines Freundes wegen einen noch weitern Spaziergang unternehmen.

Er hatte auf der Universität einen jungen Edelmann Namens Bruno von Freiwald kennen gelernt und Freundschaft mit ihm geschlossen. Es war ein lustiger Wildfang. Er blickte nur in seine Bücher, wenn es ihm an einer fröhlichen Unterhaltung gebrach, lehnte sich gegen jede Beschränkung der akademischen Freiheit heftig auf, und war in allen Dingen ein geschworener Feind des alten Herkommens, das er Philisterei nannte. Er fiel oft seinen Freunden und Bekannten mit muthwilligen Streichen zur Last; doch keiner zürnte deshalb ernsthaft und anhaltend auf ihn, weil er übrigens brav und gutherzig war, und sich in alle seine Ränke und Schwänke kein Schatten von Tücke mischte.

Als Rudolph nach Ablauf seiner Universitätszeit seinen Freunden bekannt machte, daß er sich in seiner Vaterstadt um ein Amt bewerben wolle, spottete Bruno über diesen zahmen Entschluß und zeichnete auf der Stelle mit flüchtigen Strichen ein Zerrbild, wie Rudolph, mit Schlafrock und Nachtmütze, in einem Großvaterstuhle saß, ein Windelkind auf dem Schooße hatte, und es mit Mehlmuß äßte, während sechs andere kleine Sprößlinge um ihn herum krabbelten, und ihn ein häßliches Weib mit dem Pantoffel zu schlagen drohte. — Er, der Zerrbildner, wollte die Welt durchschweifen, und sich, ohne festen Reiseplan, von Zufall und Laune bald vorwärts, bald rückwärts treiben lassen. Der frühe Tod seiner Eltern hatte ihn reich und unabhängig gemacht; dennoch nahmen sich einige Oheime und Basen oft die Freiheit, ihn zu meistern, und er lebte darüber mit ihnen in einer beständigen Spannung. Er wußte, daß sie seinen zwecklosen Auszug in die weite Welt nicht billigen würden; darum gab er ihnen erst dann, als er ihn schon begonnen hatte, Nachricht davon.

Zugleich bat er: sie möchten sich, da er unter einem fremden Namen reise, nicht bemühen, ihn auszuforschen; doch habe er, falls sie ihm vielleicht über kurz oder lang etwas Wichtiges mitzutheilen hätten, die Einrichtung getroffen, daß Rudolph Bach ihre Briefe in Empfang nehmen und weiter besorgen werde.

Vier oder fünf Monate nachher erhielt Rudolph einen an Bruno gerichteten starken Brief, mit dringender Bitte, ihn eiligst in dessen Hände zu bringen. Das war nicht möglich, weil der Abenteurer, seitdem sie sich getrennt hatten, nichts von sich sehen und hören ließ. Der Brief blieb also liegen. Aber bald fragte der Einsender wieder an, ob er bestellt sey, und setzte hinzu: der Inhalt sey so wichtig, daß Bruno, wenn er seinen gegenwärtigen Aufenthalt nicht bekannt gemacht habe, durch öffentliche Blätter aufgefordert werden müsse, sich zu melden. Rudolph erließ denn die verlangte Vorladung, und nach einigen Wochen erhielt er von Bruno folgende Zeilen:

„Was gibt's, daß Du mich in Zeitungen aufrufft? Du hast vermuthlich Scheltbriefe an mich. Bleib mir damit vom Halse, sonst fliegen sie ungelesen ins Feuer. Willst Du mich aber als Freund sehen und sprechen, so komm' in die Löwenburg. Da findest Du mich, wenn mich nicht indessen das darin hausende Ungeheuer verschlungen hat.“

Rudolph ward aus diesem Briefe nicht klug. Die Löwenburg, ein altes, wüstes Schloß, das dreißig bis vierzig Meilen von seinem Wohnorte lag, war ihm bekannt; er begriff nur nicht, wie sich Bruno in diesem Culenneste aufhalten und ihn dahin einladen konnte. Gleichwohl sah er, da der ihm zugesandte Brief sehr wichtig seyn sollte, keinen andern Rath, als sich selbst damit auf die Beine

zu machen und den Sonderling zum Lesen zu zwingen. Nur die Weite des Weges war ihm verdrießlich, und er beschloß vor der Hand, sich einige Tage Bedenkzeit zu nehmen.

8.

An einem der nächsten Morgen schrieb ihm Wolfgang: „Besuchen Sie mich so schnell als möglich; ich habe Ihnen etwas Erfreuliches mitzutheilen.

Er eilte hin. Wolfgang war im Laden, faßte ihn aber sogleich unter den Arm und führte ihn die Treppe hinauf in sein Wohnzimmer. Hier stand eine Mandeltorte zwischen zwei Flaschen Wein. Daneben lag eine gelehrte Zeitung. Diese gab ihm Wolfgang in die Hand und sagte mit einem schalkhaften Gesichte: „Lesen Sie!“

Das Blatt enthielt eine sehr schmeichelhafte Beurtheilung seines Romanes.

„Nun, wie ist Ihnen um's Herz?“ rief der Buchhändler, als Rudolph die Zeitung wieder auf den Tisch legte. „Ich wundere mich, daß Sie nicht vor Freude in die Luft springen; aber nicht wahr, ein Glas Wein wird darauf schmecken?“ — Er schenkte ein und rief: „Ihr Kunstrichter soll leben! — Ich wüßte nicht, wenn mir eine so geschickte Recension zu Gesicht gekommen wäre. Sie that auch bereits gute Wirkung. Gestern Abend kam sie hier an, ward im Museum gelesen, und diesen Morgen verkaufte ich schon gegen zwanzig Exemplare des Romans. Gott geb' einen gesegneten Fortgang!“

Er trank dem Schriftsteller tapfer zu. Es war augenscheinlich seine Absicht, ihn zu einem fröhlichen Rausche zu verleiten. Aber unruhig und verlegen saß Rudolph da und wandte seine Augen oft nach der Thür.

„Was sehen Sie denn immer dorthin?“ fragte Wolfgang mit lachendem Munde.

Rudolph wich durch einen schnellen Trunk der Antwort aus. Der Buchhändler schien sie nicht zu vermissen. Er füllte die Gläser rasch, und als er endlich seinen Mitzecher etwas benebelt sah, überfiel er ihn plötzlich mit dem alten Trinkspruche: „Was wir lieben!“

Der Jüngling erglühte wie Purpur, und vor Bestürzung vergaß er sein Glas anzufassen.

„Nun, lieben Sie denn nichts?“ fuhr ihn Wolfgang ordentlich an.

„Ja!“ rief Rudolph, mit Weinnuth auffpringend: „Ja, ich liebe Ihre Tochter und erbitte sie mir zur Gattin.“

„Das hab' ich gedacht;“ sagte der Buchhändler mit listigem Lächeln. „Ich merkte lange, daß ihr euch liebt; aber die Heirath, mein Freund, läßt sich hier bei der Flasche nicht abschließen. Indessen will ich Ihnen einen Vorschlag thun, der so gut als ein Jawort ist. Schreiben Sie mir frisch hinter einander zwölf gute Romane, jeden von drei oder vier tüchtigen Bänden, und sobald Sie den letzten vollendet haben, soll Mariane die Ihrige seyn.“

„Sie scherzen!“ erwiderte Rudolph. „Oh' ich diese herkulische Arbeit zu Stande brächte, wär' ich todt oder wenigstens ein abgelebter Greis.“

„So muß ich wohl etwas nachlassen;“ sprach Wolfgang. „Schreiben Sie mir — —“ Er hielt horchend inne und sagte: „Mariane kommt! Berrathen Sie sich nicht, daß wir von ihr sprachen. Sie soll und darf's noch nicht wissen.“

9.

Mariane trat herein und bezeugte dem erröthenden Freunde ihr Vergnügen über das ihm zu Theil gewordene Lob.

Er war beklommen und verlegen und konnte kaum einen schicklichen Dank für ihren Glückwunsch aufbringen. Der Vater reichte ihr ein Glas Wein und ein Stückchen Torte. Sie setzte sich, um die Süßigkeiten gemächlich zu genießen; er jagte sie aber, auf den Romanhandel erpicht, sogleich wieder vom Stuhle, drängte sie, geschwind zu essen und zu trinken, und gab ihr dann einen Auftrag, den sie mit möglichster Behendigkeit außerhalb des Hauses besorgen sollte.

Kaum war sie aus dem Zimmer, so fuhr er hastig fort: „Ich will die Hälfte nachlassen. Schreiben Sie mir nur sechs Romane; aber lauter Geistergeschichten, je schauderhafter je besser! Dem Leser muß das Haar emporsteigen; er muß, wenn er bei Nacht liest, die Beine an sich ziehen und es nicht wagen, in einen dunklen Winkel zu blicken. So will's die Welt und so will ich's; denn mit solcher Waare macht man jetzt das meiste Glück.“

„Sie fordern etwas Unmögliches von mir;“ entgegnete Rudolph. „Ich bin im Geisterreiche fremd; ich forschte nie nach alten Sagen, durchkroch keine wüsten Schlösser, und that überhaupt nichts, mich zu einem Märchendichter zu bilden.“

„D, das läßt sich nachholen!“ sagte der Buchhändler. „Machen Sie eine Reise! Wir haben in einem Umkreise von dreißig bis vierzig Meilen viel alte Raubnester, worin es spukt. Uebernachten Sie in solchen Geisterherbergen, lassen Sie sich einen Tisch und ein Lämpchen hinein setzen, und arbeiten Sie an Ihren Romanen. Das muß Werke geben, die sich gewaschen haben! Aber freilich — Muth gehört dazu!“

„Den gibt die Liebe!“ rief Rudolph. „Und damit Ihnen das nicht als Prahlerei klinge, so gelob' ich heilig

und fest, mich nächstens in drei oder vier wüsten Schlößern eine Nacht aufzuhalten, und darin einen Versuch zu machen, ob ich fähig bin oder nicht, den sonderbaren Preis, den Sie auf Marianens Hand setzen, zu entrichten.“

Wolfgang hatte den Vorschlag dieser abenteuerlichen Reise eigentlich nur im Scherze gethan, und wunderte sich daher, daß Rudolph so ernstlich dazu bereit war.

„Betrachten Sie es als eine Liebesprobe!“ sagte der Jüngling. „Ich habe jetzt gerade die beste Gelegenheit, sie abzulegen, da ich ohnedieß nach der Löwenburg zu reisen genöthiget bin.“

„Nach der Löwenburg?“ — fragte Wolfgang, und die plötzliche Veränderung seiner Gesichtsfarbe verrieth eine gewisse Bestürzung und Unruhe, die ihn nicht eher verließ, bis ihm Rudolph sein Geschäft in der Löwenburg bekannt machte. Jetzt ward ihm wieder leicht um's Herz. Er schlug ein freudiges Gelächter auf, ermunterte den jungen Schriftsteller nochmals zur Ausarbeitung der sechs Geisterromane, und wiederholte seine Zusage, daß er dann Marianen heimführen solle. Diesen Vertrag besiegelten sie mit einem kräftigen Handschlage, und Rudolph sang und sprang, von Wein und Liebe voll, nach Hause. Es kam ihm nicht in die Gedanken, daß ihm der eigennützig Mann eine kleine Bibliothek von Romanen ablocken und am Ende den versprochenen süßen Lohn verweigern könnte.

10.

Erst auf der Schwelle seiner Wohnung fiel ihm ein anderer Stein auf's Herz. Er mußte seiner Mutter die vorhabende Reise entdecken, und sein ehrliches Gemüth ließ es nicht zu, ihr den mit Marianens Vater geschlos-

fenen Handel zu verschweigen. Die erstere Meldung vernahm sie mit ziemlicher Ruhe und Gelassenheit. Sie verehrte die höhern Stände ungemein, und sah daher auch die bedeutende Reise, die Rudolph in den Angelegenheiten eines Edelmanns machen wollte, für ein zwar schweres, doch schuldiges Opfer an. Als er aber furchtsam bekannte, daß er sich, aus Liebe zu Marianen, gegen ihren Stiefvater verbindlich gemacht habe, ein tapferer Romanschreiber zu werden und sich dazu in einigen wüsten Schlössern zu bilden, da wollte sie ganz aus der Haut fahren. „Ach, mein Sohn, mein unglücklicher Sohn!“ rief sie aus: „Du hast, wie ein alter, ehrbarer Dichter sagt, die Schwindsucht der Vernunft, so man die Liebe nennt!“

Er beruhigte das seufzende Mütterchen mit dem Versprechen, daß er nur in Erholungsstunden, die von andern Jünglingen auf Spiel und Tanz verwendet würden, an den Romanen arbeiten, übrigens aber der Rechtswissenschaft treu bleiben, und nach der Rückkehr von der Löwenburg seine Bewerbungen um ein Amt mit verdoppeltem Eifer fortsetzen wolle.

„Nun gut!“ sagte sie. „Das ist der rechte Weg zu deinem Glücke. Verlaß dich nur ja nicht auf den geizigen Buchhändler! Du würdest ihm, wie Jakob dem Laban sieben Jahre um die schöne Rahel diente, eben so lange um Marianen fröhnen, und dich zuletzt wie der gute Jakob betrogen sehen.“

„O, ich will wohl auf meiner Huth seyn, liebe Mutter!“ antwortete Rudolph, und machte nun Anstalten zu seiner Fußreise, die er gleich des folgenden Tages antreten wollte.

Am Abend ging er in Wolfgangs Haus, um von ihm und Marianen Abschied zu nehmen. Jener war sehr froh, daß der Grundstein der Romane, von welchen er sich gol-

dene Berge versprach, schon so bald gelegt werden sollte. Aber Mariane, die es nicht wußte, was die beiden Männer weiter verabhandelt hatten, bezeigte wenig Vergnügen über die abenteuerliche Reise, und der Name der Löwenburg schien ihr eben so unbehaglich, als ihrem Stiefvater zu seyn. Rudolph hätte sich gern dieses Räthsel von ihr lösen lassen; aber Wolfgang bewachte die jungen Leute den ganzen Abend, und sie mußten sich trennen, ohne daß ein Gespräch unter vier Augen zu Stande kam.

11.

Nach drei kleinen Tagereisen, die kein bedeutendes Ereigniß merkwürdig machte, kam der Wanderer Abends in ein Dorf, wo er die Nacht über bleiben wollte. Ein naher Jahrmart hatte das Wirthshaus mit Gästen gefüllt. Ein Wettgeschrei von hundert Stimmen durchtobte die Schenkstube. An dem einen Tische saßen Pfefferküchler beisammen und zogen auf Napoleon los. Sie betheuertem: wenn er noch länger geherrscht und die Sperrung der Häfen fortgesetzt hätte, so wäre bald das ungeheure Unglück entstanden, daß die halbe Welt keinen Pfefferkuchen mehr zu essen gehabt hätte. — Eine lange Tafel hatten beurlaubte Soldaten eingenommen, und zwei Großsprecher, die einander zu überschreien suchten, erzählten ihre Kriegsthaten mit solcher Hast, daß der Hauch ihres Mundes von Zeit zu Zeit die Lichter auslöschte. — Am dritten Tische befanden sich acht oder neun finstre Schuster, und mitten unter ihnen ein hochgelahrter Schulmeister, der ihnen den berühmten Jakob Böhme und den ehrlichen Hans Sachs als Zunftgenossen bekannt machte. — Am vierten Tische erzählte eben, als Rudolph hinzu trat, des Gast-

wirths alte Mutter den Schluß eines Märchens, und nahm es sehr übel, daß ihr ein naseweiser Dorfkrämer ins Gesicht lachte und ihr ausgeschüttetes Wunderhorn für einen Spreukorb handgreiflicher Lügen erklärte. „Nun, so spricht von Euren Pfefferdüten,“ sagte sie und setzte sich in einen Schmollwinkel.

Da erinnerte sich Rudolph der bekannten Sage vom verstorbenen Musäus, daß er den Stoff seiner lieblichen Volksmärchen in Kockenstuben eingesammelt, und bisweilen zahlreiche Gesellschaften greiser Mütterchen zu sich eingeladen habe, um sich alte Wundergeschichten von ihnen erzählen zu lassen. Rudolph entschloß sich sofort, aus gleicher Quelle zu schöpfen. Er nahte sich der beleidigten Alten mit Ehrerbietung und sagte: „Liebe Mutter, Ihr erzähltet vorhin ein schönes Märchen, wovon ich leider nur den Schluß vernahm. Ich liebe dergleichen anmuthige Geschichten, und ich würde sehr dankbar seyn, wenn Ihr mir die besten, die Euch bekannt sind, mittheilen wölltet.“

„Wie soll ich das verstehen?“ antwortete sie. „Wollt Ihr mich vielleicht auch, wie jener Gelschnabel, verspotten?“

Er betheuerte, seine Bitte sey ernstlich und arglos, und nun war sie bereit, ihm zu willfahren. „Aber heute ist's zu spät;“ sagte sie. „Auch beunruhiget das Getümmel der Marktleute das ganze Haus. Wir könnten fogar in der abgesonderten Stube, die Euch mein Sohn angewiesen hat, kein Wort von Bedeutung sprechen. Habt Ihr aber Zeit, noch einen Tag hier zu verweilen, so will ich morgen Abend einige Weiber und Mädchen zusammen rufen, und da sollt Ihr die besten Märchen, die man hat, zu hören bekommen.“

Rudolph nahm diesen Vorschlag an, weil er ohnedieß seinen müden Füßen einen Kasttag geben wollte.

12.

Er brütete den ganzen folgenden Tag in seiner Stube über Entwürfen, des Buchhändlers Romanenhunger zu stillen. Abends hielt die Alte Wort. Sie führte drei oder vier betagte Weiber und einige Mädchen, unter welchen die schlanke, freundliche Tochter des Schulmeisters hervorstach, bei ihm ein. Er nöthigte die Gesellschaft, Platz zu nehmen, und setzte sich in der Nähe der Jugend an einen Tisch, um die Sagen der Vorzeit, die man ihm erzählen wollte, niederzuschreiben.

Freundlich wandte er sich an das liebliche Kind und bat um ein Märchen; aber die redseligen Alten fielen ihm gleich ins Wort und eigneten sich die Ehre zu, die Unterhaltung anzufangen. Zuerst gab man ihm eine Geschichte von einem verwünschten Schlosse, worin ein steinerner König herumgeht und immer ein Gefolge von Schlangen hinter sich hat, die weiland seine Höflinge waren. — Das zweite Märchen handelte von den Launen einer tückischen Fee, die in einem diamantenen Palaste wohnt und durch eine Inschrift über der Pforte Jedermann einladet, sich eine Gnade zu erbitten. Da fehlt's denn nicht an Leuten, die anklopfen. Sind es Schelme, Dummköpfe oder windige Abenteurer, so reicht sie ihnen große Körbe und Säcke voll Gold heraus; kommt aber ein verständiger und bescheidener Biedermann, so bestellt sie ihn von einem Tage zum andern wieder, und beschenkt ihn am Ende mit goldenen Seifenblasen, die ihm unter den Händen zerfließen. — Einige andere Märchen folgten diesen, und so kam die Mitternacht heran, welche die Hausmutter mit einer dazu aufgesparten, überaus fürchterlichen Gespenstergeschichte feiern wollte.

Indem sie die Rockenstube damit in Schrecken setzte, entstand plötzlich im Rauchfange des Kamins ein seltsames Geräusch. Die Frauen und Mädchen fuhren bestürzt zusammen, und selbst die Alte, die eben den Vortrag hatte, verstummte. Aber sie faßte sich bald und sagte: „Sind wir nicht Kinder! Da fürchten wir uns vor einer Fledermaus oder Eule, die über den Schornstein hinweg fliegt. Lachen Sie uns nicht aus, lieber Herr!“

Sie erzählte nun weiter: doch nach wenigen Minuten ließ sich ein neues dumpfes Getöse vernehmen, und gleich nachher fuhr ein gehörnter Popanz, mit einem langen Bocksbarte, aus dem Rauchfange herab. Todesschrecken warf die zunächst sitzenden alten Weiber mit ihren Spinnrädern in einen Klumpen zusammen. Das Gespenst sah einen Augenblick still aus dem Kamin hervor: dann gefiel es ihm, bärenhaft brummend, vom Herde niederzusteigen. Da stürzte die ganze Spinnstube mit gällendem Geschrei zur Thür hinaus und der Unhold verfolgte sie.

Rudolph, der den Spuk starr angesehen hatte, ohne sich vom Stuhle zu bewegen, stand jetzt auf und ging mit einiger Vorsicht über die Hausflur; denn es war ihm vor Backenstreichen bange, womit die Geister, wie bekannt, sehr freigebig sind. Doch kam er ohne Anfechtung in die Schenkstube hinüber. Hier fand er den Wirth noch wach; die Spinnerinnen ächzten und wehlagten um ihn her: nur das schöne Mädchen hatte Kraft und Fassung, den Vorfall zu erzählen.

Der Wirth schlug ein Hohngelächter auf und sagte: „Was gilt's? Das Jüngferchen hat einen Liebhaber, der uns aus Eifersucht diesen Spaß machte.“

Das Mädchen erklärte diese Vermuthung für einen grundlosen Scherz.

„Nun, ich will den leichtfertigen Vogel wohl finden!“
 versetzte Jener. „Das Haus ist fest verschlossen: er kann
 nicht entweichen.“

Hiermit nahm er zwei Lichter in die Hand und durch-
 suchte Haus und Hof. Der Bocksbart ließ sich aber nir-
 gends entdecken: er hatte sich als Geist erwiesen und sich
 unsichtbar gemacht. Darüber ward der Wirth ganz klein-
 laut, und Rudolph und die Frauen mußten ihm verspre-
 chen, die Begebenheit zu verschweigen, damit sein Gasthof
 in keinen übeln Ruf komme.

Der Romanendichter fand es schieklich und angenehm,
 des Schulherrn reizende Tochter nach Hause zu führen.
 Er kehrte dann furchtlos in seine Stube zurück, und war
 für seine Person mit der Spukgeschichte zufrieden, weil er
 durch die gehabte Gelegenheit, den lebendigen Ausdruck des
 Schreckens zu beobachten, eine brauchbare Ausbeute ge-
 wonnen hatte. Er schlief ungestört bis an den Morgen
 und setzte dann seinen Stab weiter.

13.

Auf dem Wege nach der Löwenburg lagen zwei wüste
 Schlösser, die er sich, um das Gelübde der Liebe zu
 erfüllen, zu Nachtherbergen ausersehen hatte. Bei dem
 ersten kam er des folgenden Tages an. Er ging hinein,
 fand eine noch nicht ganz zerstörte Halle und wählte sie
 zu seinem nächtlichen Studierzimmer. Da es aber noch
 nicht Abend war, kehrte er in dem nahe dabei befindlichen
 Marktflecken ein, aß und trank, und ersuchte den Wirth,
 ihm einen Tisch und Stuhl, nebst Papier, Federn und
 zwei Lichtern, in die Halle setzen zu lassen. Stutzend trat
 der Mann zurück und starrte ihn an wie einen Menschen,

der plötzlich anfängt, irre zu reden. Dennoch versprach er sogleich Gewährung, weil er sich dadurch des bedenklichen Gastes am Besten zu entledigen glaubte. Aber der Hausknecht war kaum bei hellem Tage zu bewegen, die verlangten Bedürfnisse in die alte Burg zu tragen. Als er sich endlich dazu bequemte, bat er sich auf der Stelle sein Trinkgeld aus: denn der vorsichtige Schlaufkopf besorgte, sein Schuldner möchte von den Burggeistern erwürgt werden und die gerechte Forderung dadurch verloren gehen.

Gegen Mitternacht kletterte Rudolph mit einer Laterne über die Burgtrümmer, und wehrte sich mit Lusthieben gegen die Käuzlein und Fledermäuse, die das ungewohnte Licht wie menschliche Finsterlinge verfolgten, und heulend und pfeifend um ihn herflogen.

Er kam glücklich zu der ihm schon bekannten Halle und öffnete die angelehnte Thür. Aber jetzt ergriff ihn ein Schauer, als die Lichter, die er erst anzünden wollte, in der Mitte des langen Gewölbes schon brannten, und eine weiße, leichenhaft umhüllte Todtengestalt schreibend am Tische saß. Ungeört durch Rudolphs Ankunft, schrieb sie noch ein Weilchen fort, erhob sich dann, stieß dreimal mit dem Zeigefinger der rechten Hand auf das beschriebene Blatt, ging mit feierlich abgemessenen Schritten die Halle hinab und verschwand am Ende derselben im Dunkel.

Rudolph hielt es für rathsam, diesen ruhigen Abzug nicht zu stören. Er ging an den Tisch, um zu sehen, ob der schreibende Geist vielleicht so gefällig gewesen sey, ihm den Plan eines trefflichen Romanes aufzuzeichnen. Aber statt dessen fand er folgende Zeilen mit eckiger Mönchsschrift geschrieben:

Bethörter Jüngling, laß es bleiben,
Das unglücksel'ge Bücherschreiben!
Langbein's sammtl. Schr. IX. Bd.

Ich selbst war, als ich lebt', ein Thor,
 Der sich's als Egg' und Pflug erkor,
 Die Welt mit Schriften zu ergößen.
 Ach! warum strebt' ich nicht drauf los,
 In eines Amtes warmen Schoos
 Mich ruhig und bequem zu setzen!
 Ich schrieb manch' fröhliches Gedicht,
 Doch frohe Tage kannt' ich nicht. —
 Drum ließ ich mir auf meinen Grabstein äzen:
 „Hier ruht ein Mann, der Andern Freude machte,
 Sich aber selbst um Glück und Freude brachte.“

Diese wehmüthigen Worte griffen dem bestürzten Leser ans Herz. Er zerbrach sich den Kopf über den Schreiber. Die erste und natürlichste Vermuthung war die, daß es ein verummter Mensch gewesen sey. Doch woher wußte der Geisteraffe, daß sich Rudolph der Schriftstellerei widmen wollte? Das war nur seiner Mutter und dem Buchhändler bekannt. Aber jene schlichte, redliche Frau, die mit geheimen Listen nie umging, hatte gewiß keinen solchen Warner gedungen; und noch weniger konnte Wolfgang der Anstifter seyn, weil er dadurch ganz gegen seinen Vortheil gehandelt hätte. Also mußte sich Rudolph, so sehr auch seine Vernunft dagegen stritt, zu dem Glauben bequemen, daß sich der Geist eines alten verkümmerten Dichters die Mühe genommen habe, ihm mit gutem Rathe zu dienen.

Die lange, finstere Halle, von welcher seine Lichter kaum den vierten Theil erleuchteten, war ihm nun ein ängstlicher Aufenthalt, und an Erfindung romantischer Geschichten war nicht zu denken. Doch, seinem Gelübde treu, wich er nicht von der Stelle. Mariane stand ihm wie ein freundlicher Schutzengel immer vor Augen, und die Nacht verging, ohne daß ihm ein neues Abenteuer begegnete.

14.

Als er sechs oder acht Meilen weiter gewandert war, lag das zweite wüste Schloß vor ihm. Er wäre gern um diese neue Schule der Herzhaftigkeit herumgegangen, wenn es ihm erlaubt geschienen hätte, sein Wort zu brechen. Damit er jedoch sicher sey, von keinem Menschen darin geneckt zu werden, hielt er im nahen Städtchen, wo er einige Stunden ausruhte, sein nächtliches Vorhaben geheim. Er kaufte gegen Abend eine Laterne, Lichter und Feuerzeug, und ging damit, von Niemand bemerkt, ins einsam liegende Schloß.

Er fand in demselben ein Gemach, dessen verfallene Wände noch auf allen Seiten hoch genug waren, ein brennendes Licht gegen den Wind zu schützen. Hier ließ er sich nieder. Ein breiter Stein war sein Sessel, und der riesenhafte steinerne Rumpf eines Ritters, der, aus einer Blende herabgestürzt, Arme und Beine gebrochen hatte, sein Tisch. Das war wohl dem rüstigen Kämpfen, der vermuthlich sein Leben lang alle Federgeschäfte ritterlich haßte, nicht an der Wiege gesungen worden, daß einst der Rücken seines Standbildes einem jungen Romanendichter zum Schreibepulte dienen würde.

Rudolph hatte die Warnung des Dichtergeistes in den Wind geschlagen, und begeistert von der jungen Muse, die einst seine Frau werden sollte, begann er einen Roman, wozu er sich schon im Wandern die nöthigen Zurüstungen gemacht hatte. Er schrieb einige Blätter mit solcher Versehenkung in sein Werk, daß er alles um sich her vergaß.

Auf einmal hallten Fußtritte durch das öde Gemäuer. Anfangs weit entfernt, waren sie kaum hörbar; doch immer kamen sie näher. Endlich trat ein geharnischter Rit-

ter mit geschlossenem Helmfenster ins Gemach und sagte mit rauher Stimme:

„Bartloser Fant, was hast du hier im Sinn?
 Berechnest du den schimpflichen Gewinn,
 Wenn ihr, wie euch der grimme Geiz gelehrt,
 Die Mauern dieser grauen Burg zerstört,
 Und das Gestein verkauft, damit etwann
 Ein Krämer sich ein Lusthaus bauen kann?
 Schon habt ihr vieler Berge stolzes Haupt
 Der alten Krone freventlich beraubt:
 Ihr habt gehackt, geschaufelt, bis das Schloß,
 Das oben stand, in euren Sackel floß.
 War's wohl die Hand voll rother Heller werth,
 Daß ihr deßhalb ein Alterthum entbehrt?
 Ein Denkmal aus der deutschen Ritterzeit,
 Von welcher ihr nur Schattenbilder seyd!
 Ha! schätzen und bewahren solltet ihr
 Der Burgen Rest, als eine Landeszier,
 Und durch den Anblick stärken euren Geist,
 Der nicht mehr deutsch ist, der nur deutsch noch heißt. —
 Was starrst du mich mit finstern Augen an?
 Ich weiß die Thaten, die ihr jüngst gethan!
 Wie ein gequälter Stier zulezt ergrimmt
 Den Peiniger auf seine Hörner nimmt,
 Und in die Luft wie einen Ball ihn schnellst,
 Daß niederstürzend sein Gebein zerschellt:
 So fastet ihr des fremden Drängers Macht,
 Und malmtet sie in mancher braven Schlacht.
 Doch euer Werth, der hoch im Felde stieg,
 Wie kläglich sank er nach erfocht'nem Sieg!
 Bescheiden still ist ächtes Heldenthum;
 Ihr aber lärmt mit eurer Thaten Ruhm,
 Und macht mit Mund und Schrift euch mächtig breit,
 Was für ein Kern- und Wundervolk ihr seyd.
 O, dieß undeutsche Großthun ziemt euch nicht!
 Ist's denn genug, wenn man nur tapfer ficht?
 Muß man nicht auch von schnöder Selbstsucht rein,
 Gut und gerecht und altdeutsch redlich seyn?“

Das ist der wahren Deutscheit goldner Kern!
 Den machet euch ganz eigen, liebe Herrn!
 Ringt euch beherzt von Stolz und Dünkel los,
 Strebt groß zu seyn, nur nennt nicht selbst euch groß! —

Hier schwieg der Ritter, wandte sich und trat ab.

Rudolph ließ den Verdacht, daß er ein Finanzbeamter oder ein Steinhändler sey, auf sich sitzen und vertheidigte sich mit keinem Worte dagegen. Des Eiserers Schritte verhallten nach und nach in der Ferne: die Burg ward wieder so still als vorher: aber die gute Stimmung, in welcher sich der Romanenschreiber vor diesem Auftritte befand, war verschwunden; er brachte keine Zeile mehr zu Stande. Dessen ungeachtet hielt er in den öden Mauern herzhaft aus, bis ihm der grauende Tag erlaubte, mit Ehren weiter zu wandeln.

15.

Dreißig Stunden später sah er die Löwenburg, die Königin der Ruinen, aus Felsen und Bäumen hervorblicken.

Da es eben Mittag war, ging er zuvörderst ins nächste Dorf zum Essen und forschte im Wirthshause, ob die Burg noch wohnbar sey und ob sich Jemand darin aufhalte. „Ja, leider!“ sagte der Wirth. „Es haust drin seit Menschengedenken ein Unbekannter, vor dem uns der liebe Herrgott bewahre! Es soll ein fürchterlicher Unhold seyn, der ein schönes Fräulein gefangen hält und vermuthlich sehr eifersüchtig ist; denn betritt Jemand sein Gebiet, so wirft er mit Steinen und thut bisweilen Schreckschüsse: drum wagt sich seit langer Zeit Niemand mehr in seine Residenz, und so hört man jetzt wenig oder nichts von ihm.“

Unbefriediget, weil er von Bruno nichts erfahren hatte, begab sich Rudolph nach Tische zur berühmten Burg und fand ihren Anblick in der Nähe so wunderschön, daß er sich ihr gegenüber setzte, um sie zu zeichnen. Zufällig ging eben der Dorfschulmeister mit seinen Chorknaben vorbei. Der Zeichner ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein und fragte ihn, ob die Sage, daß es in den Ruinen nicht geheuer sey, einigen Grund habe. Da blies sich der Meister auf, lächelte vornehm und entgegnete zierlich: „Ein Mann, wie ich, der aus dem Silberborne der Weltweisheit geschöpft und getrunken hat, überläßt es den Hesen des Volkes, Gespenster zu glauben.“ Er hatte diese kostbaren Worte kaum gesprochen, als ein beträchtlicher Stein aus der Burgpforte flog und ihm zwischen die Beine rollte. Erblassend that er einen Angstsprung und ergriff mit seinen Knäblein eiligst die Flucht.

Ungeschreckt durch die Feigheit des Weltweisen, ging Rudolph jetzt in die Burg, und wünschte sehnlich, seinen Freund, der ihn dahin eingeladen hatte, zu finden. Aber der ganze innere Raum war still und todt, und es flogen nicht einmal, nach der Sage des Schenkwrths, Steine umher. Vergebens rief Rudolph den Namen Bruno oft und laut; vergebens klopfte er an eine verschlossene Thür. Er hielt es nun für entschieden, daß ihn der muthwillige Mensch in den April geschickt habe. Darüber aufgebracht und der schauerlichen Nachtwachen überdrüssig, ging er ins Wirthshaus zurück, um dort gemächlich zu schlafen und des andern Morgens seine Rückreise anzutreten.

Kaum eingeschlummert, träumte ihm: Wolfgang stehe mit Marianen vor seinem Bette und sage: „Sieh, da liegt der Weichling in den Federn, und prahlte doch, er wolle Dir zu Liebe in drei oder vier wüsten Schlössern bei Nacht

an Romanen arbeiten!“ — Darüber erwachte der Schläfer, stand beschämt auf, kleidete sich wieder an und eilte stracks in die Löwenburg.

16.

Er richtete sich zwischen den Mauerschädeln — wie man in Oberdeutschland die Ueberreste alter Schlösser kräftig nennt — so gut als möglich ein. In der zwölften Stunde sah er eine zwerghafte Gestalt mit einer Leuchte auf sich zukommen. Sie winkte, ihr zu folgen. Er trug einige Minuten lang Bedenken; endlich entschloß er sich dazu. Der Kobold hüpfte wie ein Frosch vor ihm her und führte ihn an die Thür, die er fünf oder sechs Stunden zuvor verschlossen gefunden hatte.

Jetzt sprang sie wie von selbst weit auf, und mit Erstaunen und Grausen erblickte er in einem hell erleuchteten Gemache den schrecklichen Unhold, von dem in der Dorfschenke die Rede war. Mit einer Bärenhaut bekleidet, das Gesicht ganz mit Haaren bewachsen und auf eine Herkuleskeule gestützt, stand er hinter einem Tische, an welchem ein junges, blühendes Mädchen saß. Schaudernd trat Rudolph einige Schritte zurück; aber der furchtbare Mann ging auf ihn zu, ließ seine Haarmaske fallen, und mit freudiger Ueberraschung sank Rudolph in Bruno's Arme.

Als sich Jener von seiner Verwunderung erholt hatte, machte ihm Bruno seine Gesellschafterin bekannt. Sie hieß Ida von Dülmen, und war die Mündel eines Herrn von Löwenburg, dessen Urväter die Burg gleiches Namens als ihr Stammhaus bewohnten. Aber schon sein Vater verließ sie wegen ihres Alters Gebrechlichkeit, und baute sich einige tausend Schritte davon ein neues Schloß,

das jetzt sein Sohn besaß. Dieser, ein etwas rauher Mann, hielt seine Mündel unter strenger Aufsicht, und dennoch hatte sie im Bade zu Pyrmont, wohin sie ihn in der Mitte des Sommers begleitete, hinter seinem Rücken mit Bruno zärtliche Bekanntschaft gemacht. Der Vormund gestattete keinem jungen Manne Zutritt in seinem Hause; die Liebenden vereinigten sich daher zu heimlichen Zusammenkünften in der einsamen und von jedermann geflohenen Löwenburg, wohin sich das Fräulein fast täglich begab, sobald der alte Herr zu Bette gegangen war. Niemand, als eine vertraute Zofe wußte und beförderte diese nächtliche Auswanderung, die schon einen Monat lang unentdeckt geschah.

Rudolphs Wegweiser in der Burg war ein listiger, in Bruno's Diensten stehender Knabe gewesen, der sich zu einem Zwerge zusammengeduckt hatte. Er hielt sich oft Tage lang in der Burg verborgen, um Steine zu schleudern, wenn ein unberufener Gast erschien; und er war es auch, der dem Gespensterlängner, dem philosophischen Schulmeister, einen Denzettel ans Bein gab.

Alles, was hier in beliebter Kürze berichtet ward, erzählte Bruno mit mehreren kleinen Umständen, deren Kenntniß dem Leser entbehrlich ist.

Nun rückte Rudolph mit seinem dicken Briefe heraus. „Himmel!“ rief Bruno, „das ist kein Brief, das ist ein vollständiges Lehrbuch der Moral, und enthält vermuthlich als Anhang mein ganzes Sündenregister. Das wird mir einmal gute Dienste thun, wenn ich zur Beichte gehen will. So lange mag's ungelesen bleiben.“

17.

Er warf das Päckchen eben uneröffnet auf den Tisch, als der Knabe draußen anfing, sehr lebhaft mit Steinen zu schießen. „Alle Wetter! was geht da vor?“ sagte Bruno und fuhr in seine Bärenhaut, die er abgelegt hatte. Da stürzte der Knabe herein und meldete: es sey ein ganzes Heer im Anzuge. Bruno that blinde Pistolenschüsse zur Thür hinaus; aber die eingedrungene Schaar ließ sich dadurch nicht abhalten, immer näher zu kommen. Er führte jetzt das Mädchen und seinen Freund in ein Nebengemach und sagte: „Laßt mich die Sache allein ausmachen!“

Kaum waren sie bei Seite gebracht, so stürmte Herr von Löwenburg, der die Schleichwege seiner Mündel erfahren hatte, an der Spitze seiner zahlreichen bewaffneten Dienerschaft in's Gemach, fuhr scheltend und tobend auf Bruno los, fragte nach seinem Namen und Stande und foderte das Fräulein von ihm. Bruno entgegnete: er werde nicht eher auf irgend eine Frage antworten, bis man sie höflich vortrage. „Was Höflichkeit!“ rief Herr von Löwenburg. „Wie kann ein so verdächtiger Nachtvogel auf Höflichkeit trogen? Nennt Euch augenblicklich, oder meine Diener stehen bereit, Euch ins Gefängniß zu schleppen!“

„Rührt mich an!“ schrie der Bär und erhob seine herkulische Keule.

Besorgt, daß blutige Händel entstehen möchten, trat Rudolph hervor, um sich ins Mittel zu legen.

„Ei, da ist ja eine ganze Bande beisammen!“ sagte Herr von Löwenburg.

Ohne Antwort darauf, bat Rudolph seinen Freund, sich zu nennen. Bruno weigerte sich: aber Jener, der sich in dieser mißlichen Lage zum Vormunde des Hiskopfs berufen fühlte, nahm eigenmächtig den Brief vom Tische, zeigte dem Herrn von Löwenburg die Aufschrift, und ersuchte ihn, sein Betragen darnach einzurichten.

„Was beweist diese Aufschrift?“ sprach der zornige Mann. „Sie kann gemacht seyn, um als Blendwerk zu dienen.“

„Elendes Mißtrauen, das ich beschämen muß!“ rief Bruno und riß den Umschlag des Briefes auf. Das erste Wort, das ihm ins Auge fiel, war der Name Ida von Dülmen. Er las weiter, sein Gesicht klärte sich auf, und er sagte mit freundlichem Lächeln: „Mein Herr von Löwenburg, hier erhalte ich eben zu gelegener Zeit die Nachricht, daß mir ein kürzlich verstorbener Oheim, der General Freiwald, fünfzig tausend Thaler unter der Bedingung vermacht hat, die Tochter seines vormaligen treuen Waffengefährten und Freundes, des Obersten Dülmen, zu heirathen.“ — Er entfaltete zugleich das in gerichtlich beglaubter Abschrift bei liegende Testament, und übergab es dem Herrn von Löwenburg zur Durchsicht.

Dieser las die Urkunde mit großen Augen, winkte seinen Bedienten, sich zu entfernen und sagte: „Verzeihen Sie meinen vorigen Ungestüm, Herr von Freiwald! Ich konnte als Vormund nicht durch die Finger sehen. Nun aber hat es nichts zu bedeuten, daß Sie sich etwas voreilig dazu anschickten, den letzten Willen Ihres Herrn Onkels zu erfüllen.“

Jetzt wagte sich Ida aus ihrer Verborgenheit hervor, und ein reuiger Blick ihrer gesenkten Augen, wobei sie schweigend die Hand auf's Herz legte, bat den Vormund

um Vergebung. Er begnügte sich, ihr mit dem Zeigefinger zu drohen, und freudig slog sie in des Geliebten Arme.

Herr von Löwenburg fragte nach Rudolphs Namen, und lud ihn ein, des folgenden Mittags bei ihm zu speisen. Aber den Bräutigam, der sich bisher den Tag über in der entlegenen Waldhütte eines Jägers aufgehhalten hatte, nahm er mit sich in sein Schloß, um bis zur Hochzeit bei ihm zu wohnen.

18.

Des andern Tages wandte sich Herr von Löwenburg bei der Tafel an Rudolph mit der Frage: „Kennen Sie den Buchhändler Wolfgang in Ihrer Vaterstadt?“

Erröthend sprach Rudolph ein leises Ja.

„So ist Ihnen auch wohl seine Stieftochter bekannt?“

Rudolph erglühte noch stärker, und verbeugte sich stumm.

Herr von Löwenburg ängstete ihn mit noch mehrern, das Mädchen betreffenden Fragen, und trieb seine Verlegenheit auf's höchste.

„Meine Neugier scheint Ihnen etwas beschwerlich zu werden;“ fuhr er fort. „Ich muß Ihnen aber gestehen, daß ich einiges Recht habe, nach Marianen zu fragen. Sie ist meine Enkelin. — Ihre Mutter war meine leibliche Tochter; aber ich hörte auf, ihr Vater zu seyn, als sie sich in eine heimliche und höchst unkluge Heirath einließ. Ich kümmerte mich daher auch nie um ihre Tochter; doch darüber mache ich mir nun Vorwürfe, da ich von einem Freunde, der sie nur vor wenigen Tagen sah und sprach, mit Vergnügen hörte, daß sie ein gutes, treffliches Mädchen sey und meine ganze Vaterliebe verdiene. Derselbe Freund erzählte mir zugleich: es liebe sie ein

wackerer Jüngling, der eben so zärtlich wieder geliebt werde. — Nun, ich habe nichts dagegen. Gefällt mir der junge Mann, so mögen sich die Leutchen in Gottes Namen heirathen, und mir hier auf meinem Gute, da mich Ida verlassen will, den Abend meines Lebens erheitern.“

Rudolph ward bald bleich, bald roth, und saß mit so ungewisser Haltung auf seinem Stuhle, als ob er jeden Augenblick in Ohnmacht fallen würde.

19.

„Ach! bald hätt' ich's vergessen, lieber Bach!“ sagte Bruno. „Ich soll Dich von Marianen grüßen.“

Rudolph sah ihn wie versteinert an.

„In allem Ernste!“ fuhr Bruno fort. „Ich habe sie und deine Mutter vor acht Tagen gesehen und gesprochen. Es ist nun Zeit, daß ich dir reinen Wein einschenke.“

„Ich hatte meinen Brief, worin ich dich in die Löwenburg einlud, kaum abgesandt, als Ida mit ihrem Herrn Vormunde auf acht Tage verreisen mußte. Um indessen nicht lange Weile zu haben, beschloß ich, dich zu besuchen. Ich kam zu deiner Mutter an eben dem Tage, da du sechs oder acht Stunden vorher deine Wanderschaft zu mir angetreten hattest. Die gute, treuherzige Frau schüttete ihr Herz vor mir aus. Ich erfuhr deine Neigung zu Marianen, des Stiefvaters Bier nach Geistergeschichten, die ihm nichts kosten sollten, und deinen Entschluß, dich zu dieser Frohnarbeit in wüsten Schlössern vorzubereiten. Neugierig, deine Geliebte kennen zu lernen, ging ich zu dem Buchhändler und sagte: ich hätte gehört, der berühmte Rudolph Bach werde in seinem Verlage eine Reihe

von Romanen herausgeben, und ich wolle hiermit sogleich auf hundert Exemplare von jedem derselben unterzeichnen. Der Mann war außer sich vor Freude, und bat mich, wie ich erwartet hatte, zum Abendessen. Da machte ich denn Bekanntschaft mit Marianen, fand sie allerliebste, entdeckte ihr, daß ich dein vertrautester Freund sey, und erhielt von ihr den Auftrag, tausend zärtliche Grüße an dich zu bestellen.“

„Des andern Tages kam ich auf den Einfall, dich Gespenstersucher zu necken. Ich kaufte zu diesem Behuf verschiedene nöthige Dinge; andere ließ mir mein alter Bekannter, der Schauspieldirector. So ausgerüstet, fuhr ich mit Anbruch des dritten Tages dir nach, und bekam dich glücklich zu Gesicht, als du gegen Abend in das große Dorf einwandertest, das zwei Gasthöfe hat, die beide mit Marktleuten besetzt waren. Du zogst vor meinen Augen in den ersten ein; ich fuhr in den zweiten und schickte die Postpferde zurück. Als es ganz dunkel geworden war, begab ich mich, mit dem entliehenen Sonntagsrocke des Hausknechts angethan, in deine Herberge, ließ mir einen Krug Bier geben, und ging mit einem verbundenen Auge, mit einem schiefen Munde, und auf einem Beine hinkend, immer vor dir herum. Ich belauschte dich, wie du mit der Alten die Ruckengesellschaft verabredetest, die sich des folgenden Abends in deiner Stube versammelte. Der Wirth, dem ich zwei Dukaten in die Hand drückte, erlaubte mir, im Rauchfange hinabzufahren, hielt mir selbst die Leiter dazu, zeigte mir einen Ort, wo ich mich nachher verstecken sollte, und spielte, als er zum Schein das Gespenst gesucht hatte, seine Rolle ganz meisterhaft.“

„Ich verfolgte dich nun, doch immer zugleich dir aus-

weichend, von Ort zu Ort, und erschien dir in den zwei wüsten Schlössern als Dichter- und Rittergeist.“

„Auch bin ich, um dir alle Räthsel zu lösen, der Freund, von welchem Herr von Löwenburg vorhin sprach. Ich machte ihn zufälliger Weise, indem ich ihm heute früh meinen Besuch bei dem Buchhändler Wolfgang erzählte, auf seine liebenswürdige Enkelin aufmerksam, empfahl dich ihm als den braven Mann, der du bist, warf mich zu deinem Brautwerber auf und erhielt sein vorläufiges Ja-wort.“

Staunend und zweifelhaft sah Rudolph den Herrn von Löwenburg an. Als aber Dieser alles, was ihn und Marianen betraf, bestätigte, ging des Jünglings ängstliche Beklemmung in die ausschweifendste Freude über.

Herr von Löwenburg machte ihm nun bekannt, daß er mit Bruno und Ida entschlossen sey, ihn des folgenden Tages in seine Vaterstadt zu begleiten und Marianen aus dem Hause ihres Stiefvaters abzuholen.

20.

Rudolphs Reisegesellschaft trat in einem Gasthose ab; er aber eilte zu seiner Mutter, die ihm mit Thränen entgegenkam. Er fragte, warum sie weine. Da erzählte sie ihm: sie habe während seiner Abwesenheit sein Andenken bei seinen hohen Gönnern nicht erlöschen lassen wollen, und ihnen daher vor einigen Tagen an seiner Stelle die Aufwartung gemacht; sie sey aber vor Schrecken beinahe des Todes gewesen, als man ihr überall ins Gesicht gesagt habe, daß ihr Sohn, der Romanschreiber, nicht hoffen dürfe, mit der Würde eines Amtes jemals bekleidet zu werden.

„O, liebe Mutter!“ sagte Rudolph, „wenn Ihnen kein größeres Unglück begegnete, so seyn Sie ganz ruhig! Mein Roman und die Reise nach der Löwenburg brachten mir mehr ein, als ich in hundert Jahren am Kanzleittische gewinnen könnte.“

Er erzählte ihr nun alles, was wir schon wissen; aber sie bezweifelte die Gewißheit seines Glücks so lange, bis zwei unverwerfliche Zeugen der Wahrheit, Herr von Löwenburg und Bruno, um sie zu besuchen, ins Zimmer traten und ihre Traurigkeit in Freude verkehrten.

Die drei Männer gingen hierauf zum Buchhändler Wolfgang, der den Herrn von Löwenburg, mit welchem er vor langen Jahren einen unangenehmen Briefwechsel geführt hatte, nicht persönlich kannte. Er hielt ihn, da er in Bruno's und Rudolphs Mitte erschien, für einen guten Kunden, der vielleicht auch hundert Exemplare von Bachs künftigen Werken in Beschlag nehmen würde. Aber wie hart fiel er aus den Wolken, als sich sein Schwiegervater nannte und ihm mit kurzen Worten erklärte, daß er seine Enkelin abholen und an den jungen Bach verheirathen wolle. Des Mannes Bestürzung war so groß, daß ihm eine Weile der Mund offen stehen blieb. Dann wandte er sich zu dem jungen Schriftsteller und sagte mit zitternder Stimme: „Aber es bleibt doch bei unserm Vertrage, daß Sie mir vorher die bewußten sechs Romane schreiben?“

„Das wird kaum möglich seyn;“ antwortete Rudolph: „denn über drei Wochen mache ich schon Hochzeit.“

„Dagegen thu' ich Einspruch!“ rief Wolfgang. „Ich willige nicht eher in die Heirath meiner Stieftochter, bis ich meine sechs Romane gedruckt vor mir sehe.“

Herr von Löwenburg belehrte ihn mit derben Worten, daß er über Marianen keine Gewalt habe und noch we-

niger mit ihr wuchern könne. Kurz, er mußte sich bequemen, sie ohne Lösegeld zu entlassen. Aber wie ein raubgieriger Plünderer stürzte er jetzt in ihr Zimmer und riß alle ihre Kleider und andere Habseligkeiten, als sein bezahltes Eigenthum, an sich. Mariane, die ihr Großvater gleich beim ersten Anblick lieb gewann und in seine Arme schloß, gab ihre kleinen Schätze mit Freuden hin, und verließ, wie sie eben gekleidet war, das Haus ihres grämlichen Stiefvaters, der ihr, als sie Abschied nehmen wollte, den Rücken zuehrte.

Rudolphs Mutter freute sich der guten und schönen Tochter, und vertauschte ihren Wohnort mit dem Landgute des Herrn von Löwenburg, der sie ersuchte, bei ihm und ihren Kindern zu leben. Als sie nun dort fast auf den Händen getragen ward und Rudolphs häusliches Glück ihre Erwartung weit überstieg, sagte sie oft: „Ende gut, alles gut! Wer hätte gedacht, daß ein Roman so große Dinge thun könnte! Nun mögen die hohen Herrschaften, die meinem Sohne deßhalb keinen Bissen Brod geben wollten, ihre magern Aemtchen behalten.“

IV.

Der blecherne Zopf.

Ein Schwank.

Ein kleiner Fürst unterhielt eine sehr kleine, nur aus dreißig Köpfen bestehende Leibwache, und sie befehligte ein überaus kleiner, kugelrunder Hauptmann, Namens Haberlieb, der aber einen ungeheuer langen Zopf hatte. Er schleppte ihn fast auf der Erde, und steckte ihn deshalb bei schlimmer Witterung in die linke Rocktasche. Der Lieutenant und der Fähnrich der Garde trugen dagegen, wie jetzt jedermann, kurz verschnittenes Haar. Doch im Dienste durften sie nicht so kahl erscheinen. Sie versahen sich daher mit Scheinzöpfen, die sie an der Bärmütze befestigen ließen.

Einsmals hatte der Hauptmann mit dem Fähnrich die Schloßwache. Der Fürst ritt aus; es ward ins Gewehr gerufen. Die beiden Offiziere stürzten aus der Wachstube, verwechselten in der Eile die Mützen, und die zuschauenden Gähaffen hatten das ergötzliche Schauspiel, den Hauptmann mit zwei Zöpfen in Parade stehen zu sehen, als ob er an seinem eigenen, der doch füglich für drei gelten konnte, nicht genug hätte.

Diesen possierlichen Vorfall erfubr in den nächsten Stunden das ganze Residenzstädtchen, und wo sich Herr Haberlieb blicken ließ, ward er darüber geneckt. Sogar die Straßenbuben zapften ihn laut und öffentlich an. Das verdrosß ihn gewaltig; er schalt und fluchte links und rechts, doch das Gespött war untilgbar, und ward ihm am Ende so lästig, daß er von Herzen wünschte, die unartige Stadt verlassen zu können.

Hierzu zeigte sich bald eine glorreiche Gelegenheit. Der Fürst mußte zur französischen Armee, als sie nach Rußland zog, fünfzig Mann stellen und seine schöne Leibwache mit dazu hergeben, weil er die bedeutende Heerschaar nicht anders vollzählig auf die Beine bringen konnte. Haberlieb sollte sie als Feldmarschall befehligen. Dieser ehrenhafte Antrag schlug ihm aber dermaßen in alle Glieder, daß er auf der Stelle das Kanonenfieber bekam und seinen Abschied nehmen mußte. Um jedoch bei dem Kriege nicht müßig zu seyn, begab er sich in die Dienste eines größern Fürsten als Kriegskommissär, weil er hinten bei den Trosse sein Fieber besser abwarten konnte.

Gesund, reich, und mit noch länger gewachsenem Zopfe, kam er in die Stadt, wo er vormals bei der fürstlichen Garde gestanden hatte, aus dem Felde zurück, ließ sich in der Hoffnung, daß über jene lächerliche Begebenheit längst Gras gewachsen sey, häuslich da nieder und wollte sich vermählen. Er warb um verschiedene artige Mädchen; sie stießen sich aber sämtlich an seinen häßlichen, noch immer allgemein verspotteten Haarzagel, und vergebens waren alle Bitten und Vorstellungen seiner Freunde, ihn abschneiden zu lassen, „Er ist ein Erbstück,“ gab er zur Antwort. „Alle meine Voreltern hatten so lange Zöpfe; sie wurden gleichsam unser Familienwappen, und ich kann und will es nicht

aufgeben. Wer weiß denn auch, ob ich nicht wie Simson beschaffen bin, daß nach der Haarschur meine Kraft von mir wiche?“ — Dabei blieb er hartnäckig, und ließ sich lieber fünf oder sechs Körbe aufpacken.

Endlich war er so glücklich, daß ihm Victorie, ein schönes und kluges Mädchen, nicht nur das Jawort gab, sondern auch gegen sein sogenanntes Familienwappen, ungeachtet es ihr äußerst mißfiel, keine Einwendungen machte. Sie verließ sich auf ihre Schlaubeit, das Ungeheuer über kurz oder lang als regierende Hausherrin bei Seite zu bringen. Darauf ging sie mit verschiedenen Zweiflern ansehnliche Wetten ein.

Die Sache ließ sich aber nicht so leicht ausführen, als die neue Delila dachte. Sie bekam zwar alle Morgen den Riesenzopf in ihre Gewalt, weil sie aus arglistiger Absicht das Geschäft übernahm, ihn mit Band zu bewickeln; doch mußte sie vorher alle schneidende Werkzeuge, besonders Scheeren, von sich entfernen, und ihre Kleider wie eine Gefangene durchsuchen lassen. Zu andern Tageszeiten war vollends kein Meuchelschnitt möglich; denn Haberliebchen war aus Vorsicht der höflichste Gemahl von der Welt, und kehrte ihr niemals den Rücken zu. Bei diesen Umständen sah sie bald ein, daß ihr der vorhabende Streich nicht ohne fremden Beistand gelingen werde.

Eines Tages besand sie sich mit ihrem Eheherrn in einer Gartengesellschaft und traf da zwei junge, muthwillige Freundinnen, die sich mit ihr in die Verschwörung einließen, den kleinen Mann unter freiem Himmel zu entzopfen. Wohlgemuth ging er eben mit einer dampfenden Tabakspfeife, die so lang war, als er selbst, im Garten auf und nieder. Victorie und eine der Mitverschworenen nahnten sich freundlich, nahmen ihn Arm in Arm in die Mitte,

und begannen mit ihm ein trauliches Gespräch. Indessen schlich die dritte Spießgefellin mit einer großen Scheere von hinten heran, ergriff leise den Zopf und wollte ihn mit einigen herzhaften Schnitten vom Haupte trennen. Doch indem sie ansetzte, merkte das Männlein die drohende Gefahr, wehrte sich rasend, und schrie aus vollem Halse: „Gewalt! Gewalt!“ Erschrocken eilten verschiedene alte Herren und Frauen, die in einer nahen Laube am Spieltische saßen, mit ängstlichen Gesichtern herbei und sprengten scheltend die Verschworenen auseinander.

Diesmal gerettet, gerieth er bald darauf zu Hause noch schlimmer in die Klemme. Er stand auf der Schwelle eines großen Kleiderschranks, um etwas herauszulangen. Plötzlich trat seine Frau hinter ihm in die Stube. Er fuhr, für seinen Haarschweif zitternd, heftig zusammen, der Schrank schlug mit ihm um, und der hohle Kumpf bedeckte ihn ohne Schaden; nur sein Zopf, sein unglücklicher Zopf, guckte wie das Schwänzlein einer gefangenen Maus unter dem Rande hervor. Victorie schoß auf die willkommene Beute zu, und zerrte daran, um ein tüchtiges Stück zum Abschneiden zu gewinnen. „Engel! Teufel! laß los!“ schrie der Geraufte. „Ich kaufe Dir einen neuen Hut — ein seidenes Kleid — eine goldene Uhr — ein Paar diamantene Ohrgehänge.“ — Victorie lachte bei dieser Steigerung und zerrte mit verstärkter Hefigkeit bei jedem neuen Gebote. „Gut!“ sagte sie zuletzt. „Ich nehme diese vier Stücke als Lösegeld an; doch damit ist's nicht genug. Ich verlange noch einen französischen Prachtshawl, und so macht der ganze Braß ungefähr dreihundert Thaler. Gibst Du mir nun auf der Stelle darüber einen Wechsel, binnen zehn Minuten zahlbar, so behältst Du Deinen Zopf.“ — Er tritt mit Händen und Füßen gegen diese Presserei;

doch Victorie gab nicht nach, zog den Zopf noch weiter an sich und klirrte furchtbar mit der Scheere. Das preßte dem zähen Geizhals die Zusage des Geldes ab. Sie langte nun, ohne das härene Unterpand aus der Hand zu lassen, Papier, Feder und Tinte vom nahen Schreibtische her, schob alles unter den Schrank, und lüftete ihn so weit, daß der verhaftete Schuldner das zum Schreiben nöthige Licht erhielt. Bald darauf kroch ein vollzogener Wechsel unter dem Schranke hervor. Sie nahm ihn zu sich, entließ den Zopf, und befahl dem herbeigerufenen Diener, seinen Herrn zu entkerkern.

Der Wechsel ward noch vor der Verfallzeit eingelöst. Der gute Zahler ging aber dann sogleich aus, und kam nicht eher zurück, bis ihm ein geschickter Klempner ein blechernes Gehäuse über seinen Zopf gefertigt hatte. Diesen Harnisch trug nun der verfolgte Liebling Tag und Nacht.

Ungefähr vier Wochen darauf sah sich der Mann mit dem Blechzopfe — so hieß er jetzt in der Stadt — zu einer fernen Reise genöthiget, und bediente sich aus Geiz der öffentlichen Post. Am dritten Tage seiner Fahrt, als er schon dreier Landesherrn Gebiet hinter sich hatte, kam er in ein Städtchen, wo umgespannt wurde. Der Postmeister sah ihn scharf an, ging mit spähenden Augen um ihn herum, steckte ein Zeitungsblatt, das auf seinem Schreibtische lag, in die Tasche, und eilte fort. Nach einer Viertelstunde kam er mit dem Bürgermeister zurück. Ihnen folgte der Stadtknecht, mit Ketten in der Hand, und zwei alte, mit rostigen Flinten bewaffnete Bürger, die sich an die Thür wie Schildwachen stellten. Der Bürgermeister, seines Handwerks ein Schneider, zog eine Elle unter dem Rock hervor, und wollte sie an des Hauptmanns Zopf anlegen. „Was soll das heißen?“ rief Haberlieb,

und schlug ihm den Maßstab aus der Hand. „Respekt gegen die Obrigkeit!“ sagte der Bürgermeister. „Sonst sind Leute hier, die werden Euch zahm machen thun.“ — Als sich der Hauptmann aber dennoch gegen den wiederholten Meßversuch grimmig wehrte, hielten ihn der Stadtknecht und die beiden Schildwachen, wie Heshunde ein wildes Schwein. Der Bürgermeister maß indessen den Zopf und sagte: „Ganz richtig! Ihr seyd der Dieb, den ein Steckbrief verfolgt, und wir werden Euch ausliefern thun.“

„Raset Ihr?“ — rief der Hauptmann. „Ich ein Dieb? — Wie wollt Ihr das beweisen?“

„Durch gegenwärtigen Steckbrief!“ versetzte der Bürgermeister, und las nach aufgepflanzter Brille aus der Zeitung, wie folgt:

„Ein gewisser Mensch, Namens Liebhaber, hat sich wegen eines bedeutenden Kassen-Diebstahls auf flüchtigen Fuß gesetzt. Er ist ungefähr vierzig Jahr alt, sehr klein und sehr dick, und zeichnet sich besonders durch einen ungewöhnlichen, beinahe zwei Ellen langen Zopf, den er bisweilen in die linke Rocktasche steckt, unverkennbar aus. Alle Civil- und Militär-Behörden werden ersucht, den Entwichenen im Betretungsfalle zu verhaften u. s. w.“

„Adlich von Kibizische Gerichte
zu Stoppelfeld.“

„Nun, was geht mich der Kerl und der Steckbrief an?“ schrie der Hauptmann. „Ich heiße Haberlieb: das beweiset mein Paß.“

„Ein pffiffiger Spizbube!“ sagte der Bürgermeister lächelnd zu den Umstehenden. „Liebhaber und Haberlieb, ein lustiges Wortspiel! Das hilft Euch aber nichts;

wir halten uns an den Zopf, nicht an den Paß; denn mit dergleichen falschen Papieren thun sich verschlagene Diebe sorgfältig versehen.“

Der Hauptmann mochte sagen, was er wollte, er ward von dem klugen Schneider nicht angehört, und der Stadtknecht raffelte mit den Ketten, um sie ihm anzulegen.

Da trat, wie ein Engel vom Himmel, ein alter verabschiedeter Grenadier, der vormals unter Haberliebs Fuchtel gestanden hatte, in die Stube. Die Kameraden erkannten einander sogleich, und der graue Schnurrbart, der im Orte ansässig und dem Bürgermeister als ehrlicher Mann bekannt war, erbot sich, für des Hauptmanns Schuldlosigkeit mit Haus und Hof zu bürgen. Jetzt geruhte die hohe Stadtobrigkeit, den bisher verschmähten Paß des Ansehens zu würdigen, und gestand mit einiger Beschämung die Möglichkeit zu, daß zwei verschiedene kleine Männer, mit langen Zöpfen und fast ähnlichen Namen, in der Welt herumlaufen könnten. Nach dieser Ehrenerklärung zog der Bürgermeister mit seinem Gefolge wieder ab.

Aber der Hauptmann hatte durch diesen verdrießlichen Vorfall ein solches Haar in seinen langen Haaren gefunden, daß er sie sich auf der Stelle von dem Grenadier abschneiden ließ, um nicht nochmals für seinen umgekehrten Namensvetter, den Kassendieb, angesehen zu werden.

Als die traurige Handlung vorbei war, nahm er Extrapost, und fuhr so schnell als möglich in seine Wohnstadt zurück.

Dort angekommen, ging er sogleich in die Zeitungs-Expedition und ließ sich die Handschrift des Steckbriefes zeigen. Er kannte sie auf den ersten Blick. Sie gehörte einem jungen Manne, der seit einiger Zeit Victoriens Verehrer war und sich als Hausfreund eingenistet hatte.

Da ging dem Hauptmann plötzlich ein Licht auf. Er rannte in seine Wohnung und fand den zärtlichen Krauskopf an Victoriens Seite. „Madam!“ sprach er höhnisch: „Sie senden Steckbriefe gegen einen gewissen Liebhaber aus, und haben den Ihrigen in den Armen. Aber ich bedaure, daß ich ihm, dem Gerichtsschreiber zu Stoppelfeld — das vermuthlich im Monde liegt — den Weg ins Zuchthaus bahnen muß.“

Beide erschrocken; denn die Handschrift, die Haberlieb vorzeigte, ließ sich nicht ablängnen. Victorie wollte, nachdem sie sich etwas gefaßt hatte, die Sache als einen Spaß behandeln. Es sey bloß ihre Absicht gewesen, sagte sie, ihm durch den Steckbrief, den er unnöthiger Weise übel nehme, den garstigen Jagel vom Kopfe wegzuscherzen, und sich nebenbei den Gewinn einiger darauf eingegangenen Wetten zu verschaffen.

„Verdammtter Spaß!“ schrie Haberlieb. „Ich ward als Dieb angehalten, man wollte mich in Ketten und Banden schlagen — Höll' und Teufel! ich ein Dieb! — Diesen Schimpf kann nur Blut auslöschten.“

Mit diesen Worten riß er wie ein Theaterheld sein Schwert aus der Scheide, und wollte damit gegen den Krauskopf spiegelfechten.

„Halt, Männchen!“ rief Victorie, und zog ihn an ein Fenster, wo sie ihm in's Ohr raunte: Was lärmst Du so, daß man Dich für einen Dieb ansah? — Du bist ein Dieb! — Hast du mir nicht vertraulich gestanden, daß Du die Kriegskasse um mehr als zwanzig tausend Thaler bevortheiltest? — Dieses halsbrechende Geheimniß verschwieg ich bisher und will es auch ferner verschweigen; aber ich mache mir drei Bedingungen: erstens Schonung meines Freundes, zweitens Ehescheidung, drittens baare zehn tau-

send Thaler Unterhaltungsgelder, einmal für immer. —
Entschliesse dich zu dem allen auf der Stelle; sonst — Du
verstehst mich!“ —

Erschrocken, und nun selbst zitternd und zagend vor dem
Zuchthause, womit er vorher den Krauskopf bedrohte, be-
quemte er sich sogleich zu den ihm vorgelegten Bedingun-
gen, und erfüllte die zweite sogar mit Vergnügen, weil
er die ränkevolle Frau, die ihn auf eine so schändliche Art
um sein Familienwappen gebracht hatte, nicht mehr vor
seinen Augen leiden konnte.

V.

Die drei Proben.

Der Gerichtshalter Hebebaum, ein gewaltiger Mann von Körper und Stimme, hatte die Bauern tüchtig geschöpft, und speiste nach vollbrachter Arbeit selbender mit dem Gerichtsherrn. Er, der Gast, gab sich aber ein so überlegenes Ansehen, als wäre er Gebieter im Schlosse, und hätte einen jungen, von sich abhängigen Menschen aus vorwaltender Milde zu Tische gebeten. Herr Tobias von Hopfenberg befand sich noch nicht lange im Besiße seines Bartes, war übrigens ein stammhaftes Männlein, doch am Geiste ziemlich schwach, und ließ sich in allen Dingen von dem gebieterischen Gerichtshalter beherrschen.

Beim Nachtisch erhob der Riese sein Glas und rief: „Auf eine glückliche und ehrenvolle Vermählung!“ Junker Tobias that ihm freundlich Bescheid. „Aber verstehen Sie mich recht!“ sagte Hebebaum. „Ich trank auf eine ehrenvolle Vermählung. Sie müssen folglich der Jungfer Benedict, die Ihnen im Kopfe steckt, entsagen, müssen sich mit einem altadlichen Hause verbinden, und hierdurch gleich von der Wurzel aus einen makellosen Stammbaum pflan-

zen, damit dereinst Ihre Nachkommen, wenn sie sich um Hofämter bewerben, bei der Ahnenprobe bestehen.“

Der Junker rieb sich die Stirn und machte ein kindisches Gesicht, als ob er eine gallenbittere Arznei einnehmen sollte.

„Nun, weinen Sie nur nicht etwa!“ fuhr ihn der Gerichtshalter an. „Es wehrt's Ihnen ja niemand, eine heimliche Liebenschaft mit Hannchen zu unterhalten. Lassen Sie das artige Ding mit einer stillen Aussteuer dem alten Krüppel, dem Verwalter, antrauen! Da haben Sie das junge Weibchen immer bei der Hand, küssen und dahlen im Wirthschaftsgebäude nach Herzenslust, und die gnädige Frau erfährt in ihrem Paradezimmer kein Wort davon.“

„Das wär' eine kitzliche Sache!“ versetzte der Junker. „Wenn ich aber durchaus ein adeliches Fräulein heirathen muß, so nennen Sie mir ein Haus, wo ich anklopfen soll.“

„Gehen Sie nach Rothstein!“ gebot Hebebaum: „Der Oberste von Minden hat eine liebenswürdige Tochter.“

„Liebenswürdig?“ sagte Tobias. „Von der Gestalt mag das zur Noth gelten; aber ihr Betragen gefällt mir nicht. Ich sah sie neulich auf einem Jahrmarkt und saß bei Tische neben ihr; da sprach sie so geziert und gelehrt, daß ich sie manchmal gar nicht verstand, und der Vater tummelte mich mit allerhand gröblichen Scherzreden, die mir mein Leibgericht, Schinken mit Erbsen, ganz versalzten.“

„Er meynt's nicht böse, der alte deutsche Degenknopf;“ sprach der Gerichtshalter. „Aber Schnaken und abenteuerliche Streiche macht er gern; das ist wahr.“

„Nun, wenn Sie glauben, daß mit den Leuten ein

Auskommen ist, so seyn Sie mein Brautwerber!“ bat Tobias.

„Nein, ich gebe mich nicht damit ab, Kuppelpelze zu verdienen;“ erwiderte Hebebaum. „Haben Sie aber einmal eine Ehescheidung vor, da will ich bald loshelfen. — Vor der Hand bemühen Sie sich nur selbst nach Nothfein! Aber ich rath' Ihnen, daß ich Sie nach zwei oder drei Monaten, wenn ich von einer Geschäftsreise ins Ausland zurückkomme, als Bräutigam finde! Sonst schelt' ich tapfer, mein junger Herr!“

Als der Gesetzgeber nach der Mahlzeit abgefahren war, verwünschte Tobias seinen Adel, dem er des ehrsamten Dorfschulmeisters reizende Tochter aufopfern sollte. Er machte nicht den geringsten Versuch, den Pfeil der Liebe aus dem Herzen zu ziehen; er begab sich vielmehr in Gefahr, ihn noch tiefer hineinzudrücken: denn er ging aus, das Mädchen zu besuchen, und brauchte dabei nur die einzige Vorsicht, daß er sich unter Weges immer scheu umsah, ob vielleicht der furchtbare Gerichtshalter wieder zurück käme, da es doch möglich war, daß ihm hinter dem Dorfe ein noch zu ertheilender Befehl eingefallen oder ein Rad gebrochen seyn könnte. Doch der Popanz erschien nicht, und Tobias huschte freudig ins Schulhaus.

Benedict, der durch das trübe Fenster seiner Lehrstube den hohen Gönner erblickte, eilte mit ehrerbietigem Schrecken hinaus und empfing ihn mit der feierlichen Anrede: „Dreimal willkommen unter meinem Dache, gnädiger Herr! Wollen Hochdieselben vielleicht die wissenschaftlichen Fortschritte Ihrer jungen Unterthanen prüfen, so

geruhen Sie, hereinzutreten in diesen kleinen, dunkeln, seit zwanzig Jahren nicht ausgeweisten Weisheitstempel.“

Aber dieß künstliche Wortspiel ward überhört, weil eben Hannchen die Thür der gegenüber befindlichen Wohnstube aufstieß und sagte: „Sie kommen wie gerufen, Herr von Hopfenberg! Sie können mir einpacken helfen.“

„Einpacken?“ fragte Tobias. „Sie wollen doch nicht verreisen?“

„Ja, ich bin eben im Begriff, und mein Koffer ist so voll, daß ich jemand brauche, der auf den Deckel tritt, damit ich zuschließen kann.“

Hiermit ergriff sie den jungen Herrn am Arm und zog ihn in die Stube.

„Mädchen, Mädchen! du sehest ja den schuldigen Respekt ganz aus den Augen!“ rief der ängstliche Vater und ging in seine schwarze Höhle zurück, um das innere Getümmel mit drohendem Herrscherstabe zu stillen.

Der gewichtige Junker brachte den widerspenstigen Deckel sogleich zum Gehorsam. „Ach! ich hätte das nicht thun sollen!“ sprach er mit kläglichem Stimm: „Nun reisen Sie fort und ich sehe das gar nicht gern.“

„Sie scherzen!“ warf sie leicht hin. „Wär' aber ein bißchen Ernst dabei, so sag' ich Ihnen zum Troste, daß die Reise nicht weiter geht, als nach Bienenfeld zur Frau von Schöna u.“

„Was wollen Sie denn dort?“

„Ich bin — wie das berühmten Leuten bisweilen begegnet — von freien Stücken berufen worden, der guten Dame mit meinen Nadelfkünsten zu dienen, und ihr, da sie viel Langeweile hat, einige Monate Gesellschaft zu leisten.“

„Einige Monate?“ — rief Tobias und ward vor Be-

stürzung blaß. „O, die glückliche Frau von Schönau! Ich muß sie beneiden.“

„Ich wüßte nicht, warum?“ sagte Hannchen. „Wer so reich und unabhängig ist, als Sie, Herr von Hopfenberg! der braucht niemand zu beneiden: er kann sich jeden Wunsch gewähren.“

„Das denken Sie!“ sprach er seufzend. „ich weiß am besten, wo mich der Schuh drückt.“

Indem er so ächzte, kam der Wagen, der Hannchen abholen sollte. Der Kutscher trat in die Stube und ergriff den Koffer, um ihn auf den Wagen zu bringen. Hannchen wollte mit anfassen: doch der zärtliche Tobias bemächtigte sich rasch der einen Handhabe, und trug, als Gehülfe des Kutschers, den Koffer hinaus. Hannchen sah ruhig zu, als wäre das ganz in der Ordnung. Aber mit Entsetzen stürzte Benedict aus der Schulstube, bat tausendmal um Verzeihung, wollte die unanständige Bürde dem Junker abnehmen, und schalt, als er zurückgewiesen ward, auf das Mädchen los: „Um des Himmels willen! wie kannst du das zugeben? Es ist ein ordentliches Majestätsverbrechen, dir von unserm gnädigen Herrn aufwarten zu lassen.“ — „Ich hab's ihm nicht geheißen;“ sagte Hannchen, „und er wartet mir gern auf, wie es scheint.“ — „Welche Einbildung!“ rief der Vater. „Hüte dich, du Tochter eines armen Schulmeisters, vor eitlen Gedanken!“ —

Dieses Gemurmel auf der Hausflur unterbrach des Junkers Rückkunft vom Wagen. Hannchens Abschied von ihm fiel wegen der Gegenwart des Vaters kälter und trockener aus, als wohl sonst geschehen wäre. Er hob sie, trotz aller Einwendungen des Alten, in den Wagen, drückte ihr noch kräftig die Hand, und die Reise ging fort.

Berliebter, als er gekommen war, kehrte er in seine Wohnung zurück und faßte den kühnen Entschluß, sich gegen seinen Tyrannen zu empören und Hannchen zu heirathen. Aber in der Nacht träumte ihm, daß der große Knecht Ruprecht vor ihm stehe und ihn mit geballter Riesenfaust warne, keinen dummen Streich zu machen, sondern zu bedenken, daß er ein Edelmann sey. Dieser schwere Traum, dessen er sich am Morgen lebhaft erinnerte, löschte das aufgeloderte Strohfeuer seines Muthes sogleich wieder aus und machte eine Anwandlung von Adelsstolz in ihm rege. Er ging, da es Sommer und schönes Wetter war, in den Garten, um die Art und Weise, wie er in Rothstein als Freier auftreten wollte, ungestört zu überlegen.

Indem er nun, lustwandelnd und Tabak schmauchend, einen glücklichen Einfall zu erhaschen suchte, kam er an eine Laube und sah mit einiger Verwunderung auf dem darin stehenden Tische ein Buch liegen. Aus seiner eigenen Bibliothek war es nicht: denn diese bestand nur aus einer Anweisung zum Bierbrauen und dem Haushaltungs-Kalender. Es mußte folglich ein benachbarter junger Edelmann, der Tages vorher zum Besuch gekommen, und, da er niemand zu Hause gefunden, in den Garten gegangen war, das fremde Wunderding zurückgelassen haben. Tobias nahm den Fündling etwas linksch in die Hand, schlug das Titelblatt auf und las: Goethe's Werke.

„Goethe?“ — sprach er für sich und sann über den unbekanntnen Namen ein Weilchen nach. „Wer ist der Goethe? Ich habe mein Lebtag nichts von ihm gehört?“

Er blätterte hin und her, las hier und da eine Zeile, fand aber unter allen Gedichten des ersten Bandes, der ihm in die Hand gefallen war, kein einziges nach seinem

Geschmack. Endlich stieß er auf die Antworten bei einem gesellschaftlichen Frage-Spiele. Diese Ueberschrift machte ihn aufmerksam und erweckte den Wunsch, aus diesem Gedichte etwas zu lernen, womit er Ehre einlegen könnte, wenn er vielleicht einmal in ein solches Spiel verwickelt würde. Er setzte sich daher in der Laube fest und las laut und mühsam, wie ein Leseschüler, die erste, einer Dame in den Mund gelegte Antwort:

Was ein weiblich Herz erfreue?
In der klein- und großen Welt.
Ganz gewiß ist es das Neue,
Dessen Blüthe stets gefällt.

Er hielt inne, klopfte sich an die Stirn und sagte: „Merk's dir, Tobias! Kleide dich, wenn du dem Fräulein aufwartest, ganz nagelneu, und kannst du sonst noch etwas Neues, das man nicht bei jedem Menschenkinde sieht, erfinden oder auftreiben, desto besser! Denn schau, eine Dame, die das Ding doch verstehen muß, sagt's hier klar und deutlich, daß den Weiblein das Neue gefällt. Da steht's gedruckt, und was gedruckt ist, hab' ich immer gehört, das ist wahr.“

Begierig las er weiter, doch die nächsten Zeilen verstand er nicht, und wußte sich nichts daraus zu nehmen. Er fand erst wieder Wasser auf seine Mühle, als der Erfahrene spricht:

Geh' den Weibern zart entgegen,
Du gewinnst sie auf mein Wort,
Und wer rasch ist und verwegen
Kommt vielleicht noch besser fort;
Doch, wem wenig dran gelegen,
Scheinet, ob er reizt und rührt,
Der beleidigt, der verführt.

„Aha!“ rief der freudige Leser: „Nun kam ich erst vor die rechte Schmiede! Man muß also Anfangs zärtlich seyn wie ein Tauber, dann rasch und verwegen wie ein ungezogener Maulaffe, und zuletzt, wenn das alles nichts hilft, kalt und gleichgültig, wie ein steifer Klotz. — Das scheint mir, bei meiner Treu! eine gute Lehre; und gelingt mir's damit, so will ich mich bei dem klugen Lehrmeister, wenn ich seinen Aufenthalt ausforschen kann, schönstens bedanken.“

Er ließ nun vor allen Dingen aus der nächsten Stadt einen berühmten Schneider kommen und bestellte bei ihm einen rosenfarbenen Leibrock von Seide und papageigrüne Unterkleider dazu. Der Meister, ein Mann von Geschmack, machte lächelnd den Einwand: die zarte Rosenfarbe würde zu den vollen, braunrothen Wangen des gnädigen Herrn keine gute Wirkung thun, und ein so bunter Anzug sey überhaupt in ganz Europa nicht Mode. „Das ist mir eben recht!“ versetzte der Junker. „Mir gefallen sie nicht die schwarzen Jacken, die man jetzt überall sieht. Mancher, dem etwa die Seele seines Geldbeutels ausgefahren ist, hat wohl Ursache, in Trauer zu gehen: ich aber will mich gerade recht freudig und bunt kleiden, um etwas Neues und Sonderbares zu haben.“ — Der Schneider schüttelte den Kopf, nahm aber Maß, und beurlaubte sich mit dem Versprechen, die befohlene Arbeit nächstens zu liefern.

Während der Junker darauf wartete, sann er fleißig auf zierliche Redensarten, womit er des Fräuleins Ohren kitzeln wollte. Auch zerbrach er sich viel den Kopf, wie er sich, außer der glücklich erfundenen Neuheit seiner Be-

kleidung, noch auf irgend eine andere Art als ein liebenswürdiger Sonderling auszeichnen könnte.

Darüber nachdenkend, ging er eines Tages vor seiner Burg auf und ab. Da sah er eine Herde Schweine die Straße herauf kommen und hinter denselben ein seltsames Fuhrwerk. Vier schwarze, ungewöhnlich große Eber zogen ein Wäglein, auf welchem ein dicker Mann saß, der sie wie ein Gespann Pferde lenkte. Mit offenem Munde starrte der Junker die borstigen Rappen an, die immer näher herantrabten.

„Ei, schönen, guten Tag, Musje Tobies!“ rief der dicke Mann. „Was, zum Teufel! machen Sie hier?“

Herr von Hopfenberg fuhr zusammen und riß die Augen weit auf.

„Sie kennen mich wohl nicht mehr?“ sagte Jener. „Ich bin Martin Schlau, der Ihrem seligen Vater manch ehrliches Schwein lieferte und manchen Krug mit ihm trank. Ich sehe Sie noch im Kinderkappchen vor mir herumlaufen. Sie versteckten sich immer hinter den großen Biertonnen, die im Hofe standen und beschossen mit einer Spritzbüchse die vorbeigehenden Leute. Mir selbst thaten Sie diese Ehre bisweilen an, Sie loser Musje Tobies!“

„Diesen gar zu vertraulichen Hausnamen muß ich mir verbitten, mein Lieber!“ sprach der Junker stolz. „Jene Zeiten sind vorbei. Aus Kinder werden Leute.“

„Sie haben Recht!“ antwortete der alte Bekannte. „Nehmen Sie mir's nicht für ungut, Musje Stroß!“

„Auch diesen Namen führ' ich nicht mehr,“ versetzte Tobias verdrießlich. „Ich heiße jetzt Herr von Hopfenberg und besitze dieß Rittergut.“

„Ist's möglich?“ rief der Schweinhändler und zog schnell den Hut ab. „O, was für große Dinge kann das liebe

Bier thun! Sie, den eheleiblichen Sohn des Bürgers und Brauers Stroh, hat's zum Edelmann gemacht. Gottes Wunder! — Nun wahrlich, an Ihnen war Hopfen und Malz nicht verloren! — Aber sagen Sie mir, gnädiger Herr, warum haben Sie den väterlichen Namen, der doch in der That kein leeres Stroh war, von sich geworfen?“

„Er klang zu bürgerlich,“ sagte der junge Edelmann. „Es ward mir von allen Seiten gerathen, ihn bei meiner Erhebung in den Adelsstand abzulegen. Ich nannte mich also Hopfenberg und erkaufte diesen Namen auch meinem Gute, das vormals Eselsbrücke hieß.“

„Mit Geld läßt sich doch alles Krümme gerade machen!“ sprach der Schweinhändler. „Doch muß ich gestehen, es waren geschickte Leute, die Ihnen den Rath gaben; denn Herr von Stroh auf Eselsbrücke hätte nicht fein geklungen und mancherlei Gedanken erweckt.“

„Laßt das!“ fiel ihm der Junker ins Wort. „Ich kann Euer Fuhrwerk nicht genug ansehen. Wie seydt Ihr auf den schnurrigen Einsfall gekommen?“

„Eine lustige Schnurre soll's gar nicht seyn,“ erwiderte Jener. „Die ernsthaft schlechte Zeit brachte mich auf diese Erfindung, die mir bei meinen Reisen ein Paar Pferde erspart.“

„Aber lassen sich denn auch diese Wildfänge leiten und lenken?“ fragte Hopfenberg.

„Schauen Sie!“ rief der Dicke, und setzte seinen Postzug mit Zunge und Peitsche in Bewegung. Er fuhr links und rechts, und machte so geschickte Wendungen, wie sie kaum mit kunstmäßig eingefahrenen Pferden gelungen wären. Dabei trugen sich die Thierchen so zierlich, daß sie mit gleichem Beifall, wie bisher Pferde und Hunde, auf den vorzüglichsten deutschen Bühnen hätten auftreten können.

Tobias klatschte schon vorläufig in die Hände. Der Wagenlenker bot ihm seinen Sitz an, um selbst eine Probe zu machen, und sie ging trefflich von Statten. Da schoß ihm plötzlich der Gedanke durch den Kopf, das Biergespann zu kaufen und damit bei dem Fräulein vorzufahren, weil er durch die Neuheit dieses Aufzuges unfehlbar ihr Herz zu erfreuen und zu gewinnen hoffte.

Martin Schlau faßte sogleich, als ihm der Junker den Kauf antrug, den christlichen Vorsatz, Ihro Gnaden weidlich zu prellen. Er stellte sich Anfangs, als könnte er seine Zugthiere durchaus nicht entbehren, und schlug den Handel rund ab. Endlich gab er zwar dem dringenden Verlangen nach, forderte jedoch einen unmäßigen Preis. „Topp! es gilt!“ rief Tobias hitzig, und zahlte stehendes Fußes die beträchtliche Summe, die er in Gold bei sich hatte. Kaum war das geschehen, so fuhr Martin, wie jene Teufel in die Säue der Gergesener, unter seine Heerde, holte vier tüchtige, zum Ziehen ebenfalls schon abgerichtete Schecken heraus, spannte sie vor das Wäglein und rollte, ins Häufchen lachend, davon.

„Verdammtter Kerl!“ brummte Tobias. „Du durstest dir nur, wenn ich dich vor Zeiten bespritzte, deinen groben Kittel abwischen, so warst du trocken: mir aber hast du die Augen jetzt ausgewischt, daß sie naß werden möchten. — Fahr' zum Teufel mit deinen vier Schecken!“

So schalt er dem Schweinhändler, der noch in der Ferne lustig den Hut schwang, zwischen den Zähnen nach, beruhigte sich aber bald, trieb hochselbst die theuer gekauften Rappen in sein Schloß, übergab sie einem Knechte und

befahl ihm, sie ganz wie Pferde zu bedienen. Dann ließ er zierliche Kummte, mit Gold belegt, und seidene Stränge verfertigen, spannte die so glänzend angeschirrten Eber vor seinen Whisky, und machte, zum Erstaunen seines ganzen Hofstaates, ums Schloß herum eine Probefahrt, die sich prächtig ausnahm und ohne Anstoß gelang.

Indessen war auch das Papageiengewand angekommen. Er konnte nun die Brautfahrt beginnen. Doch im Hause des Obersten noch fremd, fand er für gut, seinen Leibjäger zuvor nach Rothstein abzuschicken und sich auf den folgenden Tag zum Besuch anmelden zu lassen.

Herr von Minden freute sich eben nicht, mit dem neubackenen Edelmann, dessen Albernheit ihm kein Geheimniß war, in nähere Bekanntschaft zu gerathen. Da er jedoch den Tag darauf ohnedieß Gäste hatte, und es wahrscheinlich war, daß sich die Gesellschaft auf Kosten des Einfaltspinzels belustigen würde, so ließ er ihn zur Tafel einladen.

Tobias sah diese unerwartete Höflichkeit als eine gute Vorbedeutung an und schmückte sich freudig zum Gastmahl. Als der Papagei fertig war und sich noch nicht bunt genug dünkte, ließ er eine reichliche Blumenlese aus seinem Garten in einen ungeheuern Strauß binden, und befestigte sich ihn, wie ein ländlicher Bräutigam, vor der Brust. Den großen platten Federhut, den der neue Edelmann durchaus nicht entbehren konnte, nahm er unter den Arm, bestieg seinen Triumphwagen, und steif, wie ein Pfahl, auf dem Mittelpunkte des hohen Sitzes thronend, ergriff er die Lenkseile der grunzenden Kappen. Den vier-schrötigen, jetzt als Jockei gekleideten Wärter derselben, ließ er hinter dem Wagen reiten, und den Jäger voran.

Männiglich erstaunte über diesen glänzenden Aufzug,

der das Dorf Hopfenberg vom Anfang bis zum Ende durchprangte. Nur die Bauerhunde mußten das Vergnügen dieses Schauspiels entbehren, weil der gestrenge Junker ein Gebot ausgehen ließ, die Krakeeler sammt und sonders einzusperrn, damit sie nicht mit seinen Schwarzen, die zu einer Balgerei mit ihnen keine Zeit hatten, unfertige Händel anfangen möchten.

Aber die schwarzen Brüder waren oft unter sich selbst uneins, zanken und bissen sich, oder wollten von ihrem Berufswege abweichen und sich in Gräben und Sümpfen göttlich thun; doch allen diesen Unarten steuerte die Geißel des aufmerksamen Gebieters, und er kam ohne den geringsten Unfall zum Schlosse Rothstein, dessen Pforte den geladenen Gästen angelweit offen stand.

Rechts und links vor derselben saßen, wie Thorwärter oder Güterbeschauer, zwei große Hunde, die jedoch gar nicht darauf erpicht schienen, ihr Amt mit Strenge zu verwalten. Sie blickten den voraus sprengenden Jäger ruhig an, und ließen ihn, weil er wie ein rechtlicher Mann ausah, ungehindert einreiten. Aber mit gelassen warnender Stimme erhoben sie sich bei der Ankunft des Wagens. Die Schwarzen merkten, daß ihnen der Einlaß streitig gemacht werden würde und wollten umkehren; doch die mächtige Peitsche trieb sie vorwärts. Sie wehrten sich, als sie von den beiden Thürhütern heftig angefahren wurden, mit ihren großen Haujähnen, und schlugen sich glücklich durch's Thor. Jene heßten aber hinterdrein und fielen ihnen grimmig in die Flanken. Die fliehenden Eber bemerkten einen hohen Düngerberg im Hintergrunde des Hofes, und in der Meynung, daß man sie dort, in ihrem Elemente, unangefochten lassen würde, rannten sie drauf zu. Ihr jagender Beherrscher, den die Furcht, seinen hoch-

werthen, im linken Arme ruhenden Federhut zu beschädigen oder zu verlieren, bedeutend hinderte, die Zügel der Regierung mit gehöriger Kraft zu handhaben, konnte die Ausreißer nicht halten. Sie stürzten den weichen Berg seitwärts hinauf, der Wagen schlug um, und der unglückliche rosenfarbene Prinz fiel mit aller seiner Pracht und Herrlichkeit in einen schwarzen See, der den Fuß des Berges umgab.

„Sackerlot! das ist eine saubere Geschichte!“ rief der Oberste, der mit starken Schritten herbei kam, indem der vom Pferde gesprungene Jäger seinen ganz durchnästen Junker wieder auf die Füße stellte.

„Seyn Sie froh, Herr Nachbar, daß der Burzelbaum noch so glücklich ablief!“ sagte der Oberste. „Sie wollten wohl mitten im Sommer einen Fastnachtsspaß machen? Oder scheint ihnen vielleicht dieser Postzug standesmäßig, weil die Sau in der Jägersprache das ritterliche Thier heißt?“ —

„Davon weiß ich nichts,“ versetzte Tobias etwas mürrisch. „Ich weiß nur so viel, daß ich mein Leben lang mit den Bestien nicht wieder fahre.“

Triefend und schlotternd stand er da, von allerhand Zuschauern umringt. „Treten Sie ins Haus!“ sprach der Oberste. „Wir wollen Anstalt machen, Sie wieder in ehrbaren Stand zu setzen.“

Er begleitete ihn, als er die neugierige Versammlung durch einen Wink zerstreut hatte, in ein Zimmer, ließ nur den zur Säuberung nöthigen Jäger mit hinein, und fragte drin den nassen Gast vertraulich: was ihn denn eigentlich

bewogen habe, sich eines so possierlichen Fuhrwerks zu bedienen.

„Daran ist niemand Schuld, als ein in Reimen geschriebenes Buch,“ antwortete Tobias. „Da steht drin, daß den Damen das Neue gefalle, und so verblendete mich der Teufel, den Eulenspiegelstreich zu machen, weil ich mich einem gewissen verehrten Gegenstande durch etwas Neues empfehlen wollte.“

„Geben Sie diese schöne Hoffnung nicht auf!“ sagte der scherzhafte Oberste. „Ich will Ihnen selbst mit Rath und That an die Hand gehen. Doch weiß ich freilich nicht, ob sich die Dame, auf die Sie es gemünzt haben, unter denen befindet, die Sie heute in meinem Hause antreffen werden.“

„O, gewiß und wahrhaftig!“ erwiederte schmunzelnd Tobias.

„Nun gut!“ fuhr der Oberste fort. „So wollen wir bei Ihrer nöthig gewordenen Umkleidung den Zweck der Neuheit und Sonderbarkeit zu erreichen suchen. Ich besitze noch das prächtige und wohlerhaltene Bräutigamskleid meines Großvaters. Ziehen Sie das an! Ich leihe Ihnen dazu ein Paar Kourierstiefeln, und in dieser Figur werden Sie alle Damen bezaubern.“

„Herr von Hopsenberg ließ sich den wunderlichen Vorschlag gefallen. Der Oberste sandte ihm ein breites ausgesteiftes Kleid von schwarzem Sammt, mit großen, schon am Ellbogen anfangenden Aufschlägen von Goldstoff, die, an der Seite aufgeschlitzt, bei jeder Bewegung wie Fahnen wehten. Der Tropf legte dieß Alterthum an und versenkte sich in die starren, mit ungeheuern Spornen versehenen Stiefeln, deren Stulpen so hoch über's Knie ragten, daß sie die zum Bräutigamsrocke gehörige Weste von

geblünten Brocat berührten, und sich mit ihr in einem beständigen Gränzstreite befanden.

„D, da kommt die gute alte Zeit wieder!“ rief eine Dame, als der seltsame Gast in den Speisesaal trat und sich rechts und links mit ungeschickten Krachfüßen verbeugte. Er ging dann mit Donnerschritten — denn er konnte sich in seine zarte Rolle noch nicht finden — auf die Tochter vom Hause zu und küßte ihr die Hand. „Willkommen, Herr von Hopfenberg!“ sagte Rosalie. „Sie machen uns das Alte völlig neu, und trügen Sie noch des Großpapa's Allongenperücke, so wäre nichts zu wünschen übrig.“

Man sieht, daß Rosaliens Vater das erhaltene Geständniß ausgeplaudert hatte.

Tobias stiefelte jetzt zu ihm hin und bat dringend um die noch vermiste Perücke. Der Oberste gewährte; das unmäßige Lockengebäude ward gebracht, und dem Gimpel unter dem Händeklatschen aller Anwesenden aufgesetzt.

So saß er bei der Tafel wie ein Faschingsnarr dem Fräulein von Minden gegenüber, und zwang seiner rohen Natur die möglichste Zierlichkeit und Zartheit auf. Er aß nur wie ein Vögelschen, lächelte Rosalien immerfort an und nickte, wenn sie sprach, wie die kleinen Jaherren von Gyps, die man sonst häufig auf den Simsien der Schränke fand. Er war äußerst mit sich zufrieden. „Ich zeige mich zart, ich zeige mich neu: was will man mehr?“ sprach er in Gedanken, und es ahnte ihm nicht, daß ihm in der gegenwärtigen Gesellschaft gerade die vollständigste Neuheit, die ihm unbestritten eigen war, die Neuheit seines Adels, in den unbehaglichen Zustand der Eule unter den Krähen versetzte. Ein Paar altadliche Krähen männlichen Geschlechts hatten auch frech und immer fre-

her auf den dickköpfigen Uhu los, da er sich aller Gegenwehr enthielt, um nicht unziert zu erscheinen.

Er gewann aber mit seiner zuckersüßen Artigkeit und Demuth keinen aufrichtig holden Blick von Rosalien. Sie schien sogar blind und taub, als er sich, mit dem Glase in der Hand, feierlich vom Stuhl erhob und ihr mit süßlich quäkender Stimme den Trinkspruch: „Was wir lieben!“ zubrachte. Er mußte sich unverrichteter Sache wieder setzen und ein Kundgelächter schweigend erdulden. Dennoch verließ ihn nicht der tröstliche Wahn, daß nur die aufdauernde Gesellschaft sie abschrecke, ihm entscheidende Zeichen ihrer Zuneigung zu geben.

Darum schlich er ihr getrost nach, als sie nach der Tafel mit einer Freundin in den Garten ging. Er hielt es für gewiß, daß von ihm und seiner liebenswürdigen Zartheit die Rede seyn werde. Die beiden Fräulein bemerkten ihn Anfangs nicht. Er trat hinter einen Baum und winkte Rosalien schalkhaft mit dem Zeigefinger, als sie von ungefähr die Augen dahin wandte. Sie stellte sich bei dieser unbefugten Vertraulichkeit wiederum blind, sprach aber nach einiger Entfernung mit ihrer Freundin darüber. Diese rieth, den einfältigen Zierbengel gebührend anlaufen zu lassen. Das ward beschlossen; die Mädchen trennten sich, und Rosalie kam allein in die Gegend zurück, wo der Perückenstock auf der Lauer stand. Plötzlich brach er hinter dem Baume hervor, warf sich vor ihr auf die Knie und stöhnte folgende, aus dem Munde eines wandernden Harfenspielers aufgeschnappte Worte:

„O Fräulein süß, o Fräulein mild,
Du allertliebstes Wunderbild!“

Rosalie mußte lachen; doch sogleich ward sie wieder ernsthaft und sagte: „Herr von Hopfenberg, Sie haben heute einen schlimmen Fall gethan; es scheint dadurch einige Unordnung in Ihrer Hirnkammer entstanden zu seyn. Begeben Sie sich nach Hause und sorgen Sie für Ihre Gesundheit!“ — Damit eilte sie fort.

Erschrocken, erstarrt, und mit erhobenen Händen, wie er sie zu ihr emporgestreckt hatte, blieb er auf den Knien liegen und sah ihr eine Weile ohne Bewegung nach. Endlich stand er auf, schüttelte verdrießlich die Perücke und machte sich mit Scham und Widerwillen auf den Rückweg nach dem Schlosse.

An der Gartenthüre begegnete ihm sein Jäger, der Kleider und Pferde aus Hopfenberg geholt hatte. „Wir wollen auf der Stelle fort,“ sagte Tobias, und ging wieder in den Garten, um sich dort umzukleiden. Das that er in der nächsten Laube, schickte die erborgten Hüllen ins Schloß, ließ seinen Wagen an der Hinterpforte des Gartens vorfahren, und kehrte, ohne von Jemand Abschied zu nehmen, in sein Reich zurück.

Höchst unzufrieden war er mit dem Dichter, der öffentlich sein Wort gegeben hatte, daß man weibliche Herzen durch Zartheit gewinne. Dennoch entschloß er sich, den Worten des Lehrers noch einmal zu trauen, und es nun auch mit der empfohlenen Raschheit und Berwegenheit zu wagen. Da sich aber bisweilen der vernünftige Gedanke bei ihm regte, daß seine verunglückte Zartheit vielleicht nicht vom rechten Schrot und Korn gewesen sey, so ward ihm bange, den zweiten Versuch ebenfalls durch eine falsche

Sorte von Berwegenheit zu verpfuschen. Darum schien es ihm rathsam, die wahre, liebenswürdige Frechheit, die dem Bernehmen nach in der Hauptstadt zu Hause seyn sollte, aus der ächten Quelle zu schöpfen und sich deßhalb einen Weg von zwanzig Meilen nicht verdrießen zu lassen.

Er kam in der Hauptstadt an, stieg in einem der vornehmsten Gasthäuser ab und trat vor allen Dingen an's Fenster, um die Musterbilder, die er studiren wollte, auf der lebhaften Straße zu beobachten. Da sah er denn bald verschiedene junge Männer seines Alters, die mit sichtlichcr Selbstzufriedenheit die Nase hoch aufwarfen und den Stempel der Berwegenheit an der Stirn trugen. Einige schossen vorbei, als hätten sie die dringendsten Geschäfte, stießen Jedermann, der ihnen nicht schnell genug auswich, auf die Seite, und fuhren am Ende in den Laden eines Zuckerbäckers, der das Ziel ihrer Eilfertigkeit war. Andere pffifen und sangen laut, hieben mit ihren Stöcken oder Reitpeitschen in den Wind, und lachten mit vollkommenster Gemüthsruhe, wenn Jemand bei ihrem Luftgesechte einen Schlag an den Kopf bekam und sich darüber beklagte. — Der lehrbegierige Schüler säumte nicht, diese Artigkeiten auf der Stelle nachzuahmen. Er übte sich zuvörderst vor dem Spiegel, die Nase hoch zu tragen und verwegene Gesichter zu schneiden; dann lief er, mit dem Stocke fechtend, in der Stube auf und nieder, um den raschen, hüpfenden Gang seiner Meister zu lernen.

Die letztere Übung machte wegen seiner mit Nägeln und Hufeisen beschlagenen Stiefeln einen heillosen Lärm, und es währte nicht lange, so erschien ein Aufwärter, der ihn ersuchte, etwas sanfter aufzutreten, indem eine unter ihm wohnende gräßliche Herrschaft gefragt habe, ob über ihr ein Pferdestall oder eine Reitbahn sey, und um gefäl-

lige Abstellung des unleidlichen Getrampels höflichst bitten lasse.

„Zum Guckguck! ich bezahle meine Stube und tobe darin nach Belieben!“ sagte Tobias, und trieb den gräßlichen Gesandten, der gegen die behauptete Befugniß etwas einwenden wollte, mit Aufhebung des Stocks in die Flucht.

Sehr vergnügt, daß er eine so gute Anlage zur Verwegenheit bei sich wahrnahm, ging er aus, um sich in dieser trefflichen Tugend noch fester zu setzen. Es begegneten ihm viel junge Leute, die mit vorgerecktem Kopfe und funkelnden Gläsern vor den Augen jedermann, besonders junge Frauenzimmer, starr anglopten. Das schien ihm recht hübsch frech, und er kaufte sogleich eine Brille. Da er aber, ohne Wahl nach Beschaffenheit seiner Augen, die erste die beste nahm, so sah er weniger als zuvor, und rannte, wie blinde Kuh spielend, gegen männiglich an. Unter andern stieß er auf eine Kette von Studenten. Er wollte durchbrechen; aber die Musensöhne warfen ihn so derb zurück, daß er ins Taumeln kam, sich unsanft auf's Pflaster setzte und in den ersten Augenblicken das Aufstehen vergaß. „Wer mag der Stockfisch seyn?“ fragte einer der lachenden Gesellen. „Vermuthlich der Kaliban aus Shakespear's Sturm;“ sprach ein Anderer, und das Gelächter griff noch weiter um sich.

Herr von Hopfenberg nahm die sonderbare Art, wie man ihn auf öffentlicher Straße zum Sitzen genöthiget hatte, keinesweges übel; er sah sie vielmehr als eine werthtätige Unterweisung in der Verwegenheit an; und da die jungen Meister, deren Stand er nicht kannte, zum Theil Bücher unter dem Arme trugen, so glaubte er, sie lernten die freie Kunst der Verwegenheit daraus, und es entstand bei ihm der Wunsch, ein so nützliches Buch zu besitzen.

In der Nähe war ein Buchladen, an dessen Thür ein bejahrter Mann stand, der sich nach Käufern umzusehen schien. Tobias ging zu ihm und fragte: „Verkaufen Sie Bücher?“

„O ja, mit Vergnügen,“ antwortete der Eigenthümer vieler vergessenen und bestäubten Ladenhüter.

„Nun, so geben Sie mir ein gutes Lehrbuch der Berwegenheit!“ sagte Tobias.

„Hör' ich recht?“ sprach der Alte: „Ein Lehrbuch der Berwegenheit? — Das hat man nicht; und wozu wär' es auch nöthig? Unser hochgeehrtester Zeitgeist lehrt sie uns durch lebendiges Beispiel. — Berwegene Schriften gibt es übrigens genug. Ich verstehe darunter nicht bloß offenbar freche Lügen- und Lästerschriften, wie sie jetzt gäng und gebe sind, sondern auch gutherzige Romane und Gedichte von Leuten, die kein Talent dazu haben — ferner kunstrichterliche Urtheile der Einfalt oder unverschämten Parteilichkeit — überhaupt alles, was wider Minerva's Willen und gegen die Wahrheit geschrieben wird. — Ich glaube, Sie werden mir beistimmen, mein Bester!“

„Von ganzem Herzen, mein Theuerster!“ antwortete Tobias, und verließ eilig den Buchhändler, dessen Reden ihm böhmische Dörfer waren.

Er begab sich hierauf in eine Schaubude, wo ein Elefant gezeigt ward, und stellte sich, um das Licht seiner Berwegenheit vor den übrigen Zuschauern leuchten zu lassen, sehr nahe vor den lebendigen Berg hin. Die dicken, ungeschickten Beine fesselte seine Augen zuerst; aber der Rüssel, der den Mangel der ihm vorzüglich gebührenden Aufmerksamkeit übel zu nehmen schien, zog ihm, indem er jene betrachtete, den Hut vom Kopfe, und warf ihn rückwärts in den Hintergrund der Bühne, wo er unglücklicher

Weise in einen Eimer voll Wasser fiel. Ein schadenfrohes Gelächter brach aus. „Ei verflucht!“ knurrte Tobias halblaut: „Hier in der Stadt ist doch alles verwegen! Menschen und Vieh um die Wette!“ —

In der Folge besuchte er Schauspiele, Kaffeehäuser und andere öffentliche Belustigungsörter, sah und hörte überall Frechheiten in Menge, und machte dadurch in seinem Fache so gute Fortschritte, daß er die hohe Schule, wo mancher lustige Bursch in drei Jahren nichts lernt, schon nach drei Tagen hochgelehrt wieder verlassen konnte.

Raum in seiner Heimath angekommen, ward er in das Haus eingeladen, wo er die erworbene Gelehrsamkeit anwenden wollte. Der Oberste hatte die harte Antwort, die seine Tochter dem zärtlichen Großpapa im Garten gab, nicht gebilliget, weil er der Meinung war, daß man es mit dem unschicklichen Betragen eines arglosen Dummhings nicht so genau nehmen müsse: er eilte daher, die Sache durch Einladung zur Feier seines Geburtstages wieder gut zu machen.

Der verwegene Gast hielt diesmal seinen Einzug zu Pferde. Heranbrausend, wie ein Sturmwind, fand er die beiden Thürhüter, die vierzehn Tage zuvor sein Gespann scheu gemacht hatten, wieder auf ihrem Posten, straste sie rechts und links mit der Hekspeitsche, und sprengte knallend wie ein Postillion, der eine Siegesnachricht bringt, in den Hof. Man kannte ihn kaum, als er ins Gesellschaftszimmer trat: denn verliebt in die schönen großen Backenbärte, die er in der Hauptstadt sah, und als ein herrliches Aushängeschild der Verwegenheit anerkannte, hatte er sich dort

einen Kunstbart der ersten Größe, der ihm das Ansehen eines Drang-Dutangs gab, anleimen lassen.

Er rannte auf Rosalien zu, riß ihre Hand zum Munde und sagte: „Na, schönes Fräulein, da bin ich wieder frisch und gesund! Ich habe mein Hirnkammerlein in Ordnung gebracht; es steht alles wieder auf dem rechten Flecke, und ich betrage mich gewiß und wahrhaftig als ein recht vernünftiger Mensch, indem ich Sie unterthänigst verehere.“ — Dabei stieß er immer Sporn an Sporn, daß sie fein klirrten, und wühlte zugleich mit der Hand in den Scheitelhaaren, wie er von den Zierbengeln der Hauptstadt gelernt hatte.

Bei Tische nahm er mit mächtiger Stimme das große Wort. Er hatte an seiner Wirthstafel in der Residenz beobachtet, daß einige junge Helden, die den Feldzug nach Frankreich mitgemacht und sich einige Stunden in Paris aufgehalten hatten, Paris und immer Paris im Munde führten: das that er ihnen treulich nach, und nannte einmal über das andere den Namen der Hauptstadt, wo er gewesen war. Darin aber that er es Jenen zuvor, daß er, um die Gesellschaft zu belustigen, die kreischenden Töne der alten Weiber, die er dort Fische, Rettige, Besen und andere bedeutende Waaren ausrufen hörte, überlaut nachschrie.

Rosalie hielt sich die Ohren zu und sagte: „Erzählen Sie uns doch was Besseres. Haben Sie nicht Künstler und Gelehrte gesprochen und Kunstwerke gesehen?“

„Das versteht sich!“ sprach er. „Die Gelehrten kamen zu mir auf die Stube; doch — daß ich nicht lüge — es war nur Einer. Wer sind Sie? fragte ich die dürre, schmutzige Figur. Ich bin, sagte sie, der wohlbekannte Doctor Prellö, dessen zahlreiche Schriften in den Händen

aller Welt sind. Man läßt mir keine Ruhe, ich muß immer mehr schreiben, und ich habe daher jetzt wieder ein höchst wichtiges Werk unter der Feder, das ich auf Vorausbezahlung herausgebe. Er nannte mir nun einen kauderwälschen Titel und überreichte mir ein dickes Namenbuch, mit gehorsamstem Ersuchen, mich einzuschreiben und zwei Reichsthaler für ein Exemplar zu erlegen. — Ich brauche keine Bücher, sagt' ich; er ließ aber nicht nach, bis ich mich entschloß, ein halbes Exemplar zu nehmen und ihm einen Thaler hinwarf — —“

Ein unbändiges Gelächter erhob sich. Tobias fragte, worüber man lache. „Ueber Ihr halbes Exemplar;“ sagte der Oberste. „Das kommt mir gerade so vor, als ob Sie sich bei dem Schneider einen halben Rock mit Einem Ärmel bestellten.“

„Sie machten einen köstlichen Bull, der den besten irischen an die Seite zu setzen ist;“ fiel Rosalie ein. „Doch weiter in dem Text! Was sahn Sie von Kunstwerken?“

„Eins der merkwürdigsten,“ antwortete Tobias: „einen hölzernen Mann, der sprechen und prophezeihen konnte. — Bliß! was waren da für honnete Leute, die sich heimlich von ihm wahrsagen ließen!“

„Und Sie doch wohl auch?“ fragte ein Mitgast.

„Gehorsamer Diener, das that ich nicht;“ versetzte Tobias. „Denn hätt' er mir ein gewisses Glück — er sah dabei Rosalien scharf an — „abgesprochen, so wär' ich entweder ohnmächtig geworden, oder hätt' ihm eine Ohrfeige gegeben, daß er in tausend Stücke zerfallen wäre.“

„Aber ich bitte Sie,“ sagte Rosalie, „von solchen Gaukelpossen ist doch gar nicht die Rede. Ich fragte nach Kunstwerken. Sahen Sie nicht zum Beispiel die Bildergallerie?“

„D, mehr als Eine!“ rief er triumphirend. „Ich sah wohl zwanzig Ausstellungen in verschiedenen Gegenden der Stadt. Herrliche Bilder und zu recht billigen Preisen! Ich kaufte für einen Gulden ein ganzes Duzend berühmte Feldherren zu Pferde.“ —

Es versteht sich von selbst, daß er wieder ausgelacht wurde; das hielt ihn aber nicht ab, sich mit Tischeden von gleichem Schlage weiter vernehmen zu lassen. Dabei trank er tüchtig, und steigerte dadurch seine Berwegenheit zu einem solchen Grade, daß er bei Aufhebung der Tafel den Damen rund herum die Mahlzeit mit Küffen segnen wollte. Sie flohen in ein Nebenzimmer und verschlossen es hinter sich. Er drohte, Sturm gegen die Thür zu laufen: doch der Oberste kam den Belagerten zu Hülfe und entfeste die Festung.

Abends ward getanzt. Der ungelente Brauerssohn verstand noch weniger davon, als ein Tanzbär, wollte dennoch eine Hauptrolle dabei spielen, und machte den tollsten Wirrwarr. Beim Walzen stieß er dem Fasse den Boden aus. Er hatte sich Rosalien aufgedrungen, flog wie ein Wirbelwind mit ihr herum, stürmte in die vordern Paare hinein, prellte sie aus dem Kreise und fiel am Ende selbst mit seiner Tänzerin zu Boden.

Zürnend verließ sie den Saal. Auch die übrigen Damen tanzten nicht mehr, weil ihnen der ungehobelte Cavalier alle Freude verdarb. Als man seine Aufforderungen überall zurückwies, zog er die Flasche zum Tanz auf, vollendete seinen Rausch, taumelte zu einem Sopha und schlief ein.

Die Gesellschaft brach auf; das Geräusch erweckte ihn nicht. Der Oberste, dem bei der Ankunft des feinen Gastes aufgefallen war, daß er ein junges, rohes Pferd sehr ungeschickt ritt, machte sich ein Gewissen, ihn mit dem

Haarbeutel, den er sich getrunken hatte, wieder aufsitzen zu lassen, weil er auf dem finstern Heimwege leicht den Hals brechen konnte. Er entschloß sich daher, ihm ein Nachtlager zu geben, und der aufgerüttelte Schläfer nahm mit lallender Zunge dieses Erbieten an.

Er ward mit einem andern Gaste, der auch über Nacht im Hause des Obersten blieb, zusammengebettet. Es war Herr von Schnabler, ein armer Teufel, der Jahr aus Jahr ein von einem Ritterfize zum andern zog und sich die nöthige Leibesnahrung durch Schmarozen verschaffte. Auch das Gut Hopfenberg gehörte seit einiger Zeit zu seinem Sprengel, und er trank gleich bei der ersten Abfütterung dem Burgherrn Brüderchaft zu, um sich für immer am Tische desselben Siz und Stimme zu sichern.

Junker Tobias, den das Schläschen auf dem Sopha schon halb und halb ernüchtert hatte, ward jetzt durch einen kräftigen Thee, den ihm Rosaliens unverdiente Milde bereiten ließ, vollends in den Stand gesetzt, mit seinem Duzbruder und Stubengesellen ein vernünftiges Wort unter vier Augen zu sprechen. Er gestand seine Absichten auf Rosalien; er entdeckte die poetische Quelle seiner Verfahrungsart; er offenbarte seinen Vorsatz, daß er nun, nachdem er mit Zartheit und Berwegenheit nichts ausgerichtet habe, mit eiskalter Gleichgültigkeit zu Werke gehen und dann allenfalls die Reihe dieser Versuche wieder von vorn anfangen wolle. „Aber nun horch auf, Brüderchen!“ fuhr er fort. „Ich gestehe Dir im Vertrauen, daß ich in die Prinzessin, um die ich mir so viel Mühe gebe, nicht ein Bischen verliebt bin. Ich will mich blos der Ehre

wegen in ein altadeliches Geschlecht einheirathen; denn Hebebaum, mein Gerichtshalter, besteht darauf, daß ich mich standesmäßig vermählen soll. Was fragt' ich sonst nach der hageren, bleichen, immer spöttelnden, immer stichelnden Rosalie? — Ich wüßte wohl ein anderes hübsches Mädchen, das ich für's Leben gern zur Frau nähme, wenn's der Gerichtshalter zuließe.“

„Kenn' ich dieses Mädchen vielleicht?“ fragte Schnabler. Offenherzig nannte Tobias sein Liebchen.

„Alle Wetter!“ rief Jener, der Hannchen einige Tage zuvor in Bienenfeld gesehen hatte: „das ist ein herrliches Mädchen; das wär' einer Thorheit werth!“

„Gewiß und wahrhaftig!“ seufzte Tobias. „Aber was hilft's? Ich muß dem Gerichtshalter folgen; denn ich erhielt nur noch gestern von ihm einen Ermahnungsbrief, der wie mit einem Zaunpfahle geschrieben und mit so viel grobem Sande bestreut war, daß ich für diese Last doppeltes Postgeld bezahlen mußte. Ich sah hieraus den hastigen Eifer, womit er geschmiert hatte; daher muß ich zum Kreuze kriechen. Doch geb' ich Hannchen deswegen nicht auf. Ich werde Rosalien, als gnädige Frau vom Hause, verehren und Hannchen lieben. Das gehe recht gut, sagte der schlaue, mit allen Hunden gehezte Fuchs, der Gerichtshalter. Ich könne, meint' er, das Mädchen in aller Stille ausstatten, und meinem alten, eisgrauen Verwalter antrauen lassen: so hätt' ich das junge Weibchen immer in der Nähe, und das Uebrige würde sich finden.“

„Das ist ein Vorschlag zur Güte;“ sagte Schnabler. „Zwei halbe Ehen machen eine ganze, und Du hast dabei den Nebenvortheil, daß Du Dich als ein wahrer Weltmann zeigst.“ —

Die Herren Brüder legten sich hierauf zu Bett und verschliefen den Rest der Nacht.

Am Morgen nahm sich Tobias vor, noch einen recht verwegenen Streich auszuführen und Rosalien beim Abschiede unversehens zu küssen; aber sie kam nicht zum Vorschein, und der Vater entließ ihn mit ziemlich kalten Worten. Mißlaunig zog er ab, bestieg seinen Gaul, und sündigte dabei so sehr gegen die Regeln der Reitkunst, daß er das Pferd durch einen plumpen Ruck mit dem Zügel zum Aufbäumen reizte und rücklings herab einem Stallknechte des Obersten in die Arme fiel. Das war dem schulgerechten Reiter, der aus dem Fenster sah, ein solches Aergerniß, daß er dem Stümper ohne Umstände zurief: „Herr von Hopfenberg, wenn Sie zum Ritterstande gehören wollen, so lernen Sie reiten!“

Bei diesem ungeneigten Betragen ließ sich kaum eine neue Einladung nach Rothstein wieder erwarten, und ungerufen konnte Herr Tobias nicht einsprechen, weil er dadurch die Larve der Gleichgültigkeit, womit er Rosalien unter die Augen treten wollte, durchlöchert hätte. Wo sollte nun die Gelegenheit herkommen, den letzten Versuch anzustellen?

Aber schon nach drei oder vier Tagen ward diese Sorge gehoben. Ein Diener des Obersten brachte eine Karte des Inhalts: „Herr von Hopfenberg habe die Güte, morgen Mittags bei mir zu speisen. Mein Sohn, der Dragoneroffizier, ist auf Urlaub gekommen und wünscht unsers neuen Hausfreundes Bekanntschaft zu machen.“

Sogleich setzte sich Tobias auf's hohe Pferd und sagte

kalt und mürrisch zum Diener: „Ich muß danken; doch — ich will mich besinnen. Indessen meinen Empfehl!“

Er stellte sich ein, und zwar zu Wagen, um sich nicht wegen seiner elenden Reiterei wieder ausschelten zu lassen. Die ganze Familie empfing ihn freundlich; er aber befließ sich einer ernsthaften, steifen, vornehm thuenden Höflichkeit, war besonders gegen Rosalien äußerst wortfarg, und aß bei Tische sein Brod mit Sünden, weil er wie ein Delgöze da saß und nichts zur Unterhaltung beitrug, als höchstens ein Ja oder Nein. Gefragt, was ihm fehle, schüzte er Kopfschmerzen vor; doch Trank und Speise schmeckten dem Kranken.

Nach Tische nahm er seinen Hut. „Wohin wollen Sie?“ fragte der Oberste. „In den Garten, um frische Luft zu schöpfen;“ gab er zur Antwort. Allein er wollte durch seine Absonderung von der Gesellschaft bloß Kaltsinn gegen Rosalien zeigen. Man ließ ihn gehen. Er wandelte in den Schattengängen auf und ab, und sagte sich Schmeicheleien, daß er heute seine Sachen vortrefflich mache.

Bald darauf erschien Rosalie im Garten, ging mit gesenkten Augen vor sich hin, und schlug einen Weg ein, der sie ihm entgegenführte. „Ha, es wirkt!“ sprach er freudig in seinem Herzen und pffif ein Liedchen, indem er ihr auswich. Sie seufzte tief.

Beide setzten ihren Spaziergang fort. Rosalie bemühte sich auf eine anständige Weise, ihm zu begegnen; er hingegen strebte ganz unverholen, sie zu vermeiden. Endlich trieb sie, mit den Bindungen des Gartens bekannt, den spröden Flüchtling in eine Art von Sack, wo er nicht heraus konnte, wenn er nicht wie ein Eichhorn die französischen Heckenwände hinanlaufen wollte. Er maß wirklich auch schon die Höhe mit den Augen und machte mit Hand

und Fuß Anstatt zum Klettern. „Seyn Sie kein Kind!“ sagte sie lachend. „Stehen Sie mir Rede wie ein gesetzter Mann, und erklären Sie mir das Aprilwetter Ihres Betragens. Ich sehe Sie heute bei uns zum dritten Mal, und immer waren Sie anders. Erst süß und zart, wie ein arkadischer Schäfer, dann rauh und stürmisch, wie ein Wildfang, und nun steif und frostig, wie ein schmollender Pedant. — Was soll das heißen?“

„Ja, so geht's!“ sprach er, und zuckte die Achseln. „Wie man in's Holz schreit, so schallt es wieder heraus.“

„Mit diesem Gemeinspruche, der hier gar nicht paßt, wollen Sie nur Ihre Unart bemänteln;“ versetzte das Fräulein. „Sie sind ein wetterwendischer Geist und werden einst ein wunderlicher Ehemann werden.“

„Es kommt darauf an!“ sprach er mit schönem Lächeln. „Machen Sie den Versuch!“

„Nun wahrlich! dieser spitzige Ton wäre sehr einladend dazu,“ sagte sie, und wandte sich, als wollte sie gehen.

Er merkte, daß er die Saiten nicht höher spannen durfte, und begann artiger: „Bleiben Sie, Fräulein, und lassen Sie mich ein aufrichtiges Wort sprechen. Ich unterstand mich, Sie zu verehren und ernsthafte Absichten auf Ihre werthe Person blicken zu lassen; aber Sie schreckten mich durch unfreundliche Begegnung zurück.“

„Seltsamer Mann!“ rief Rosalie. „Es kann wohl nur Jemand, der den Weltlauf nicht kennt, von einem gebildeten Frauenzimmer verlangen und erwarten, daß es gleich auf den ersten Wink in dergleichen Absichten eingehen soll. Besonders, wenn dieses Frauenzimmer etwa von einem Vater abhängt, der höher hinaus will.“

„Was das betrifft, das hätte nichts zu bedeuten;“ ent-

gegnete Tobias. „Eigensinnige Väter können zur Einwilligung gezwungen werden, sagt mein Gerichtshalter.“

„Ich wäre doch neugierig, wie Sie das bei dem meinigen anfangen wollten;“ antwortete sie. „Theilen Sie mir gelegentlich durch den Herrn von Schnabler Ihre Gedanken mit. Sie können sich ihm ohne Bedenken anvertrauen; er ist uns beiden ergeben.“

Mit diesen Worten verließ sie ihn schnell. „Es hat gewirkt!“ sprach er fröhlich. „Bivat der Dichter!“

Des andern Tages wollte er eben den Herrn von Schnabler zu sich entbieten lassen, als Dieser schon zur Thür hereintrat und mit scherzhafter Feierlichkeit sagte: „Ich komme als bevollmächtigter Vertrauter des Fräuleins Rosalie von Minden, und bin von Eurem Verständniß, das sich gestern im Garten zu Rothstein glücklich angesponnen hat, vollkommen unterrichtet. Mit Rosalien, Herr Bruder, steht deine Sache gut; doch der Vater wird dir zu schaffen machen. Er spricht oft mit der Tochter vom Heirathen; aber ein gräflicher Schwiegersohn ist immer das dritte Wort. Daher darfst du nicht daran denken, auf dem gewöhnlichen Wege der Anwerbung zum Ziele zu kommen. Du hast aber gegen das Fräulein geäußert, daß man einen väterlichen Starrkopf zum Jawort zwingen könne. Sage, wie willst du das machen?“

„Darüber muß ich mich erst mit meinem Gerichtshalter berathen;“ sagte Tobias.

„Geh mit deinem Gerichtshalter!“ rief Schnabler. „Der würde den Brautkrieg mit der Feder ausfechten wollen,

und das gäb' einen unsterblichen Proceß. Nein, ich weiß ein kürzeres Mittel; es heißt — Entführung.“

Der Junker entsezte sich, daß er zusammen fuhr.

„Das Wort erschreckt, doch die Sache ist leicht;“ sagte Schnabler. „Man hat von Rothstein aus nur zwei Meilen bis über die Gränze. Einen Raßensprung jenseit, im Dorfe Fichtenhain, wohnt ein Pfarrer, der vormals bei dem Regimente, worin ich diente, Feldprediger und ein lustiger Bruder war. Immer in Geldnoth, verbessert er jetzt gelegentlich seine Umstände durch geheime Trauungen, die ihm gut bezahlt werden, und seine Obern sehen ihm durch die Finger, weil er von den geringen Einkünften seiner Pfarre nicht leben kann. — Mit diesem theuern Kirchenlehrer will ich den Handel für dich abschließen. Ihr fahrt hernach bei Nacht zu ihm hin, werdet getraut, kommt nach Rothstein zurück, und stellt euch dem Obersten, wenn er sich am Morgen aus dem Bett erhebt, als Ehegatten vor. Er donnert und wettet euch an, grisgramt eine halbe Stunde, und läßt sich dann, was nicht zu ändern ist, in Gnaden gefallen.“ —

Dieser Plan schien dem feigen Tobias sehr kühn und bedenklich; als ihm aber Schnabler alle Einwendungen, die er dagegen vorbrachte, beherzt widerlegte, ward er am Ende selbst muthig, und gab seinem Freunde Vollmacht, mit dem Fräulein in seinem Namen zu unterhandeln.

„Den Gefallen muß ich dir freilich thun;“ sagte Schnabler: „denn du darfst dich vor der Hand in Rothstein nicht weiter sehen lassen, damit der alte Herr nicht etwa Wind von der Sache bekommt.“

Der thätige Unterhändler ritt nun drei Wochen lang hin und her. In der ersten Woche wollte sich Rosalie, laut seiner Berichte, noch gar nicht recht zur Heirath ent-

schließen; in der zweiten erstiegte seine Beredtsamkeit das Jawort, und nur die Heimlichkeit der Trauung war noch dem Fräulein zuwider; in der dritten Woche gelang es ihm endlich, auch diesen Stein des Anstosses bei Seite zu schaffen, und er überbrachte eines Morgens die Botschaft, daß nun jedes Hinderniß überwunden sey.

„Nun rüße dich, Herr Bruder!“ fuhr er fort, „denn schon die nächste Nacht hat Rosalie zur Vermählung bestimmt, und der Geistliche, von dem ich eben herkomme, wird zu rechter Zeit auf dem Plage seyn. Die Trauung geschieht in einem Zimmer des Gasthauses. Du schickst auf den Abend deinen Wagen an die Feldpforte des Rothsteiner Gartens, wo er eine Stunde vor Mitternacht bereit stehen muß. Die Braut nimmt mit ihrer Kammerjungfer darin Platz und fährt gerades Weges nach Fichtenhain. Du aber reitest, um alles Aufsehen zu vermeiden, gleich von hier aus dahin und erwartest sie im Gasthose.“

Mit offnem Munde, vorgebogenen Knien und gefalteten Händen hörte der jagende Bräutigam diese Vorschriften an und brachte sie, weil er seinem Gedächtnisse nicht traute, mit zitternder Feder zu Papier. Indessen eilte Schnabler schon wieder fort nach Rothstein, um die richtige Bestellung des Bräutigams und des Wagens dem Fräulein zu melden.

Herr von Hopfenberg kam mit seinem vertrauten Leibjäger nach Mitternacht in Fichtenhain an und begab sich ins Zimmer, wo die Trauung geschehen sollte. Hier fand er schon den Pfarrer, der sich mit Punsch und Tabak die Zeit vertrieb, und ihn, nach schnell gemachter Bekanntschaft,

mit lustigen Erzählungen aus dem Zeitraume seiner Feldzüge so angenehm unterhielt, daß er aller Angst vor dem fürchterlichen Ausritte, der ihm in Rothstein bevorstand, vergaß.

Gegen drei Uhr kam die Braut. Er hob sie aus dem Wagen und führte sie hinauf ins Zimmer. Sie und die Kammerjungfer hatten sich vor den zudringlichen Blicken der Neugier, die ihnen auf der Hausflur auflauerte, mit Schleiern geschützt, und legten sie auch während der Trauung nicht ab. Die Braut schien sehr verlegen und ängstlich. Sie flüsterte dem Bräutigam nur ein paar unvernehmliche Worte zu, und die Trauung ging sogleich vor sich. Der Geistliche faste sich, wie es verlangt worden war, ganz kurz. Schon nach fünf Minuten war er beim Amen und stattete seinen Glückwunsch ab.

In diesem Augenblicke kamen zwei Reiter, denen ein dritter mit der Fackel vorleuchtete, in vollem Galopp vor der Thüre des Gasthofes an, sprangen von den Pferden und eilten ins Haus.

„Ist Herr von Hopfenberg hier?“ fragte unten die Donnerstimme des Obersten.

„Gott steh' uns bei!“ ächzte der todtenbleiche Tobias. Die Frauenzimmer flüchteten in ein anstoßendes Kämmerchen. Der Geistliche drückte sich in einen Winkel neben der Thür und schoß wie ein Pfeil hinaus, als der Oberste und sein Sohn, mit Pistolen in den Händen, hereinstürmten.

„Da steht der arme Sünder!“ rief der Oberste. „Da hebt er vor dem Zorne des Vaters, dem er die Tochter entführte! — Doch ich will mein Blut nicht in Wallung bringen, damit meine Hand beim Schuß nicht zittert. Wählen Sie sich hier ein paar Pistolen, und sobald der Tag graut, wechseln wir Kugeln. — Verfehlen die meinigen

Ihr Herz, so haben Sie es auf der Stelle mit meinem Sohne zu thun.“

Ganz zerknirscht legte sich Tobias auf's Bitten, und mit den heiligsten Bethuerungen versprach er, sich lebenslang als ein herzensguter Gemahl und gehorsamer Sohn zu betragen.

„Parifari!“ sagte der Oberste. „Wir wechseln Kugeln; dabei bleibt's. — Warum machen Sie solche Streiche! — Sie lieben, wie man sagt, die Jungfer Benedict. Hätten Sie sich das Mädchen antrauen lassen, so könnten Sie Ihre Hochzeit in Fried' und Ruhe feiern.“

„Ach Gott! wär' ich doch so klug gewesen!“ seufzte Tobias.

Der Oberste schien nicht darauf zu hören. Er sah sich im Zimmer um und fragte mit lauter Stimme: „Wo ist denn Frau von Hopfenberg?“

Mit gebeugtem Haupte trat sie aus der Kammer hervor. „Weg mit dem Schleier!“ rief der Oberste.

Sie schlug ihn langsam zurück, und freudig schrie Tobias auf: denn vor ihm stand — sein Hannchen.

Der Oberste, sein Sohn und Rosalie, die das Kammermädchen vorstellte, erhoben ein schallendes Gelächter. Tobias lachte mit ihnen um die Wette, und war ganz außer sich vor Freude, daß nun der Zweikampf unterblieb. Er fiel, ohne sich vor den Zuschauern den geringsten Zwang anzuthun, Hannchen um den Hals und sagte mit natürlicher Herzlichkeit; „Liebes Kind, süßes Herz, du bist mein! bist ganz und ewig mein! und kein Mensch soll uns trennen.“

„Sie sind also mit dem Frauentausche zufrieden?“ fragte Rosalie.

„Ja, wenn Sie mir's nicht übel nehmen, so bin ich's;“ versetzte Tobias.

„Das freut uns!“ sagte der Oberste: „Das sahen wir voraus, und spielten Ihnen deshalb, um Sie glücklicher zu machen, als Sie es mit Rosalien geworden wären, diesen frommen Betrug, da Sie selbst nicht Kraft genug hatten, die Freiheit Ihres Herzens und seiner Wahl gegen Ihren herrschsüchtigen Rathgeber zu behaupten. — Von diesem Mann müssen Sie sich losmachen; wir wollen in Rothstein weiter darüber sprechen. Begleiten Sie uns jetzt dahin und feiern Sie dort Ihre Hochzeit. Ihren Schwiegervater werde ich mit meinem Wagen abholen lassen. Uebrigens habe ich, um Ihnen die Folter der gewöhnlichen Hochzeitscherze zu ersparen, keine Gäste gebeten. Nur Herr von Schnabler wird da seyn.“

„O, der Schalksfreund! der Plaudermaß!“ rief Tobias. „Er verrieth, was ich im Rausch ihm entdeckte, und daraus — das merk’ ich wohl — entstanden alle die Nasen, die man mir seit drei Wochen gedreht hat. Doch wer zuletzt lacht, der lacht am besten, und das bin ich!“

Dabei sprang er auf Einem Beine herum und jubelte ganz ausgelassen.

Hannchens Vater wußte von dem ganzen Vorgange kein Wort. Er glaubte, sie sey noch in Bienenfeld: aber von dort hatte sie Rosalie, die eine Freundin der Frau von Schönau war, schon seit vierzehn Tagen abgeholt und mit sich nach Rothstein genommen, um sie, zu ihrem eigenen Glücke, als Werkzeug der dem Herrn von Hopfenberg zugeachten Züchtigung zu brauchen; denn züchtigen, wie wohl sanft, wollte man ihn dafür, daß er bloß in der Absicht, seinen Papieradel zu veredeln, auf Freiens Füßen

nach Rothstein gekommen war und drei verschiedene Rollen schlecht gespielt hatte.

Hannchen kämpfte lange gegen den Antrag, sich ihm verschleiern zu lassen. Da man ihr aber die Sache von der besten Seite vorstellte, sie sich überdieß vom Junker Tobias geliebt wußte, und große Lust hatte, eine Edelfrau zu werden: so gab sie dem einstimmigen Rath und Willen des Fräuleins von Minden und der Frau von Schönau nach, und verließ sich besonders auf den Obersten, der sich für den glücklichen Ausgang des Unternehmens verbürgte. Sie wollte nun ihrem Vater den geheimen Plan entdecken und sich seine Genehmigung erbitten; aber man erlaubte ihr nicht, ihm davon Nachricht zu geben, weil man besorgte, daß des guten Mannes Aengstlichkeit und Demuth alles verderben würde.

Des Junkers Leibjäger hatte ihm seines Herrn bevorstehende Vermählung mit dem Fräulein von Minden im Vertrauen eröffnet. Er, ein allezeit fertiger Poet, arbeitete sogleich ein Hochzeitgedicht aus, ließ es in der Stadt drucken, und erwartete eben mit Ungeduld die Rückkunft des zur Abholung dahin gesandten Boten, als ein Wagen von Rothstein ankam, dessen er sich, vom Obersten zur Hochzeit eingeladen, bedienen sollte. Er fiel wie aus den Wolken, und beschuldigte den Kutscher, er müsse nicht recht gehört haben; dieser aber, seiner Sache gewiß, ließ sich nicht abweisen. Während des Streites darüber kam der Eilbote mit dem Gedichte gelaufen. Meister Benedict, der schon zur vorhabenden Fußwanderung nach Rothstein festlich gekleidet war, setzte sich nun, weil es durchaus nicht anders seyn sollte, in den Wagen. Die Fahrt ging sehr rasch, und er fand in dem fliegenden Kasten nicht so viel Ruhe, daß er das poetische Päckchen öffnen konnte.

Erst in Rothstein, vor der Thüre des Gesellschaftszimmers, riß er mit möglichster Geschwindigkeit die Hülle des Gedichtes ab, legt' es unbesehen auf einen Teller, und trat mit zahllosen Bücklingen vor die hohen Herrschaften. Indem er aber dem Könige des Festes die Musengabe überreichen wollte, warf er noch einen Blick darauf, rief mit Entsetzen: „Ach Gott!“ und taumelte, wie von einer Ohnmacht angefallen, zurück. Man kam ihm zu Hülfe und fragte, was ihm begegnet sey. „Ich bin des Todes!“ rief er aus. „Ein gräßlicher Druckfehler bringt mich ums Leben!“

Der Oberste besah das Titelblatt und rief lachend: „Da steht gedruckt: Bei der hohen Verlähmung Sr. Hochwohlgeboren u. s. w. Aber“ — er sagte das dem Herrn von Hopfenberg ins Ohr — „der Fehler ist allerliebft, weil Ihnen wirklich bange war, daß aus der Vermählung eine Verlähmung entstehen würde.“ — Er wandte sich dann wieder zum Schulmeister: „Beruhigen Sie sich, ehrlicher Alter! Der kleine Mißgriff des Setzers hat nichts zu bedeuten. Es wäre sogar ein Hauptspäß geworden, wenn Ihre Feder das Wort Verbindung gewählt, und man dafür Verblindung gedruckt hätte: denn sehen Sie, lieber Benedict, das hier ist des Herrn von Hopfenberg junge Gemahlin, die er sich in der Meinung, daß es meine Tochter sey, antrauen ließ.“ — Er entschleierte jetzt die Frau von Hopfenberg; Benedict erblickte das Gesicht seiner Tochter, fuhr zusammen, als säh' er einen Geist, und starrte sie dann ohne Laut und Bewegung an. „Ja, Vater,“ sagte Tobias, „es ist Euer Hannchen und meine liebe Frau! — Kommt mit uns in ein anderes Zimmer, wir wollen Euch alles erklären.“

Der Alte trat mit seinen Kindern ab, kam nach einer

Viertelstunde wohlgemuth zurück und nahm Theil an einem fröhlichen Mahle.

Bald nach der Hochzeit stürmte Hebebaum in Hopfenberg ein und donnerte wie ein Gewitter. Tobias, den der Oberste gegen ihn aufgereggt und mit Muth gewaffnet hatte, verbat sich seine Berweise. Dennoch fuhr der Pösterer damit fort, und erlaubte sich sogar, die Frau von Hopfenberg, die während des Wortwechsels ins Zimmer trat, mit groben Beleidigungen anzufallen. Darüber ward Tobias, der sein Weibchen über alles liebte, plötzlich so wild, daß er ihm mit entschlossenen Worten sein Gerichtsamt aufkündigte, und das von Rechtswegen.

VI.

Der Landsturm in Taubensfeld.

„Hurrah! der Feind kommt!“ schrie ein Bauer, der mit fliegenden Haaren, ohne Hut, auf einem ungesattelten Pferde durch die Stadt sprengte. Der Befehlshaber des Landsturms, der Bürgermeister Gundram, schauderte zusammen. „Sattelt geschwind!“ rief er in den Stall, und wußte vor Angst nicht, wo er Leute genug hernehmen sollte, seinen Adjutanten zu rufen, die Pistolen zu laden, den Küster zum Sturmläuten aufzufodern und hundert andere dringende Befehle auszurichten. Indessen stürzte schon aus allen Häusern die Bürgerschaft mit langen Piken hervor und versammelte sich auf dem Markte. Auch der Adjutant, der feurige Tanzmeister Häselin, kam in gestrecktem Galopp. Er saß straff und fest, wie ein schulgerechter Reiter, zu Pferde; die metallene Säbelscheide klirrte hell am Sporn, und ein fürchterlicher Schnurrbart drückte dem jugendlichen Gesichte den Stempel der Männlichkeit auf. So flog er den Marktplatz auf und ab, ordnete Reihen und Glieder und ermahnte zur Tapferkeit.

Er verdankte die Adjutantenstelle zwar eigentlich seiner Schecke, die er sich wegen einiger auswärtigen Tanzschü-

ler hielt: doch verehrte ihn auch ganz Taubensfeld als den heldenmüthigsten Mann und wärmsten Vaterlandsfreund. Er trug die Nationalkokarde sogar auf der weißen Nachtmütze, mit welcher er des Morgens eine Pfeife Tabak zum Fenster hinaus rauchte; und bei jedem Glase Wein, das er mit Freunden trank, donnerte ihnen seine mächtige Beredtsamkeit ins Herz, daß man Gut und Blut dem Vaterlande weihen und dessen Feinde vom Erdboden vertilgen müsse. Er trat fast, wenn er über diesen Gegenstand sprach, aus den Schranken der Menschlichkeit, indem er mit schrecklichen Eidschwüren betheuerte, daß er jeden feindlichen Krieger, der ihm vor die Klinge kommen würde, ohne Gnade und Barmherzigkeit niedermegeln wolle. „D, nicht so grausam, lieber Häslein!“ sagte dann immer Dorchon, Gundrams schöne Tochter, die ihn übrigens wegen seines heiligen Eifers für Freiheit und Vaterland innigst liebte. Sie selbst nahm an dem Schicksale des bedrängten deutschen Volkes den lebhaftesten Antheil. Darin stimmte sie ganz mit dem geistvollen Tanzmeister zusammen, und er gewann ihr Herz, das sie seinetwegen einem frühern Verehrer entzog.

Dies war der Kaufmann Burkhard, ein junger, lebenswürdiger Mann. Er sprach aber nie von Thaten, die er beim Landsturm thun wollte, und darum hielt ihn Dorchon für feige. Häslein machte ihn sogar als einen lauen Patrioten und geheimen Anhänger des Feindes verdächtig, weil er sich niemals in blutdürstige Kriegsgespräche mischte und bisweilen laut und öffentlich behauptete, der Mensch müsse immer Mensch bleiben, und auch mit Feinden menschlich verfahren.

Häsleins flammender Muth hatte selbst die vornehmsten Frauen und Mädchen der Stadt entzündet. Sie waren

insgesamt zum Kampfe für's Vaterland entschlossen. Die Seele dieses kleinen Amazonenheeres war die verwittwete Fähnrichin Polterakky, eine Frau von beinahe riesenhafter Gestalt, männlichem Antlitz und donnernder Stimme. Sie hatte sich schon in einem frühern Kriege hervorgethan. Sie zog damals mit ihrem Gatten, dem bei seinem Regimente sehr geachteten Feldwebel Polterakky, als Markenderin zu Felde, und nahm einsmals einen feindlichen Offizier, der sich bei Nacht und in der Trunkenheit von seiner Fahne verirrt hatte, mit eigenen Händen gefangen. Dafür empfing sie eine goldene Ehrenmünze, die sie nachher immer am Halse trug. Auch der Herr Feldwebel hatte von der Tapferkeit seiner Ehegenossin den Vortheil, daß er nach geendigtem Kriege den Abschied als Fähnrich und die Stelle eines Acciseinnehmers in Taubensfeld erhielt. Seine rüstige Gemahlin verbat sich aber bei allen Leuten, mit welchen sie umging, den bürgerlichen Titel: sie ließ sich nicht anders als Frau Fähnrichin nennen.

Als der Landsturm in Taubensfeld errichtet ward, wollte sie Mannskleidung anlegen und als Offizier angestellt seyn. „Ihr Entschluß entzückt mich, Frau Fähnrichin!“ sagte Häslein. „Sie könnten sich aber auch ohne Verläugnung Ihres Geschlechts neue Lorbeern erwerben. Die Frauen der Vorzeit beschützten oft dadurch die Städte, daß sie von den Mauern und aus den Fenstern herab siedendes Wasser auf die Köpfe der andringenden Feinde gossen. Wir wollen, um diese Art von Vertheidigung noch zu verstärken, unsere beiden Stadtsprizen am Thore auffahren und daraus glühende Ströme dem Feind ins Gesicht pumpen. Diese nasse Batterie wird unstreitig große Wirkung thun, wenn Sie, Frau Fähnrichin, das Commando derselben übernehmen.“

Sie entschloß sich dazu, und warb zur Bedienung des seltsamen Geschüzes viele Frauen und Mädchen, mit welchen sie einige Monate lang fleißige Uebungen anstellte. Alle andere, die nicht bei der Artillerie dienen wollten, mußten sich anheischig machen, beim ersten Ruf der Sturm- glocke sogleich Kessel und andere große Kochgefäße ans Thor zu bringen, dort Feuer anzuzünden und das benö- thigte Wasser dabei zu kochen. Herr Häslein verbesserte nachher noch seine Erfindung durch den Vorschlag, die Spritzen mit dünnem Mehlbrei zu laden, weil es, wie er sagte, durch die Erfahrung entschieden sey, daß ein solches Mehlmuß nicht so schnell als einfaches Wasser erkalte.

Und so, wie er das alles entworfen und vorbereitet hatte, ward es jetzt, da der Feind im Anzuge war, mit möglichster Behendigkeit ausgeführt. Rasche Weiber span- ten sich vor die Spritzen und zogen sie ans Thor; andere schürten Feuer an und trugen Töpfe, Kessel und Wasser herbei. Die gewaltige Stimme der Dame Polterakky, die am Thore commandirte, durchschallte die ganze Stadt. Der Adjutant kam gejagt. „Alles gut! alles schön!“ rief er. „Nur die Spritzen noch so gerichtet, daß sie das Thor mit einem Kreuzfeuer bestreichen! Dann will ich wohl sehn, wer ungebrüht herein kommen soll!“ —

Der Herr Oberste — so nannte ihn die ganze Stadt — bestieg indeß sein hohes Schlachtroß mit Nechzen und Krächzen. Er war ein sehr dicker Mann, und das wun- derte niemand, der es wußte, daß er ein ungemein nahr- haftes Bier braute und einen guten Theil davon selbst verzehrte. Sein Brauwesen machte ihn auch beritten, in- dem das tüchtige Pferd, das ihn jetzt auf den Kampfplatz tragen sollte, zu andern Zeiten den Bierwagen zog.

Als der Adjutant vom Thore zurück kam, ward Kriegs-

rath gehalten und beschlossen, auf der Landstraße bis an einen gewissen, von beiden Seiten mit Waldung umgebenen Ort vorzurücken. Dort sollten sich die Flügel des kleinen Heeres rechts und links an den Wald lehnen und so völlig die Straße sperren. Diesen Kriegsrath hielt der Oberste Gundram vor seiner Hausthüre mit allen seinen Offizieren, unter welchen sich auch Burkhard befand. Dorchchen saß horchend aus dem Fenster. Der Adjutant warf ihr Abschiedsküsse zu. Sie erwiderte diese Zärtlichkeit und trocknete sich die nassen Augen. Burkhard senkte bescheiden seinen Degen vor ihr. Sie dankte kalt.

Der Landsturm rückte nun aus. Da faßte sie plötzlich den Entschluß, eine Augenzeugin der Thaten ihres Geliebten zu seyn. Sie wollte ihm, wie Klopstocks Thusnelda ihrem Arminius, zurufen:

„Ha! dort kommt er mit Schweiß, mit Feindesblute,
Mit dem Graube der Schlacht bedeckt! So schön war
Häselin niemals; so hat's ihm
Niemand vom Auge gestammt!“

Ihr Vorhaben ließ sich ohne Schwierigkeit ausführen, da sie durch die Hinterthür des väterlichen Hauses unmerklich ins Feld schlüpfen, und auf Fußsteigen näher als auf der Heerstraße zum erwählten Schlachtfelde kommen konnte. Rasch und muthig eilte sie fort. In zehn Minuten war sie auf dem Schauplatze. Da sie aber auf Seitenwegen dahin flog, so entging ihr das Vergnügen, die erste Heldenthat des Landsturms zu sehen, die wir, ungeachtet sie dem bekannten Ritterkampfe mit Windmühlen ähnlich war, nicht mit Stillschweigen übergehen wollen.

Das Sturmheer hatte nur erst tausend Schritte weit die Stadt im Rücken, als ein scharfsichtiger Pikener auf-

schrie: „Poß Wetter! dort treibt ein Schnapphahn all' unsere lieben Kühe davon!“ — Der Adjutant blickte durch sein Fernrohr und sah in der That einen Kerl, der des Feindes verhaßte Uniform trug und die sämtlichen Stadtkühe vor sich her geißelte. Häslein hätte ihn mit seinem flüchtigen Rosse bald einholen und niederstoßen können: er verschmähte jedoch den gar zu leichten Sieg und beorderte eine Abtheilung des Landsturms zum Angriff. Mit entseßlichem Hurrahgeschrei stürzten sogleich zwanzig bis dreißig grimmige Löwen auf den Feind und warfen ihn zu Boden. „Herr Gott! was wollt Ihr?“ rief der Besiegte. „Ich bin ja der alte Michel, der ehrliche Stadthirt!“ — Und er war es wirklich. Er hatte vor einiger Zeit eine fremde Montur von einem Trödler gekauft, hatte sie gerade diesen Tag zum ersten Mal angezogen, und war damit noch niemanden in der Stadt zu Gesichte gekommen: denn er wohnte vor dem Thore, und die Bürgerkühe waren so verständig, daß sie jeden Morgen, wenn ihre Ställe geöffnet wurden, ohne Führer und Treiber den Weg nach ihrem Weideplatz antraten.

Als der Adjutant den vermeynten Plünderer überwältigt sah, ritt er eiligst dahin. Man erzählte ihm den lächerlichen Mißgriff; er aber fand die Sache höchst bedenklich und beschuldigte den Hirten, er stehe mit dem Feinde im Verständniß und habe ihm die Heerde überliefern wollen. Der alte Michel vertheidigte sich aufs beste, mußte jedoch auf der Stelle die Uniform ausziehen, und der Adjutant hieb sie mit seinem tapfern Säbel in tausend Stücke.

Das Heer zog dann weiter und stellte sich auf der mit Gebüsch umgebenen Wahlstatt. Die furchtbare Schlachordnung war kaum vollendet, als ein vorausgesandter Rundschafter meldete: es sey im Walde rechter Hand nicht

richtig; es hätten sich ausländische Sprachtöne und Waffengeklirr deutlich darin vernehmen lassen.

Der Oberste wandte sich zu dem Adjutanten und sagte: „Lieber Häslein, ich will Ihnen vor allen andern die Ehre gönnen, eine Probe Ihres Muthes abzulegen. Durchstreifen Sie den Wald und nehmen Sie so viel Mannschaft mit, als Sie nöthig zu haben glauben.“

„Ich möchte mich gleich vor den Kopf schießen!“ rief Häslein. „Ich bin außer mir, daß ich Ihrem Vertrauen nicht entsprechen kann! Man kommt in Waldungen zu Pferde nicht fort, und leider hab’ ich mir gestern den rechten Fuß verstaucht, daß ich durchaus nicht zu gehen im Stande bin.“

„Das ist doch Schade!“ sagte Gundram, und überblickte seine Schaar, um einen andern tüchtigen Offizier auszuwählen. Da trat Burkhard ungerufen heraus und bat, ihm den Streifzug anzuvertrauen. Häslein winkte dem Obersten mit den Augen, um ihn daran zu erinnern, daß Burkhard ein Mensch von zweideutiger Tapferkeit und Vaterlandsliebe sey. Aber Gundram verstand die Warnung nicht oder wollte sie nicht verstehen: er bewilligte Burkhards Gesuch und rief: „Freiwillige vor!“ Muthig sprangen zehn oder zwölf Mann aus den Gliedern; doch eben so viel mußten beinahe mit den Haaren herausgezogen werden. „Freunde,“ sagte der Oberste, „es ist unnöthig, euch zur Tapferkeit anzufeuern. Ihr seyd Bürger von Taubensfeld, deren Vorfahren sich oft im dreißigjährigen Kriege mit Freibeutern wacker herumschlugen. Erneuert unsern alten Ruhm! Mehr sag’ ich nicht. Der Tapfere ist von selbst tapfer; wäret ihr aber feige Memmen, so möcht’ ich euch noch so viel vorschwätzen, es wäre doch Hopfen und Malz an euch verloren. — Zieht mit Gott!“

Nach dieser Anrede (in welcher es der Feldherr nicht lassen konnte, dem Bierbrauer einen Ausdruck abzuborgen) führte Burthard sein Häuslein frisch in den Wald. Bald darauf geschah drin ein Schuß. „Sackerlot! es wird Ernst!“ rief der Oberste. Sein Adjutant schlotterte mit Zähnklappen im Sattel. „Freund, was fehlt Ihnen?“ fragte Gundram. „Es ist diesen Morgen verwünscht kalt!“ stotterte Häslein.

Jetzt krachten wieder zwei Schüsse rechts im Walde. Blitzschnell sprengte der Adjutant links in den Busch. „Was wollen Sie dort? Rechter Hand steht der Feind!“ schrie Gundram mit der ganzen Macht seiner Stimme. Aber Häslein hörte nicht: er verschwand im Gebüsch.

Unweit von dem Platze, wo sein Pferd das Dickicht durchbrach, lauschte Dorchen. Er bemerkte sie nicht; sie aber traute kaum ihren Augen, als ihr Held mit einem todtenfarbigen und verstörten Gesichte so plötzlich hier ankam. Neugierig, was er beginnen würde, regte sie sich nicht. Er spornte sein Ross, es sollte tiefer ins Gehölz eindringen: da es aber von Gesträuchen aufgehalten wurde, sprang er herunter, zog sein Schwert, durchsägte hastig damit den Zügel, ließ das Pferd stehen und kämpfte zu Fuß mit dem widerstrebenden Gebüsch. Da faßte ihn ein Dornstrauch heimtückisch von hinten und hielt ihn fest. Er, in der Meynung, es habe ihn ein Feind ergriffen, that ohne Umsehen einen ängstlichen Schrei, fiel auf die Knie und flehte mit erhobenen Händen um sein Leben. Als er keine Antwort erhielt, wagte er nach einigen Minuten einen furchtsamen Blick über die Achsel. Er sah niemand hinter sich, sprang fröhlich auf, entdeckte die Stachelbände, die ihn erhascht hatten, und hieb mit dem Schwerte so wüthend auf sie ein, daß sie los lassen mußten.

Er arbeitete sich nun weiter fort. So kam er endlich auf einen freien Platz, wo ein hoher, von Moos, Laub und Tangeln aufgeschichteter Thurm stand, den man im gemeinen Leben einen Streuhaufen nennt. Geschwind entschlossen, sich in diese Festung zu werfen, stieg er mit Stiefeln und Sporen hinein, und übergoss sich so lange mit Moos und Blättern, bis er völlig damit bedeckt war.

Mit Erstaunen sah Dorchchen das alles, und empfand gegen den elenden Wicht eine so herzliche, alle Liebe tödende Verachtung, daß sie sich der freundlichen Zuneigung, die er ihr durch seine Prahlereien abgelistet hatte, vor sich selbst schämte. Ihr Unmuth gab ihr in den Sinn, sich an dem Großsprecher auf der Stelle zu rächen und ihn spottend zu entlarven, damit es ihm nie wieder einfallen könnte, sich das Ansehen eines Helden zu geben. Sie trat vor den Streuthurm, und mit versteckter Stimme, der sie einen tiefen, männlichen Ton aufzwang, rief sie laut: „Herr Adjutant!“ — Er rührte sich nicht. — „Herr Adjutant Häselein!“ rief sie stärker und mehrmals; doch immer blieb er mäuschenstill. Ungeduldig zerstörte sie nun den Streuhaufen, bis der Kopf des Mundhelden zum Vorschein kam. Er starrte sie einen Augenblick mit Entsetzen an, hatte jedoch Geistesgegenwart genug, seiner schimpflichen Flucht ein ehrbares Mäntelchen umhängen zu wollen. „Himmel, Sie finds?“ — rief er. „Ihr Scherz verdirbt mir einen herrlichen Plan. Ich legte mich hier in den Hinterhalt, um wie ein Donnerwetter hervorzu brechen, wenn's die Feinde versucht hätten, auf dieser Seite durch den Wald zu schleichen und unsern linken Flügel zu umgehen.“

„Still, still, Herr Eisenfresser!“ sagte Dorchchen. „Ich

müßte, wenn ich Ihnen glauben sollte, Ihre Flucht nicht gesehen haben.“

„Was reden Sie von Flucht?“ sprach er aufgebracht. „Mein Pferd ward scheu, ging durch, der Zügel riß“ —

„Nachdem Sie ihn zerfäbelt hatten!“ fiel sie ein.

Er schrak zusammen und erblaßte. Doch augenblicklich gewann er wieder Fassung und sagte mit einem wehmüthigen Tone: „Sie gehen hart mit mir um! Und ich schonte doch meines Lebens einzig und allein — für Sie!“

„Sehr unnöthig!“ versetzte Dorchen. „Ich liebe keinen feigen Mann; wir sind ewig geschieden.“

„Wollen Sie, daß ich mich vor Ihren Augen tödten soll?“ fuhr er auf und riß den Säbel aus der Scheide.

„O, wenn Sie dazu Herz hätten,“ sagte sie lächelnd, „so wären Sie nicht geflohen!“ —

Der Schluß dieses Auftrittes war, daß sie ihm Verschwiegenheit versprach und es ihm anheimstellte, seine Ehre zu retten. „Ja, ich will sie retten!“ rief er entschlossen. „Ich flieg' in die Stadt, lege meinem Pferde einen andern Zaum an, komme zurück und sieg' oder sterbe!“ —

Ganz mit Moos und anderm Unrath überzogen, flog er wie ein wilder Waldmensch aus seinem Neste. Er nahm sich keine Zeit, sich zu säubern; er knüpfte schnell den zerschnittenen Zügel zusammen, warf sich auf seine Schecke und ritt über Hals und Kopf davon, weil eben jetzt auf der andern Seite des Waldes das Gewehrfeuer wieder anfing.

Während der Zeit waren die Amazonen in der Stadt auf ihrer Huth. Die Frau Fähnrichin stellte außerhalb des Thores, bei welchem das schwere Geschütz aufgepflanzt war, eine Schildwache aus, die nach allen Seiten hin

aufpassen und jede feindliche Erscheinung melden sollte. Eine höchst nöthige Vorsicht, weil sich jemand längs der Stadtmauer heranschleichen konnte, ohne daß man es innerhalb des Thores, wo das Geschütz stand, bemerkte. Die Befehlshaberin Polterakky vertraute den Vorposten einem alten Mütterchen an, das durchaus mitkämpfen wollte, und doch wegen seiner Kraftlosigkeit zum thätigen Kriegsdienste nicht brauchbar war. Aber schreien, tüchtig schreien konnte die Alte, und eine gute Brille hatte sie auch; sie war also dem Ansehen nach zum Schildern vollkommen geschickt.

Indem sie nun, mit einer Ofengabel im Arme, auf ihrem Posten stand, und wie eine Wetterfahne, die von zwei einander entgegenblasenden Winden getummelt wird, den Kopf rechts und links drehte, kam in der Ferne der Adjutant mit verhängtem Zügel geritten. Er war durch seinen Aufenthalt im Streuschober so entstellt, und die hochbetagte Schildwache, die sich mit Tanzmeistern und der ganzen Tanzkunst nicht abgab, kannte ihn überhaupt so wenig, daß sie ihn für einen feindlichen Wagehals hielt, der die von Männern entblößte Stadt überrumpeln wolle. Sie ließ sich und ihrer Brille nicht Zeit, die Sache genauer zu untersuchen; sie stürzte mit Zetergeschrei und mit Verlust ihrer beiden Pantoffeln ins Thor hinein. Eiligst ward das Geschütz mit siedendem Mehlbrei geladen. Die Zuschauer flohen vor Angst. Der Adjutant kam in saufendem Galopp die Stadtmauer entlang, bog schnell ins Thor ein, die Fähnrichin kommandirte: „Feuer!“ — und in einem Nu schoß ihm die heiße Ladung beider Spritzen auf den Leib. Er fiel, wie von einer Kanonenkugel getroffen, stöhnend vom Pferde.

Stauend sahen die Artilleristen, wen sie zu Boden

gestreckt hatten. Sie umringten ihn; sie fragten, was er in der Stadt wolle. Seine Antwort waren Flüche. Er verwünschte das ganze Taubensfelder Artilleriewesen. „Herr, Sie verfluchen Ihr eigenes Kind!“ sagte die Fähnrichin. „Sie selbst erfanden dieses Geschütz, Sie selbst ordneten das Kreuzfeuer an! Wer kann dafür, daß Sie auch selbst hinein ritten? — Wir wollen über die Alte, die hier Schildwache stand und Sie für einen Feind ansah, Kriegsrrecht halten. Weiter läßt sich bei der Sache nichts thun.“

Er lärmte noch viel; doch im Herzen war er froh, daß ihm die erlittene Niederlage einen guten Vorwand lieh, die Rückkehr zum Schlachtfelde, womit es ihm überhaupt kein Ernst gewesen war, zu unterlassen. Mit Mehlflecken getiebert und von den Weibern verlacht, ging er nach Hause und zu Bette. Sein Pferd, das die Streiche seines Herrn unschuldig mit ausbaden mußte, hatte gleich nach Abfeuerung der brühenden Batterie die Flucht ergriffen.

Unterdessen wurde das Waldgefecht immer heftiger; es mußte Hülfsmannschaft nachgeschickt werden. Doch ehe sie den Tummelplatz erreichte, hatte schon Burkhard einen vollständigen Sieg erfochten, und kehrte, zweimal verwundet, mit zwölf Gefangenen zurück. Von Blutverlust erschöpft, sank er um, indem er dem Obersten Bericht abstatten wollte. Dorchchen, die das sah, eilte mit wieder erwachter Liebe ihm zu Hülfe und verband seine Wunden. Er drückte ihr gerührt die Hand; sprechen konnte er nicht. Gundram ließ schleunig seine Kutsche holen, und sie ward Burkhard's Triumphwagen, in welchem er an Dorchchen's Seite seinen Einzug in die Stadt hielt.

Die Wunden waren nicht gefährlich und der Balsam der Liebe heilte sie bald. Kurz darauf endigte sich der Krieg, und mit dem Friedensfeste zugleich feierten Burk-

hard und Dorchen ihre Verbindung. Bei der Einsegnung sagte der Pfarrer unter andern zu dem Bräutigam folgende Worte: „Sie sind ein lebendiger Beweis, daß der bescheidenste und ruhigste Mann stets der tapferste ist, und daß man ein sehr guter Patriot seyn kann, wenn man auch nicht immer und überall wie ein Tieger nach dem Blute des Feindes schnaubt.“

Das Hochzeitfest beschloffen fröhliche Tänze, bei welchen freilich mancher Fehler und Wirrwar vorfiel, weil sich der gewöhnliche Lenker und Leiter solcher Lustbarkeiten, der Herr Tanzmeister Häslein, schon geraume Zeit vorher aus Taubensfeld fortgemacht hatte.

VII.

Liebhaber,
wie sie sind und wie sie seyn sollten.

Ein Lustspiel in fünf Akten.

Personen:

Luiſe Buchau.

Hauptmann Hohwald,

Kaufmann Spargut,

Warnik, deſſen Vetter,

Sproſſer,

v. Sempel,

Sempel, deſſen Bruder,

Zuſchen, Luiſens Kammermädchen.

Nöſchen, Aufwärterin im Gaſthof.

Chriſtian, Luiſens Bedienter.

Thomſ, ein Bote.

Anne, ſeine Frau.

Schnapp, ein Lohnbedienter.

Ein Stockmeiſter mit Wache.

} Luiſens Liebhaber.

Erster Akt.

(Die Scene das Gastzimmer eines Wirthshauses).

Erster Auftritt.

Röschen (mahlt Kaffee). **Warnick** (tritt eben herein).

Warnick. Gut, Rösel, daß ich dich allein treffe!

Röschen. Nun, wozu ist das gut?

Warnick. Erstens, dich zu küssen — (küßt sie)

Röschen. Pfui doch!

Warnick. Zweitens, dich auf einen Besuch meines ehrfamen Onkels vorzubereiten.

Röschen. Soll ich mich etwa feinetwegen anpußen?

Warnick. Nicht doch; du sollst nur machen, daß er mich nicht auspußt.

Röschen. Warum haben Sie denn das zu befürchten?

Warnick. Wenn er bemerkt, daß ich schon hier im Hause bekannt bin.

Röschen. Viel Ehre für unser Haus, daß Sie sich seiner Bekanntschaft schämen.

Warnick. Mädels, verdreh' mir nicht die Worte! Du weißt, wie geizig mein Onkel ist.

Röschen. Nun?

Warnick. Täglich prägt er mir ein: Wende jeden Pfennig zehnmal um, eh' du ihn ausgibst.

Röschen. Solche Sparsamkeitsprediger sind das Unglück der Wirthshäuser.

Warnick. Bei mir spricht er zwar in den Wind; weil ich aber von ihm zu erben hoffe —

Röschen. Aha!

Warnick. Muß ich thun, als ob ich den Honig der Weisheit, der von seinen Lippen träuft, gierig einschluckte.

Röschen. Sie wären mir ein lieber Vetter.

Warnick. Und du mir ein liebes Mühmchen. Doch Scherz bei Seite! Mein Onkel darf durchaus nicht wissen, daß ich manches Thälchen hier verspiel' und verpunsche.

Röschen. Ich werd's ihm gewiß nicht sagen.

Warnick. Nicht einmal deine Augen dürfen verrathen, daß sie mich jemals gesehen haben.

Röschen. Lassen Sie das Ihre kleinste Sorge seyn. Wir Mädchen haben nichts so sehr in unserer Gewalt, als die Augen. Ich will Sie begucken, wie ein Thier aus der neuen Welt.

Warnick. Du bist ein pffiffiges Ding, das weiß ich schon.

Röschen. Was will aber eigentlich der Herr Onkel hier?

Warnick. Er ist nebenan auf der Accise im Verhör, weil er sich bei einem verbotenen Waareneinschleif hat fangen lassen.

Röschen. Das gönn' ich ihm.

Warnick. Ich muß' ihn begleiten, und dann befaht er mir, seine Rückkunft hier zu erwarten.

Röschen. Machten Sie denn keine Einwendungen?

Warnick. Das kannst du denken. Ich schimpfte gewaltig auf Wirthshäuser, nannte sie die Heimath böser Sitten —

Röschen. Und dennoch schickt' er Sie her?

Warnick. Ja, damit ich nicht in der Kälte stehen sollte. Um ihm nicht durch übertriebene Weigerung Verdacht zu geben, ging ich endlich, und nun reut's mich auch nicht —

Röschen. Wie so?

Warnick. Weil ich so was erhaschte. (Küßt sie.)

Röschen. Ih! der Onkel sieht's.

Warnick. Närrchen! Den haben die Accisgeister noch in der Klopfe. — Für wen mahlst du Kaffee? Habt ihr Gäste?

Röschen. Kurz, ehe Sie kamen, stieg ein gewisser Hauptmann Hohwald hier ab.

Warnick. Hohwald? Wo ich nicht irre, kennt ihn mein Onkel.

Röschen. Ein junger, hübscher Mann.

Warnick. Daß ihr Mädchen doch gleich darnach sehen müßt! — Nun geh', mache deinen Kaffee! Wenn dich mein Alter bei mir träfe —

Röschen. So dächt' er wohl gar, ich verführte das unschuldige, fromme Kind.

(Geht lachend ab.)

Zweiter Auftritt.

Warnick.

Nun muß ich mich wieder in meine Sittsamkeit werfen und den Gellert hervorsuchen. (Geht sich, nimmt ein Buch aus der Tasche und liest.) Ja, hier sollen nun geistliche Lieder stehn, aber ich seh' und lese nichts, als — Luise, Luise. — O Mädchen, Mädchen, wenn du nur nicht so

entseßlich spröde wärst und alle meine Briefe uneröffnet zurückschicktest! — Schon ein Viertelsjahr geh' ich dir nach, ohne noch ein Wort mit dir gesprochen zu haben — Hast du denn — Wetter! mein Dufel. (Er liest.)

D r i t t e r A u f t r i t t .

S p a r g u t . W a r n i c k .

S p a r g u t (im Hereintreten). Schon wieder so fleißig? Das ist wahr, Wetterchen, an dir erlebt man seine Freude. Was hast du denn da für ein schönes Buch?

W a r n i c k . Gellert's geistliche Lieder.

S p a r g u t . Recht so! bleib' dabei und lies mir keine Romänchen und Komödienbücher, wie andere lockere Gesellen deines Alters, für die du ein wahrer Tugendspiegel bist.

W a r n i c k . Was Gutes an mir ist, verdank' ich Ihrem lehrreichen Beispiel. — Ist Ihr verdrießliches Geschäft abgethan?

S p a r g u t . Abgethan; aber wie? Mich wundert, daß ich noch Hemd und Rock habe. Es ist keine Barmherzigkeit unter solchen Leuten.

W a r n i c k . Vielleicht wird einst ein höherer Richter —

S p a r g u t . Das bedenken dergleichen Weltmenschen nicht. — Hast du schon etwas genossen?

W a r n i c k . Nein; ich dank' auch für alles.

S p a r g u t . Etwas verzehren müssen wir, denn heimlich fortschleichen läßt sich nun einmal nicht. Willst du Schokolade oder ein Gläschen wider den bösen Nebel?

W a r n i c k . Soll ich ja etwas trinken, so bitt' ich um eine Tasse Thee. Süßige Getränke erwecken böse Begierden.

Spargut (ruft hinaus). Thee und ein Glas Liqueur.

Warnick. Kennen der Herr Onkel einen Hauptmann Hohwald?

Spargut. Ja. Ein braver Mann, nur hohl im Beutel. Warum fragst du?

Warnick. Er ist vorhin abgetreten.

Spargut. Hm! hm! Was mag denn der hier wollen? — der Windbeutel Sproffer — du kennst ihn doch? — soll auch gestern wieder angekommen seyn. — (Röschen bringt das Verlangte.) Nun, Karlchen, trinke!

Vierter Auftritt.

Sproffer. Hauptmann Hohwald. Spargut.
Warnick. Röschen.

Sproffer (noch inwendig, im Tone einer unvermutheten Zusammenkunft). Was Teufel! Freund Hohwald, Sie hier? — (Sproffer und Hohwald treten herein.) Der heutige Tag muß für mich höchst glücklich werden, da mir gleich beim ersten Ausgange so ein alter, braver Freund aufstößt.

Hauptmann. Fürchten Sie das Gegentheil, lieber Herr Sproffer. Ich bin wahrlich! kein Glücksvogel.

Sproffer (der Spargut erblickt und ihm die Hand reicht). Sieh' da, wieder ein alter Bekannter.

Hauptmann. Auch der meinige. Wie befinden Sie sich?

Spargut. Zu Dero schuldigsten Diensten.

Sproffer. Ih! auch Herr Warnick. Befinden sich doch wohl?

Warnick (macht ein stummes Compliment und ließt fort).

Sprosser. Ich kannte Sie allerseits, auf Ehre! nicht gleich, mußte mich erst besinnen. Man sieht auf Reisen so viel neue Gesichter —

Spargut (ihm halblaut ins Ohr). Daß man wohl gar alte Wechsel darüber vergift.

Sprosser (eben so). Pst! Stille! Sie sollen das Bagatell in einigen Tagen haben. (Laut zu Röschen, die an der Thüre steht.) Eine Tasse Chokolade, Mädchen!

Röschen. Zu Befehl. (Geht ab.)

Sprosser (zum Hauptmann, der bisher nachdenkend auf- und abgegangen). Warum so in Gedanken, Freund Kriegsgott?

Hauptmann. Ein abgedankter Offizier hat's Ursach.

Sprosser. Abgedankt?

Spargut. Der Herr Hauptmann abgedankt? Wie geht das zu?

Hauptmann. Sehr natürlich. Der drohende Krieg wurde, wie bekannt, mit Federn ausgefochten und unser Regiment überflüssig.

Sprosser. Lassen Sie's gut seyn, Sie können nun mit desto mehr Dienstfeiser der Fahne der Liebe folgen. — Was machen die hübschen Mädchen hier?

Hauptmann. Das wissen Sie vermuthlich besser als ich, der ich nur jetzt angekommen bin.

Sprosser. Ich auch, Schatz, ich auch. Erst gestern Abend hab' ich meine Reisen vollendet, und mein erster Gang in der Stadt war hieher, um zu frühstücken.

Röschen (bringt Sprossern Chokolade und geht wieder ab).

Hauptmann. Wie lange waren Sie —

Sprosser (der indessen die Chokolade kostet). Infamer Trank! In Paris weiß man sie besser zu machen — Was beliebten Sie zu fragen?

Hauptmann. Wie lange Sie auf Reisen waren?

Sproffer. Volle sechs Monate.

Hauptmann. Und sind gewesen?

Sproffer. In Frankreich und England.

Hauptmann. Sie müssen sich brav dazu gehalten haben, um alle Merkwürdigkeiten zu besehen, und überhaupt mit Nutzen zu reisen.

Sproffer. Hm! was man Merkwürdigkeiten und mit Nutzen reisen nennt. Freilich blies ich nicht auf Bibliotheken den Staub von Manuscripten, gab mich nicht mit Hack und Mack ab, um Volkscharakter zu studiren und so weiter: ich that bloß, was sich für einen Mann von Welt schickt; besuchte Mädchen und Assembleen —

Spargut. Was hat Sie aber, wenn man fragen darf, von Ihrer vorgehabten Reise nach Italien abgehalten?

Sproffer. Amor, der Schelm.

Hauptmann. Also ein Mädchen hier in der Stadt war der Magnet, der Sie so bald wieder herzog?

Sproffer. Ja, lieber Hauptmann; aber was für ein Mädchen? O ein süßes Geschöpf, in dessen Schlafzimmer ich vermuthlich schönre Sachen als im Vatikan sehn werde. — Ich hätte für mein Leben gern einen Abstecher nach Welschland gemacht; aber in unzähligen Briefen bat mich meine Luise —

Hauptmann (hastig). Luise? Welche Luise?

Sproffer. Luise Buchau.

Hauptmann (vor sich). Tod und Hölle!

Spargut (eben so). Verflucht! mein kleiner Abgott! } (Zugleich.)

Warnick (läßt vor Schrecken sein Buch fallen).

Sproffer (sieht Einen nach dem Andern an). Der Name

scheint Ihnen aufzufallen, meine Herren. Kennen Sie mein Liebchen, Hauptmann?

Hauptmann. Ja — so halb und halb. Empfehle mich. (Geht schnell ab.)

Sprosser. Warten Sie doch! Ich will Ihnen sagen — (Folgt ihm.)

Fünfter Auftritt.

Spargut. Warnick. Hernach Nöschen.

Warnick. Ein unausstehlicher Sausewind.

Spargut. Ein infamer Windbeutel, der mir schon lange zweihundert Thaler auf Wechsel schuldig ist, die ich aber noch heute durch Güte oder Recht eintreiben will.

Warnick. Solchen Thoren muß man nun in öffentlichen Häusern zuhören.

Spargut. Und noch obendrein bezahlen.

Warnick. Es ist doch nirgends besser, als zu Haus in der Einsamkeit.

Spargut. Ja, liebes Karlehen. Aber sage mir doch — es fällt mir gleich wieder ein — was widersuhr dir denn vorhin, wie Sprosser die Mamsell Buchau nannte? Du entfärbtest dich und dein Buch fiel dir aus der Hand. Wandelte dich etwa eine Uebelkeit an?

Warnick. Nein, bester Herr Dunkel! Ich war in Betrachtungen über einen hinreißend schönen Gedanken meines Gellerts so vertieft, daß mir das Buch entsank. Mir ist aber, als wenn der Herr Dunkel zur nämlichen Zeit etwas erschrocken und verblaßt wären?

Spargut. Blos deinetwegen, mein Kind. Ich dachte wirklich, es stieße dir etwas zu.

Warnick. Nein, dem Himmel sey Dank!

Spargut. Das ist mir lieb. Wir wollen unsere
Zeche nun richtig machen — He da! (Röschen kömmt.)
Was sind wir schuldig?

Röschen. Vier Groschen.

Spargut. Nicht zu wenig. Hier!

Röschen. Sprechen Sie uns bald wieder zu!

Spargut. Sind's eben nicht Willens. (Ab mit War-
nick, der Röschen hinter Sparguts Rücken Küsse zuwirft.)

Röschen. Ah! das ist ein garstiger Filtz! Meinetwe-
gen komm du vor dem Nimmermehrstag nicht wieder. An
solchen alten Knickern liegt mir so nichts.

(Ab.)

Sechster Auftritt.

Sprosser (von der andern Seite zurückkommend).

War's doch, als ob ich unter Sperlinge schöße. Der
Hauptmann verschloß sich in sein Zimmer: die übrigen
Herrschaften sind auch fort. — Ha ha ha! ich glaube, daß
die ganze werthe Gesellschaft, wenigstens der Hauptmann,
in Luifen geschossen ist. — Armer Held, laß dir nicht bei-
gehn, mein Nebenbuhler zu seyn. Kannst du schmeicheln,
tanzen, tändeln und auf Schoosbündchen Verse machen?
— Nein. Bist du in Paris gewesen? — Nein. Kannst
du das Journal der Moden auswendig? — Nein. Nun
so mangelt dir ja wahrhaftig! alles, was dich bei den
Damen empfehlen könnte. — Aber der Henker! was fällt
mir jetzt ein? Der Hauptmann kann fechten. — Wie?
wenn er mich nun herausfordert? — Höre, Sprosserchen,
überlege dir das recht! Du liebst Luifen, das ist wahr:

Aber den ehrlichen, gesunden Herrn Sprosser liebst du noch mehr. Luise ist ein schönes Mädchen; doch ein Hieb über die Nase und ein Schuß in den Leib sind verdammt häßliche Dinger.

Siebenter Auftritt.

v. Simpel. Sprosser.

v. Simpel (kasett herein.) Ergebenster Diener.

Sprosser. Serviteur.

v. Simpel. Um Vergebung, ist ein gewisser Simpel aus Walldorf hier angekommen?

Sprosser. Seit ich da bin, nicht.

v. Simpel. Es ist mein Bruder, den ich erwarte.

Sprosser. So?

v. Simpel. Jedoch nur in Ansehung der Geburt, nicht des Standes; denn ich bin, ohne Ruhm zu melden, geadelt.

Sprosser. Mein Herr von Simpel, Ihre Bekanntschaft freut mich.

v. Simpel. Dero werther Name?

Sprosser. Ist Sprosser.

v. Simpel. Herr von Sprosser?

Sprosser. Bitt' um Verzeihung.

v. Simpel. Des hat nichts zu sagen!

Sprosser, Das denk' ich auch.

v. Simpel. Sie haben vermuthlich ein gutes Plätzchen in einem hiesigen Collegio?

Sprosser. Nein, ich bin ein freier Weltbürger. Madame Fortuna hat mir so viel gegeben, daß ich ganz nach eigener Willkühr leben kann.

v. Simpel. Derselbe Fall bei mir.

Sproffer. Alle Fesseln, wären sie auch noch so sanft und leicht, sind mir unerträglich. Ich muß frei, wie ein Vogel in der Luft, heute hier, und morgen, wenn mir's gefällt, auf dem Wege nach Japan seyn können.

v. Simpel. Ganz meine Gefinnungen. Haben Sie schon die Welt gesehen?

Sproffer. Ein gutes Theilchen davon, Frankreich und England.

v. Simpel. O mein Scharmanter, so können Sie mir einige längst erwünschte Nachrichten geben.

Sproffer. Mit Vergnügen.

v. Simpel. Sind die Wege von hier nach Paris und London gut?

Sproffer. Gut und schlecht, wie alles in der Welt. — Sie haben gewiß auch ein Lüstchen hin?

v. Simpel. Ich kann nicht läugnen.

Sproffer. Haben wohl auch bereits Anstalten dazu getroffen?

v. Simpel. Allerdings. Unter andern Reisegeräthen hab' ich mich mit guten Taschenpistolen und einer Luftmaschine versehen.

Sproffer. Pistolen sind auf der Reise nicht übel, aber —

v. Simpel. Nicht allein auf der Reise, sondern auch in Gesellschaften. Geseht, ich reise nach Italien und bin auf einem Ball' in Rom; ein' schöne Donna winkt mir: „Pst! pst! junger Herr!“ Sie verläßt den Saal; ich folge; wir kommen auf die Straße; dort überfällt mich ein Nebenbuhler; der Kerl schimpft welsch; ich geb' ihm eine deutsche Ohrfeige; er zieht den Dolch; ich mein Terzerol,

spanne knips! knaps! den Hahn, schieße puff! den Grobian wie einen tollen Hund vor den Kopf, und ruhe dann in den Armen meiner Göttin.

Sprosser. Bravo, bravo! (Vor sich.) Ueber den Pin-
sel. (Laut.) Wozu wollen Sie aber die Luftmaschine brauchen?

v. Simpel. In tausend Fällen. Zum Exempel: Mein Schiff scheitert, Mann und Maus ertrinkt, mein Herr von Simpel aber setzt sich ruhig in seine Luftgondel und segelt ans trockene Land. — Oder ich verliebe mich in eine schöne Italienerin; der Herr Papa tobt und steckt sie ins Kloster; was thut nun mein pfiffiger Herr von Simpel? Husch! entführt er sie auf seinem Luftwagen daraus.

Sprosser. Ha ha ha! das ist dem alten Siegrimm recht.

v. Simpel. Ja, was soll ich da lange sackeln?

Sprosser. Sie reisen also — denn jeder Reisende hat doch einen gewissen Zweck — eigentlich verliebten Abenteuern nach?

v. Simpel. Auch den schönen Wissenschaften. — Wo blüht wohl jetzt die Dichtkunst am meisten?

Sprosser (vor sich). Ob er sich wohl eine Nase drehen läßt? (Laut.) In Holland.

v. Simpel. Wirklich?

Sprosser. Holland hat die größten Dichter, die je gelebt haben und leben werden.

v. Simpel. Was Sie sagen! — Nun, ich danke für die Nachricht und empfehle mich zugleich. Ich habe vor meiner morgenden Reise noch tausenderlei zu thun; muß bei meinem englischen Sprachmeister noch eine Lektion abwarten, von meiner Braut Abschied nehmen —

Sprosser. Sie haben eine Braut? Darf man fragen —?

v. Simpel. Eine gewisse Mamsell Buchau.

Sproffer. Buchau? Luise Buchau? Unmöglich!

v. Simpel. Nicht wahr, Sie wundern sich, daß ich mich zu einer Mißheirath herablasse? Gewisse Umstände — Erlauben Sie, daß ich davon schweige. Adieu, mein Bester! (Geht ab.)

Achter Auftritt.

Sproffer. Hernach Röschen.

Sproffer. Auch dieser Schaffkopf mein Nebenbuhler? Die Buchau müßte toll seyn, wenn sie den Narren mir vorzöge. Doch wie läßt sich das denken? (Betrachtet sich mit Selbstgefälligkeit.) Heh da, Röschen!

Röschen (kommt). Was befehlen Sie?

Sproffer. Kennst du den Herrn, der eben wegging?

Röschen. Ich werde doch wohl den Herrn von Simpel kennen. Haben Sie ihn denn nie in des Kaufmann Sparguts Laden gesehen?

Sproffer. Nein. Was sollt' er auch da gemacht haben?

Röschen. Er verkaufte Zucker, Kaffee und dergleichen.

Sproffer. Wer? Der Herr von Simpel? Ein Edelmann?

Röschen. Ei bewahre! Nicht der Herr von Simpel, sondern Mosse Simpel. Sein Adel ist noch ganz neubacken. Als ein ehrlicher Pächterssohn und wohlbestallter Kaufmannsbursche gewann er vor einem halben Jahre das große Loos in der Braunschweiger Lotterie, kaufte sich einen Adelsbrief und hing Wag' und Gewicht an den Nagel.

Sproffer. So ist das Ding? Der Ladenprinz muß

sich in einen See von Rosenwasser getaucht haben, daß man ihm den schwarzen und gelben Taback nicht mehr anriecht. — Ade, Kösel. Schreib' an!

Neunter Auftritt.

Köschen.

Schon wieder anschreiben? — Er fängt's an, wo er's gelassen hat. Es ist doch Sünd' und Schande, daß so ein Großthuer in der halben Welt herum Wind macht und in seiner Vaterstadt drei lumpige Groschen schuldig bleibt. (Sie schreibt an eine Tafel an.) Nu, was trappelt denn schon wieder draußen? (Geht nach der Thür.)

Zehnter Auftritt.

Simpel (in Reisekleidern). **Schnapp** (einen Koffer tragend). **Köschen.**

Schnapp. Guten Tag, Füngferchen! Hier bring' ich Ihr einen Gast, einen feinen, jungen Herrn vom Lande.

Köschen. Läßt sich Herr Schnapp auch einmal sehen?

Simpel (mit einfältigem Wesen). Diener, Mamsell.

Köschen. Ihre Dienerin. Ich will Ihnen gleich ein gutes Zimmer besorgen.

(Geht ab.)

Filfter Auftritt.

Simpel. Schnapp.

Simpel. Hol's der Kukuk! ein schmuckes Ding.

Schnapp. Lassen Sie sich von den Stadtmädchen nicht blenden. Es sind Schlangen unter Rosen. Vorge-
than und nachgedacht, hat Manchen schon in Leid gebracht. Ueberhaupt prägen Sie sich bei Ihrem ersten Ausflug vom Dorf in die Stadt das Sprüchwort ein: Würfel, Weiber und Weinbeer machen den Beutel leer.

Simpel. Nur ein einzig Schmäzel will ich ihr geben. (Will fort.)

Schnapp (hält ihn zurück). Bleiben Sie doch! bleiben Sie doch! O was werden Sie für Lehrgeld geben müssen! Sie sind, frei von der Leber weg zu reden, ein wenig gar zu unbedachtsam. Wie ich, zum Exempel, auf der Post Ihren Koffer nahm und forttrug, da fragten Sie nicht: Wer bist du? oder: was machst du? sondern trollten ruhig hinterdrein. Wär' ich kein ehrlicher Kerl gewesen, ich hätte Sie, wer weiß wohin, führen und um all' Ihre Habseligkeiten pressen können. Damit Sie's aber nur wissen, ich that's auf Befehl Ihres Herrn Bruders. Da lesen Sie. (Gibt ihm ein Billet.)

Simpel (erbricht's und liest etwas buchstabirend): „Ueberbringer, ein hiesiger Lohnbedienter, hat von mir Befehl, dich auf der Post zu erwarten und ich Gasthof zum goldnen Hahn einzulogiren. Bald werde ich mich selbst zu dir erheben. Dein wohlaffectionirter Bruder.“ — Gut, gut. Wie heißen Sie, Herr Lohnbedienter?

Schnapp. Ja, nun fragen Sie erst. Mein Nam' ist Schnapp.

Simpel. Ein schöner, lustiger Name. Wornach schnappen Sie denn? Hä! hä!

Schnapp. Nach dem täglichen Brode, wenn ich's auf ehrliche Weise haben kann. Ehrlichkeit besteht, wenn alles vergeht. — Das Zetermädel sucht aber auch lang nach einer Stube. Ich muß nur sehen, woran's liegt.

Simpel. Will auch mit sehen.

Schnapp. Nein, bleiben Sie da. Hier kommen der Herr Bruder. (Verbeugt sich gegen von Simpel und geht ab.)

Zwölfter Auftritt.

v. Simpel. Simpel. In der Folge Schnapp.

v. Simpel. Willkommen in der Stadt.

Simpel. Gott grüß' dich, Bruder. Thats mir schreiben, daß ich in die Stadt kommen sollte; nu, da bin ich. (Ergreift seine Hand und schüttelt sie.)

v. Simpel (zurücktretend). Nicht so hui! Es hat sich, seitdem wir uns nicht gesehen, manches geändert.

Simpel. Geändert? Weiß von nichts.

v. Simpel. Ich aber weiß, daß ich in den Adelstand erhoben worden bin, und daß es unschicklich ist, wenn ein Bürgerlicher gegen einen Edelmann so familiär thut. Zum Glück sah es kein Cavalier.

Simpel. Sapperment! Hast du denn vergessen, daß Pächter Simpel unser Beider Papa war?

v. Simpel. Papa hin! Papa her! Ich bin durch kaiserlichen Brief und Siegel Edelmann, vor dem Jeder, der's nicht ist, Respekt haben muß. Merk dir das, Dorfjunge.

Simpel (furchtsam). Ich will Respekt haben, lieber Bruder —

v. Simpel. Gnädiger Herr Bruder heißt's. Wenn du mich nicht so nennen willst, so geh' unter deine Bauern zurück.

Simpel. Ach! laß mich nur hier in der schönen Stadt; ich will dich nennen, wie du's haben willst. — Ehe ich's vergesse: Die liebe Mutter läßt dich grüßen, gnädiger Herr Bruder, und dir sagen, wenn du etwa in Sparguts Laden etwas Zucker und Kaffee weggefixelt hättest, so solltest du's ihr doch ablassen.

v. Simpel. Unverschämter! Wie kannst du dich unterstehen, einen so beleidigenden Auftrag an mich auszurichten? Wärst du nicht so dumm, wie deine gehörnten Dorfgesellschafter, so glaubt' ich, du wolltest mich foppen.

Simpel. Das wollt' ich wahrhaftig nicht! gnädiger Herr Bruder. — Gib dich zufrieden und laß' mich hier in der schönen Stadt; bitte, bitte.

v. Simpel. Nun, du sollst hier bleiben, und während ich auf Reisen bin, meine Zimmer bewohnen.

Simpel. Auf Reisen willst du gehn?

v. Simpel. Versteht sich. Ein Herr von meinem Stande muß wenigstens Frankreich, England und Italien sehen. Auch will ich mich ungefähr einen Monat in Holland aufhalten, um Poesie zu studieren.

Simpel. Poesie? Ein schönes Wort! Bedeutet es etwa die Kunst, Butter und Käse zu machen? Das sollen die Holländer, wie unser Verwalter sagt, perfekt verstehen.

v. Simpel. Ueber dich, Strohkopf! Poesie ist die Kunst, zu reimen, wie zum Exempel: Sonne — Wonne, Simpel — Gimpel.

Simpel. Also das können die Holländer?

v. Simpel. Du hörst's ja. Sie haben die größten Dichter, die je gelebt haben und leben werden.

Simpel. Das soll's erste seyn, was ich unserm Verwalter schreiben thue.

v. Simpel. Hab' ich dir denn schon gesagt, daß ich mich nach meiner Zurückkunft vermählen werde?

Simpel. Nicht ein Sterbenswörtchen. Mit wem denn?

v. Simpel. Mit Mamsell Buchau. Es ist schon so gut, als richtig. Sie hat zwar mehr Freier; es sind aber lauter bürgerliche Schächer, über die mein Adel leicht siegen wird. Die Gelegenheit, gnädige Frau zu werden, hat ein Frauenzimmer nicht alle Tage.

Simpel. Da hast du Recht. Ei! wie freu' ich mich auf die Hochzeitkuchen und aufs Strumpfbänderabnehmen!

v. Simpel. Zieh' dich alsdann hübsch ordentlich an. Du sollst meiner Braut dein Compliment machen.

Simpel. Wie stell' ich mich dabei an?

v. Simpel. Je nun, du machst zwei bis drei Verbeugungen — oder in deiner Dorfsprache Scharrfüße — und küssest ihr dann die Hand. (Schnapp kömmt zurück.) Hör' Er, Schnapp, zeig' Er doch alsdann meinem Bruder, wie er sich bei einer jungen Dame benehmen soll.

Schnapp. Das Benehmen bei jungen Damen ist mancherlei, gnädiger Herr.

v. Simpel. Alter Schächer! Ich meyne beim Eintritt ins Besuchzimmer. Zeig' Er ihm drei Complimente und die Manier des Handkusses.

Schnapp. Nun versteh' ich.

v. Simpel. In einer halben Stunde hol' ich dich ab, Bruder.

(Geht ab.)

Dreizehnter Auftritt.

Simpel. Schnapp.

Schnapp. Ihr Zimmer ist bereit. Wir wollen einziehen.

Simpel. Lieber Herr Schnapp, zeigen Sie mir doch erst meine drei Complimente. Es ist mir recht bange dafür.

Schnapp. Warum nicht gar bange? Was ist denn leichter, als ein Complimentir-Narr zu seyn? Kommen Sie, wir wollen oben ein Pröbchen machen. (Nimmt den Koffer und geht mit Simpel ab.)

B w e i t e r A k t.

(Die Scene Luisens Zimmer).

Erster Auftritt.

Luiſe (an der Toilette). **Suſchen.**

Luiſe. Ich glaube, du träumſt. Sproſſer iſt ja in Italien.

Suſchen. Was ich Ihnen ſage: er iſt geſtern wieder angekommen und wird binnen einer halben Stunde bei Ihnen ſeyn.

Luiſe. Unmöglich.

Suſchen. Aber doch wahr. — Ich habe ja ſeinen Bedienten ſelbſt geſprochen und ihm geſagt, daß Sie dieſen Morgen zu Hauſe ſind.

Luiſe. Das haſt du nicht gut gemacht.

Suſchen. Ja doch, wer's nicht wüßte.

Luiſe. Hüßſch naſeweis! Du denkſt wohl gar Dank verdient zu haben?

Suſchen. Man darf nicht immer reden, wie man denkt.

Luiſe. Deine Gedanken möchten auch oft der Rede nicht werth ſeyn.

Suſchen. Ach! wir wollen doch die liebe Zeit nicht verſtreiten. Halten Sie ſtill, daß ich Ihre Locken vollends

in Ordnung bringen kann. Er wird, wahrhaftig! gleich kommen.

L u i s e. Laß ihn doch! Seinetwegen darf sich kein Haar anders legen. Der windige Mensch ist mir unerträglich.

S u s c h e n. Hm! er ist doch wohl besser, als der simple Herr von Simpel, oder Spargut, nebst seinem frommen Better, oder —

L u i s e. Schweig! denn ich merke, daß du den Hauptmann Hohwald nennen willst.

S u s c h e n. Ja, ich wollt' es.

L u i s e. Nun, ich dächte doch, dieser verdiente nicht mit Jenen in eine Klasse gesetzt zu werden.

S u s c h e n. Ach! mir gefällt er gar nicht.

L u i s e. Viel Unglück für den armen Mann.

S u s c h e n. Er ist so mürrisch und trocken —

L u i s e. Dafür faselt er nicht, wie Sprosser.

S u s c h e n. Alles, was er denkt, sagt er geradezu.

L u i s e. Sprosser heuchelt und schmeichelt, und sagt alles, nur just das nicht, was er denkt.

S u s c h e n. Ueberdieß ist der Kapitän ein so übertriebener guter Wirth, daß man ihn fast gar einen Knicker nennen möchte.

L u i s e. Ja, da hast du Recht, das ist ein unverzeihlicher Fehler, nach dem Urtheil aller — Kammerjungfern.

S u s c h e n. Nein, wahrhaftig! Sie verkennen mich in diesem Punkte.

L u i s e. Stille! stille!

S u s c h e n. Ich bin nicht von der Art, daß ich —

L u i s e. Pf! es schien mir, als pochte Jemand. —
Sieh hin!

Suschen (läuft an die Thüre). Ziemlich! der Herr Hauptmann!

(Suschen läßt ihn herein und geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Hauptmann Hohwald. Luise.

Luise (steigt ihm entgegen). O mein Hohwald! Sind Sie's, oder ist's Ihr Geist? So unverhofft! — Sie kommen wahrlich wie der Wolf in der Fabel.

Hauptmann (kalt). Ich glaube wohl, daß ich Ihnen wie ein Wolf vorkommen mag.

Luise. Sie scherzen. Wie so?

Hauptmann. Weil Sie befürchten, daß ich die zarten Lämmchen, Ihre Liebhaber, zerreißen möchte.

Luise. Welch ein Ton! Verdien' ich diese Vorwürfe?

Hauptmann. Fragen Sie Ihr Herz!

Luise. Das sagt Nein.

Hauptmann. Aber die Stadt und Ihre eignen Anbeter sagen Ja!

Luise. Die Stadt und meine Anbeter? — Weg mit dieser Räthselssprache! Entdecken Sie mir offen und frei, was Sie gegen mich haben.

Hauptmann. Kennen Sie einen gewissen Sprosser?

Luise. Dacht' ich's doch, daß der Sturm aus dieser Gegend käme. — Ja, ich kenn' ihn.

Hauptmann. Nicht auch seinen Styl in Liebesbriefen?

Luise. Auch den. Leider! hat er mich genug damit verfolgt.

Hauptmann. Eine Verfolgung, die Ihnen vermuthlich ganz angenehm gewesen ist.

Luiſe. Freund, Freund, es werden Tage kommen, da Sie dieſer Spott reuen wird.

Hauptmann. Meinen Sie?

Luiſe. Gewiß. — Sie kennen wohl nicht einmal den Mann, auf den Sie eiferſüchtig ſind?

Hauptmann. O ja, ich bin ſo unglücklich, und der Wind von ſeinen Reiſen fauſt mir noch vor den Ohren.

Luiſe. Nun ſo werden Sie gemerkt haben —

Hauptmann (ſchnell einfallend). Daß er ein Narr iſt.

Luiſe. Sie nehmen mir das Wort aus dem Munde.

Hauptmann. Aber nicht den Gedanken aus dem Herzen.

Luiſe. Auch den, lieber Ungläubiger. Wie können Sie mir Liebe zu einem ſolchen Laſſen im Ernſte zutrauen?

Hauptmann. Sehr füglich; weil Liebe zu ſolchen Laſſen bei Ihrem Geſchlechte von jeher Modegeſchmack war.

Luiſe. O wie hat ſich Ihr Herz verändert! Sonſt galt ich Ihnen mehr, als Andre meines Geſchlechts, aber nun —

Hauptmann. Nun ſeh' ich leider! daß Sie mir zu viel gegolten haben.

Luiſe. Sprach das wirklich mein Hohwald, oder täuſchten mich meine Ohren? — Gott weiß, Sie thun mir unrecht.

Hauptmann. Unrecht? — Der gereiſte Narr rühmt ſich ja Ihrer Gunſt in öffentlichen Gaſtſtuben; verſichert, daß ſie in unzähligen Briefen —

Luiſe. Das rühmt er? das verſichert er? O der

schändliche Prahler! Nie hab' ich ihn geliebt, nie ein Wort an ihn geschrieben.

Hauptmann. Wie? Die Frechheit solcher Erdichtungen wäre ja ohne Beispiel.

Luiſe. Sehn Sie, wie unglücklich wir Mädchen sind. Die Zunge jedes Nichtswürdigen herrscht über unsern guten Ruf.

Hauptmann. Wären Sie wirklich unschuldig, Luiſe? — Ueberzeugung davon wollt' ich gern mit meinem Blut erkaufen.

Luiſe. Sie sollen wohlfeiler dazu kommen. Warten Sie einen Augenblick. (Geht ins Nebenzimmer.)

Dritter Auftritt.

Hauptmann Hohwald (geht nachdenkend auf und ab).

Sollte der Schwäger wohl zu viel gesagt haben? — O, hätt' er's doch! Dießmal wäre Lüge besser, als Wahrheit.

Vierter Auftritt.

Luiſe. Hauptmann Hohwald.

Luiſe (mit einem Packer zurückkommend). Hier bring' ich Ihnen die ganze Sammlung von Briefen und Versen, womit mich Sprosser bestürmt hat. Vor Ihren Augen will ich sie ihm mit Ausdrücken der tiefsten Verachtung und dem Verbot meines Hauses zurücksenden.

Hauptmann. Wollen Sie dieses Geschäft mir überlassen?

Luiſe. Niemand lieber. (Uebergibt ihm das Packet.)

Hauptmann. Beste Luiſe, nun ſind Sie gerechtfertiget, nun bedarf ich Verzeihung. Kann ich ſie hoffen?

Luiſe. Mein Herz vergab Ihnen ſchon.

Hauptmann. Tausend Dank. Sie ſtrafen mich durch Sanftmuth; aber deſto größer war mein Verbrechen, eine Seele, wie Sie, zu beleidigen. Ich ſchäme mich vor mir ſelbſt, daß ich mich von dem nichtswürdigen Buben dazu verleiten ließ. Doch er ſoll dafür büßen. Leben Sie wohl bis auf Wiederſehen! (Will gehen.)

Luiſe. Wohin, lieber Hohwald? Sie wollen doch nicht etwa die Sache mit dem Degen ausmachen?

Hauptmann. Ungerügt darf, bei Gott! die ſchändliche That nicht bleiben.

Luiſe. Das ſoll ſie nicht; nur wählen Sie einen Weg, auf dem Sie nicht alles, ſelbſt Ihr Leben wagen.

Hauptmann. Ha! bei dieſer Windpuppe wag' ich nichts.

Luiſe. Aber doch Ruh' und Glück, wenn er durch Ihre Hand fällt.

Hauptmann. So weit ſoll's nicht kommen; ich will ihn nur zeichnen, damit ſich Jeder an ihm ſpiegle, der mit ungenoßner Liebe prahlt.

Luiſe. Lieber Hohwald, wer iſt im Zorn ganz Herr über ſich ſelbſt? Wie leicht thun Sie mehr, als Sie wollten, müſſen flüchten, und wir ſehen uns vielleicht nie wieder. Bedenken Sie das!

Hauptmann. Sie ſtellen ſich die Sache wirklich etwas zu fürchterlich vor, beſte Luiſe; aber Ihr Wille ſey mein Geſetz! — Ein rechtſchaffener Mann entehrt auch

beinahe seinen Degen, wenn er ihn gegen einen solchen Menschen zieht. Hier ist meine Hand; ich schlage mich nicht.

L u i s e. Ein Wort, ein Mann. Jede andere Demüthigung des Verläumders ist mir erwünscht.

H a u p t m a n n. Nun so will ich ihm ein Blättchen senden, das er gewiß nicht an den Vorhang heften soll. — Sie haben doch Feder und Dinte?

L u i s e. O ja, wenn gleich nicht zu Liebesbriefen an Sprossern. (Sie zeigt ihm einen Tisch mit Schreibzeug.) Hier finden Sie alles.

H a u p t m a n n. Nun bitt' ich, mir einen Boten rufen zu lassen.

L u i s e (geht ab).

Fünfter Auftritt.

Hauptmann Hohwald (schreibt und spricht dazwischen).

Hätt' ich doch diesmal den Schurken nicht gesehen, nicht gesprochen, wie wohl wäre mir! — Welche Verblendung riß mich aber auch hin, ihm zu glauben, da ich seinen Leichtsinne kenne? —

Sechster Auftritt.

L u i s e. Hauptmann Hohwald.

L u i s e (zurückkommend). Schon fertig?

H a u p t m a n n. Ja. Wollen Sie hören?

L u i s e. Wenn ich bitten darf.

Hauptmann (liest): „Mein Herr, Sie sind ein „Windbeutel. Hier folgt Ihr an Luise geschrieben „Unsinn zurück, und der Weg zu ihr geht künftig über „meine Klinge. Hohwald.“ — Nun, was meinen Sie?

Luise. Daß Ihr Styl so körnig ist, als ob Sie ihn in der Epoche der Kraftgenies gebildet hätten.

Hauptmann. Hier ist er doch wohl am rechten Orte?

Luise. Hier oder nirgends.

Siebenter Auftritt.

Suschen. Luise. Hauptmann Hohwald.

Suschen (mit einem Lichte). Der verlangte Bote ist da.

Hauptmann (indem er aus seinem Billet und Sproffers Briefen ein Packet macht und es siegelt). Wer ist er? Kann man sich auf ihn verlassen?

Suschen. Ganz. Es ist unser Nachbar Thoms, den die Leute gewöhnlich Mantel-Thoms nennen, weil ein alter grauer Mantel seine ganze Garderobe macht.

Hauptmann. Gut. Er soll dieß Packet sogleich zu Sproffern tragen und mir Antwort bringen.

Suschen (geht ab).

Achter Auftritt.

Luise. Hauptmann Hohwald.

Luise. Nun, lieber Poltergeist, sind Sie doch wohl ruhig?

Hauptmann. Von dieser Seite ganz; — aber —

L u i s e. Schon wieder ein Aber?

H a u p t m a n n. Das jedoch nicht von jener Art ist und mich allein betrifft.

L u i s e. Sie allein? — Wir schöpfen ja Freuden und Leiden aus einer Quelle: Wie kann also Ihr Eimer trübe und meiner hell seyn? — Nennen Sie mir doch Ihren Kummer!

H a u p t m a n n. Er heißt —

L u i s e. Nun?

H a u p t m a n n. Ewiger Verlust meiner Luise.

L u i s e. Sie schwärmen, daß man sich des Lachens kaum enthalten kann. — Wenn ich, wie ich hoff' und vermuthete, Ihre verlorene Luise bin, so möcht' ich doch wissen, wer sie Ihnen genommen hat?

H a u p t m a n n. Mein Schicksal, ein verabschiedeter Officier zu seyn.

L u i s e. Sie verabschiedet? — (Bärtlich.) Doch nur von Ihrem König — nicht von mir.

H a u p t m a n n. Von Ihnen muß ich als rechtschaffener Mann mich selbst scheiden. — Alle Aussichten in eine glückliche Zukunft, die ich beim Anfang unserer Bekanntschaft hatte, sind vorüber, und ich würde nun sehr unedel handeln, wenn ich mich Ihnen noch aufdringen wollte.

L u i s e. Wer denkt das? — Sie werden aber doch ein Mädchen, das sich Ihnen aufdringt, nicht von sich weisen?

H a u p t m a n n. Auch das muß ich; denn diese himmlische Güte zu mißbrauchen, und Sie, gute Seele, mit mir in den Abgrund des Elends zu ziehen, wäre Niederträchtigkeit.

L u i s e. Also begeht der Unglückliche, der in einen Abgrund gefallen ist, woraus ihm ein Freund helfen will,

eine Niederträchtigkeit, wenn er die Hand des Retters ergreift?

Hauptmann. Allerdings, sobald er voraus sieht, daß er seinen Freund mit sich hinabreißen wird.

Luiſe. Das ist aber hier der Fall nicht. Sie wissen, ich hänge von Niemand ab, habe für uns Beide genug, und wünsche nichts mehr, als mein Biſchen Glück mit Ihnen zu theilen.

Hauptmann. O Luiſe, vergeben Sie mir, nennen Sie es nicht Starrſinn, wenn ich auch hierauf nichts antworten kann, als das: Es läuft wider die Ordnung der Natur und meine Grundſätze, daß der Mann unthätig des Weibes Brod iſt.

Luiſe. Hätt' ich doch nicht gedacht, daß mein Hohwald ſo ſtolz wäre.

Hauptmann. Stolz? — Wahrlich nicht. Soll es ja ſo heißen, ſo iſt es ein edler Stolz, den jeder Mann haben ſollte, und den ich wenigſtens mit ins Grab nehmen werde.

Luiſe. Faſt muß ich nun fürchten, mein guter Hohwald, daß ſie mich nicht mehr lieben und ſich durch Ausflüchte von mir loswinden wollen.

Hauptmann. O Gott, wie können Sie das glauben? — Lieb' und Rechtschaffenheit kämpfen um mich einen Kampf, der mein Innerſtes erſchütteret. Jene zieht mich zu Ihnen, und dieſe zurück. Wollen Sie, daß Rechtschaffenheit, die mir einſt, wenn ich auch auf dem ärmlichſten Strohlager oder auf dem Schlachtfelde ſterbe, die Augen ſanft zudrücken wird — wollen Sie, daß dieſe unterliegen und mich verlaſſen ſoll?

Luiſe (ſchweigt gerührt).

Hauptmann (nach einer kleinen Pauſe). Ihr Schweig-

gen verräth, daß Sie die Wahrheit meiner Worte fühlen. Das war mein Wunsch. Leben Sie wohl, Luise, und vergessen Sie mich! Ich werd' es nie können. (Will gehn.)

Luise. Sie wollen mich verlassen?

Hauptmann. Ich will nicht, ich muß.

Luise. Wo wollen Sie hin?

Hauptmann. Ins erste, beste Ausland, um wieder Dienste zu suchen.

Luise. Die Sie nicht brauchen, weil Sie hier unabhängig leben könnten.

Hauptmann. Meine Gründe dagegen —

Luise. Weiß ich; ist denn aber gar kein Ausweg?

Hauptmann. Keiner. Leben Sie wohl!

Luise. Sie eilen sehr. Wenn denken Sie zu reisen?

Hauptmann. Morgen.

Luise. Nun so können Sie mich heute noch einmal besuchen. Jetzt nehm' ich nicht Abschied von Ihnen.

Hauptmann. Warum wollen Sie, daß ich die Qual der Trennung doppelt fühlen soll?

Luise. Damit Sie unterdessen Zeit haben, sich anders zu besinnen.

Hauptmann. Das ist unmöglich.

Luise. Nun, ich gehe von meiner Bitte nicht ab.

Hauptmann. Ich will's thun; aber —

Luise. Kein Aber! Kommen Sie nur gewiß!

Hauptmann. So wahr ich ein ehrlicher Mann bin und bleiben will.

(Geht ab.)

Neunter Auftritt.

Luiſe, hernach **Suſchen.**

Luiſe (allein). Ich muß ihn glücklich machen, es gehe wie es wolle. (Sie klingelt, Suſchen kömmt.) Hat Spargut mein Geld geſchickt?

Suſchen. Er will ſelbſt aufwarten.

Luiſe. Ueber den unausſtehllichen Mann! Er zwingt mich, mein Kapital aus ſeiner Handlung zu nehmen, denn ich kann keinen Thaler ohne Zinſen ſeiner eckelhaften Zärtlichkeit zurückbekommen. Wenn ich nur ihn und alle, die mich mit Liebe verfolgen, los wäre!

Suſchen. Auch den Hauptmann?

Luiſe. Der verfolgt mich nicht, ſondern flieht mich.

Suſchen. Ein ſonderbarer Liebhaber!

Luiſe. Wohl gar nicht nach deinem Geſchmack? — Kurz, noch heute müſſen meine Peiniger, Spargut, Warnick und Simpel erfahren, daß ich ſie haſſe, als Liebhaber bis in den Tod haſſe.

Suſchen. Und den Herrn Hauptmann lieben, bis in den Tod lieben.

Luiſe. Schweig! Sproſſer hat ſeinen Laufpaß bereits durch Zurückſendung ſeiner Briefe bekommen.

Suſchen. Der arme Herr Sproſſer!

Luiſe. Wenn du deinen Dienſt und meine Gunſt behalten willſt, ſo ſprich nicht von ihm.

Suſchen (ſeufzt). Aber an die ſchönen Dukaten, die er mir manchmal für Beſtellung eines Briefchens gab, darf ich doch denken?

L u i s e. So lange du willst. Du wirst dich ohnedem künftig bloß am Andenken laben müssen, denn noch ehe die Sonne untergeht, haben die obengenannten Herren sammt und sonders ihren ewigen Abschied.

S u s c h e n. Sparguten und seinem Better möcht' ich gern noch ein Kläppchen anhängen.

L u i s e. Warum? Sie haben sich gewiß in deine Gunst nicht eingekauft?

S u s c h e n. Ach, deswegen nicht. Jener ist aber ein alter Susannenbruder, der eher ans Grab, als an die Brautkammer denken sollte, und dieser, ein junger Gelbschnabel, der noch kein Wörtchen mit Ihnen gesprochen und schon ein halbes Schock Liebesbriefe geschrieben hat. Das verdriest mich.

L u i s e. Mich nicht minder.

S u s c h e n. Wenn Sie erlaubten, wollt' ich einen Spas erfinden, wodurch Sie Ihre Absicht erreichten und dabei etwas zu lachen hätten.

L u i s e. Ach geh! geh! — Doch laß hören, weil wir just nichts bessers zu thun haben.

S u s c h e n. Ja, ich muß erst meinen Gedanken Audienz geben. Pst! (Sie horcht an die Thüre.) Spargut krecht auf der Treppe.

L u i s e. Nun so laß mich mit ihm allein.

S u s c h e n. Fertigen Sie ihn nur noch nicht ganz ab. Ich will gehen und auf meinen Schwanz denken.

(Geht ab.)

Zehnter Auftritt.

Spargut. Luise.

Spargut. Dienerchen, Dienerchen, schönste, goldenste Mamsell.

Luise. Ihre Dienerin, Herr Spargut. Bringen Sie mir Geld?

Spargut. Ja, liebes Täubchen, ja. (Zieht einen Beutel heraus.) Hier hab' ich hundert schöne Braunschweiger Füchse, die noch kein Jude gestriegelt hat. Hören Sie, wie sie im Stalle wiehern? (Schüttelt den Beutel.)

Luise (darnach langend). Geben Sie her, tändeln Sie nicht.

Spargut. O die allerliebste, schöne Hand. (Küßt ihr zärtlich die Hand.)

Luise. Sie machen mich böse.

Spargut. O die herrlichen, zuckerpapierblauen Augen, sogar im Zorn noch schön!

Luise. Liebkosen Sie den Wänden! (Will gehen.)

Spargut. Bleiben Sie, mein Engel. Ich habe Ihnen etwas von Wichtigkeit zu sagen.

Luise. Das Wichtigste vor der Hand ist, daß Sie mir mein Geld geben.

Spargut. Es soll ohne Verzug geschehen, wenn Sie mir vorher erlaubt haben, als ein alter, wahrer Freund mit Ihnen zu sprechen.

Luise. In beliebter Kürze, wenn ich bitten darf. Wollen Sie sich nicht setzen?

Spargut. O meine Unterthanen haben noch Kraft

genug, mich aufrecht zu halten. Doch wenn Sie befehlen.
(Sie sehen sich.)

L u i s e. Nun was beliebt?

S p a r g u t. Ich weiß, daß Ihr Herr Vater, der mein Special war, Ihnen ein schönes Vermögen hinterlassen hat —

L u i s e. Sie sagen mir nichts Neues.

S p a r g u t. Haben Sie die Güte, mich ausreden zu lassen. — Also, daß sie ein erkleckliches väterliches Vermögen besitzen, weiß ich, und daß Sie ein allerliebstes Mädchen sind, seh' ich — (Rückt näher zu Luise und sieht ihr schwachend in die Augen.)

L u i s e (von ihm wegrückend). Ohne Flatterien! — Was folgt aus dem allen?

S p a r g u t. Aus dem allen folgt, daß mancher junge Springinsfeld auf Ihre Hand Speculation machen wird.

L u i s e. Immerhin! Nicht alle Speculationen glücken.

S p a r g u t. Nehmen Sie sich ja vor dergleichen Bur-
schen in Acht! Es sind Würmer, die sich in fremde Geld-
säcke hineinfressen; wahre Blitzstrahlen, die Gold wie
Wachs schmelzen, ohn' ein Fädchen am Beutel zu versen-
gen; junge, wilde Füllen, die man nicht anders, als im
Nothstall des Wechselarrests zahm machen kann. Ich
werde jetzt so einen Wildfang hineinsperren lassen.

L u i s e. Was interessirt das mich?

S p a r g u t. Mehr, als Sie glauben. Es ist ein Be-
kannter, ein Freund, ein Liebhaber von Ihnen, mit einem
Worte: es ist der saubere Herr Sprosser, der Gott und
aller Welt, in specie aber mir zweitausend Reichsthaler
schuldig ist.

L u i s e. Die ich doch für ihn nicht etwa bezahlen
soll? —

Spargut. Ei! das will ich ja nicht sagen.

Luiſe. Nun was denn ſonſt? Machen Sie doch, daß Sie auf die Ruhanwendung ihrer langen Predigt kommen.

Spargut. Sehen Sie, ſüßes Herzchen. (Rückt zu Luiſen.)

Luiſe (rückt weiter). Ich höre recht gut in der Ferne.

Spargut. Sehen Sie, ich wollte ſagen und rathen, daß Sie ſich bei ſo bewandten Umſtänden in kein Geſchäft mit vorerwähntem Sproſſer einlaſſen möchten, wenn er etwa Ihre Hand negoziren wollte.

Luiſe. Wenn das Ihre Sorge iſt, ſo können Sie ruhig ſchlafen.

Spargut. Wirklich? Das iſt ſchön, das entzückt mich. (Klopft in die Hände.)

Luiſe. Sie nehmen außerordentlich lebhaften Antheil. Entzücken Sie mich nun auch wieder und zählen Sie auf.

Spargut. Haben Sie doch nur einen Augenblick Geduld, kleine Wefpe. Sie laſſen Einen gar nicht ausreden. Ich faſſe mich ja ſo kurz, als möglich. — Sehen Sie, ich wollte ſagen, weil es demnach gefährlich ſey, ſich mit einem ſo kreditloſen Menſchen in ein Negoz über Hand und Vermögen einzulaſſen —

Luiſe. Ihr Gedächtniß wird ſehr ſchwach. Das haben Sie nun ſchon dreimal geſagt.

Spargut. Und muß es nun zum vierten Male ſagen, weil Sie mir mit Ihrem Züngelchen dazwiſchen querlen. — Ich ſage alſo, weil es nicht rathſam iſt, ſich mit einem ſolchen lockern Burschen in ein Negoz über Hand und Vermögen einzulaſſen, ſo —

Luiſe (ärgerlich). Mein Gott! Sie —

Spargut. Still! bringen Sie mich nicht wieder aus

dem Concepte! — so sag' ich, wäre es besser, deshalb mit einem guten sichern Hause in Compagnie zu treten.

L u i s e. Sie sprechen nur immer von Hand und Vermögen; wo bleibt denn das Herz?

S p a r g u t. Ach! das folgt nach.

L u i s e. Mein's ist nicht so folgsam.

S p a r g u t. Wird sich schon geben, wird sich schon geben. Nun, mein Goldpüppchen, komm' ich mit einer Gewissensfrage: (Rückt nah' an Luise.)

L u i s e (rückt weiter).

S p a r g u t. Sollte sich wohl die Firma: Luise Buchau und — (ihr zu Füßen fallend) Tobias Spargut übel ausnehmen?

L u i s e (springt mit Gelächter vom Stuhl auf). Treffliche Firma!

S p a r g u t (mit emporgestreckten Armen vor Luise's Stuhle knieend). Darf ich hoffen? Ich verzweifle, mein Verstand macht Bankerott, wenn Sie mich nicht erhören.

L u i s e (fortlachend). Stehn Sie nur auf! Sie können doch das Jawort nicht gleich verlangen. Einige Bedenkzeit müssen Sie mir lassen.

S p a r g u t (freudig aufstehend). Ja, ja. Wie lange?

L u i s e. So zehn bis zwölf Jahre.

S p a r g u t. Tage, Tage werden Sie meinen, kleiner Spaßvogel; und die sollen Sie haben.

L u i s e. Nun mein Geld!

S p a r g u t. Gleich, gleich. (Nimmt ein Goldstück aus dem Beutel.) Sehen Sie einmal das schöne Gäulchen im gestreckten Galopp, mit goldner fliegender Mähne. Von diesem Schlage hab' ich hundert, und alle stehen zu Dienste; doch, süßes Kind, nach keiner andern Zählmethode, als so! (Nimmt das Goldstück in den Mund und will Luise'n küssen.)

Ein Mäulchen — ein Gäulchen. Ein Gäulchen — ein Mäulchen.

L u i s e. Ein altes Herrchen und noch ein Närrchen. Warten Sie, ich will meine alte Köchin zu dieser Einkasfiring bevollmächtigen. (Eilends ab.)

S p a r g u t. Nein, Ihre eignen, süßen Lippen müssen mich quittiren.

(Folgt ihr nach.)

D r i t t e r A k t.

(Die Scene bleibt.)

E r s t e r A u f t r i t t.

Suschen. Hernach Luise.

Suschen (eilig hereinkommend). Mamsell Luise! Mamsell Luise!

Luise (aus dem Nebenzimmer). Was gibt's?

Suschen. Herr Sprosser ist da und will Ihnen aufwarten.

Luise. Sprosser? — Er muß des Hauptmanns Billet noch nicht erhalten haben. Weis' ihn ab!

Suschen. Schon hab' ich's versucht; aber er weicht und wanzt nicht.

Luise. Nun ich mag und kann ihn jetzt durchaus nicht sprechen. Spargut berechnet sich mit mir, und ich bin froh, daß ich den alten Ländler so weit gebracht habe. Du mußt ihn schlechterdings abweisen.

Suschen (will gehen).

Luise. Doch warte! Laß' ihn kommen und sage Sparguten, daß er ein wenig verziehen soll.

(Suschen geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Sproffer. Luise.

Sproffer (liegt auf Luise zu und läßt sich vor ihr auf ein Knie nieder). Mit den Winden um die Wette flog ich aus England, um Ihre Hand zu küssen.

Luise (zurückweichend). Mein Dank dafür wird sehr hinter Ihrer Eilfertigkeit zurückbleiben.

Sproffer. Sonne der Schönheit, woher diese grönländische Kälte?

Luise. Mond der Narrheit, woher diese zudringliche Hitze?

Sproffer. Was hör' ich?

Luise. Herzliche Wahrheit.

Sproffer. Sie scherzen in der That etwas lange und bitter.

Luise. Ich scherzen? mit Ihnen scherzen, der meine ganze Verachtung verdient, dem ich hiermit mein Haus auf ewig verbiete? — Meine Gründe wird Ihnen Ihr Gewissen, und wenn auch das schweigt, ein Brief vom Hauptmann Hohwald sagen.

(Geht schnell ab.)

Dritter Auftritt.

Sproffer (steht einige Augenblicke in Gedanken und lacht dann laut).

Eine schöne Geschichte! — Richtig, der Hauptmann Hohwald — dacht' ich's doch. Ha, ha! Eine schöne Ge-

schichte! Ich weiß noch nicht, ob ich eine komische Romanze oder traurige Ballade daraus machen soll. — Am besten ist's, Sproffer, du gibst dich zufrieden. Laß fliegen, was nicht bleiben will. Solche Vögel gibt's mehr.

Vierter Auftritt.

Suschen. Sproffer.

Suschen. Ist Ihre Audienz schon vorbei?

Sproffer. Lange. Sie war kurz und erbaulich, mein Engel. (Streichelt ihr das Kinn.)

Suschen. Gehen Sie! Wenn's Mamsell Luise sähe!

Sproffer. Immerhin! Wir sind geschiedne Leute.

Suschen. Ei! warum nicht?

Sproffer. Ja, ja. Sie hat mir die Thüre gewiesen; doch wächst mir kein graues Haar darüber. Ich löffle wohl und wand're aus einem Haus' in's andre.

Suschen. Das ist leider! der Mannspersonen Art. — Doch wodurch haben Sie denn meine Herrschaft so aufgebracht?

Sproffer. Was weiß ich? Erst war sie kalt, wie Eis, dann sprühte sie Feuer, und hiermit war das Lied am Ende.

Suschen. Ha! nun geht mir ein Licht auf. — Wie vorhin der Kaufmann Spargut bei ihr war, horcht' ich ein bißchen, und hörte, daß er sie entseßlich anschwärzte.

Sproffer. Ueber den Schurken! Was sagt' er denn?

Suschen. J! Sie wären Gott und aller Welt, und ihm selbst zweitausend Thaler schuldig.

Sproffer. Ich zweitausend Thaler dem alten Sa-

tan? — Wo wohnt er? Ich will hin und ihn zusammen-
walken, daß er noch im Grabe an mich denken soll.

Suschen. Pst! pst! lärmten Sie nicht so. Er ist
noch hier im Hause.

Sproffer. Wo? wo? (Läuft nach allen Thüren.)

Suschen (hält ihn zurück). Ach Gott! Sie werden
doch nicht Mord und Todtschlag begehen wollen?

Sproffer. Nein, nein; ich will nur ein wenig un-
gebrannte Asche dem Schuft auf den Buckel streuen. (Macht
mit dem Stock die Pantomime des Ausprügelns.)

Suschen. Sie machen mich unglücklich. Wenn die
Mamsell erfährt, daß ich gehorcht habe, jagt sie mich aus
dem Dienste.

Sproffer. Liefre mir ihn gutwillig aus, so will ich
recht säuberlich mit ihm verfahren, und er soll gar nicht
merken —

Suschen. Wie soll ich's aber machen?

Sproffer. Sag' ihm geradezu, daß ich ihn sprechen
wolle.

Suschen. Verrathen Sie mich nur nicht!

(Geht ab.)

F ü n f t e r A u f t r i t t .

Sproffer. Dann Spargut.

Sproffer (geht einigemal trällernd auf und ab).

Spargut. Dero Verlangen zu gehorsamster Folge.

Sproffer. Bester Mann, wir haben uns noch nicht
umarmt. (Preßt ihn zusammen.)

Spargut. Ah! Luft! — Ihre Freundschaft ist allzu thätig.

Sprosser. O ich bitte — nichts als eine schwache Erwiederung der Ihrigen.

Spargut. Man dient gern, wenn man kann. Aber die Zeiten werden gar zu schwer, und meine Kasse ist jetzt so erschöpft, daß ich genothdrungen bin —

Sprosser. Um Rückzahlung der mir geliehenen zweitausend Thaler zu bitten? Nicht wahr?

Spargut (vor sich). Ah! er verrechnet sich um achtzehnhundert Thaler; das ist ein Fang! (Laut.) Ja, wenn es dieselben nicht übel deuten wollten.

Sprosser. Nein, gar nicht. — Doch wie ist mir denn? Bin ich Ihnen wirklich volle zweitausend Thaler schuldig?

Spargut. Wie ich nicht anders weiß.

Sprosser. Besinnen Sie sich doch. Ihr Gedächtniß ist vielleicht eingeschlafen; wir wollen's aufrütteln.

(Paßt ihn bei der Brust und schüttelt ihn.)

Spargut. Ach ja, ich besinne mich, es sind nur eintausend Thaler.

Sprosser. Ihre Memorie scheint immer noch schlaftrunken. (Schüttelt ihn stärker.)

Spargut. Halten Sie, halten Sie! Nun fällt mir's ein: Es sind nur zweihundert Thaler. Bitte sehr um Vergebung.

Sprosser. Sie haben eine verdammte Schlafmüße von Gedächtniß. Nun endlich hats sich's völlig ermuntert. Ja, zweihundert Thaler bin ich Ihnen schuldig und die sollen Sie gleich haben. Kommen Sie! Das Aufzählen möchte hier zu viel Lärm machen; ich habe etwas grobe Münzsorten. (Zeigt ihm den Stock und zieht ihn am Kragen fort.)

Spargut (indem er abgeführt wird). Inkommodiren Sie sich nicht; ich will das Wechselfchen prolongiren.

Sechster Auftritt.

Luiſe. Suſchen (kommen lachend aus dem Seitenzimmer).

Luiſe. Der klügſte Streich, den Sprower in ſeinem Leben machte.

Suſchen. Sehen Sie, er iſt nicht ſo ſchlimm, wie ihn der alte Griesgram abgemalt hat?

Luiſe. Trittſt du ihm immer noch die Brücke? Impertinent war's doch, daß er jetzt mein Zimmer wie ſein eigenes brauchte. — Apropos! wie ſteht's mit deiner Poſſe?

Suſchen. Glücklich ausgeſonnen. Es wird ein Nachſtück.

Luiſe. Nun?

Suſchen. Auf den Abend beſtell' ich Sparguten und ſeinen Vetter her, ohne daß Einer vom Andern etwas weiß; führe Jeden heimlich und beſonders in den Vorſaal, nehme das Licht weg und horche nun, wie ſie über die unvermuthete Zuſammenkunft erſtaunen und ſich anbieten werden.

Luiſe. Die Entdeckung würde freilich ganz luſtig ſeyn, weil ſie ſich wahrſcheinlich ihre Herzensgeheimniſſe noch nie vertraut haben.

Suſchen. Und o! Was wird Warrick für Augen machen, wenn er ſeinen ehrwürdigen Herrn Dunkel in Frauenzimmerkleidern erblickt.

Luiſe. Wie? Sparguten in Frauenzimmerkleidern?

Suschen. Ja, ich will ihn dazu bereden.

Luiſe. Gänſchen! dazu wird er ſich auch bereden laſſen.

Suschen. Ganz ſicher, wenn ich ihm ſage, daß er unter keiner andern Geſtalt Zutritt bei Ihnen erhält.

Luiſe. Was ſoll aber eigentlich die Mummerei?

Suschen. Bloß den Spaß vermehren. Er wird wie ein Geſpenſt ausſehen. Nun aber kömmt erſt noch das Beſte: Ich praktizire ihm ein paar ſilberne Löffel in die Taſche. Die muß alsdann unſer Chriſtian bei ihm finden und ihn beſchuldigen, daß er ſie in der Küche gemaust habe.

Luiſe. Nein, das geht zu weit; das erlaub' ich nicht. Es könnte ſchlimme Folgen haben.

Suschen. Sorgen Sie nicht! Ich will ſchon alles ſo karten, daß keine daraus entſtehen.

Luiſe. Wie dient aber der ganze Kram zu meiner Abſicht?

Suschen. Hören Sie nur! Sie kommen alsdann —

Luiſe. Still! es geht Jemand auf der Treppe.

Suschen (zur Thüre hinausſehend). Meiner Treu! Spargut kömmt wieder. Juſt wie gerufen. Wollen Sie im Nebenzimmer horchen, wie ich mein Luſtſpiel einleite?

Luiſe. Nimm dich nur in Acht, daß kein Trauerspiel daraus wird, ſonſt — (droht ihr mit dem Finger und geht ins Nebenzimmer.)

Suschen (ihr nachrufend). Ihre Rolle will ich Ihnen alsdann noch ſagen.

Siebenter Auftritt.

Suschen. Spargut.

Suschen (thut, als ob sie im Zimmer aufräume).

Spargut (steckt schüchtern den Kopf zur Thüre herein).

Suschen. Immer näher, Herr Spargut.

Spargut (noch in voriger Stellung, halblaut). Ist der Weg rein?

Suschen. Wie gefehrt; Sie müßten denn mich für ein bißchen Unrath halten.

Spargut (kümmt vollends herein, bleibt an der Thüre stehen und sieht sich furchtsam um). Ist Sprosser wieder da?

Suschen. Nein.

Spargut (näher sich). O das ist ein grundböser Bube!

Suschen. Hat er Ihnen etwas gethan?

Spargut. Fast umgebracht hat mich das Ungeheuer, und bloß weil ich mich versprach und sagte, er wäre mir zweitausend Thaler schuldig, da es freilich nur zweihundert find.

Suschen. Entsetzlich!

Spargut. Bedenke nur! Wie leicht kann man sich nicht einmal versprechen?

Suschen. Ei wohl. Es begegnet dem Pfarr auf der Kanzel. Wie kamen Sie denn noch von ihm los?

Spargut. Mit hundert Thalern, die ich ihm leihen mußte, hab' ich mein Leben gerettet.

Suschen. Sie mußten?

Spargut. Er wollte mich prügeln, und da fuhr mir in der Angst heraus, ob ich ihm mit hundert Thalern dienen könnte?

Suschen. Wie konnten Sie aber so unvorsichtig fragen?

Spargut. Du hörst ja, daß mir's in der Angst herausfuhr.

Suschen. Und er nahm's gleich an?

Spargut. Das kannst du denken. Ich mußte mit ihm aufs nächste Kaffeehaus, ihm da die hundert Thalerchen, die ich in schönem Golde bei mir hatte, geben, und nun war ich sein liebstes, bestes Spargutchen hinten und vorn.

Suschen. Je nun, auf solche Art sind Sie immer noch wohlfeil genug weggekommen.

Spargut. Wohlfeil genug? Hältst du denn hundert Thaler für einen Kapendreck? — Wahrhaftig! wäre mir nicht um deiner schönen Gebieterin Willen mein Leben noch lieb, ich wüßte nicht, was ich gethan hätte.

Suschen. Ich werd' es zu rühmen wissen.

Spargut. Kann ich sie jetzt sprechen?

Suschen. Nein; sie ist in dem Augenblick zu einer franken Freundin gegangen, und wird auch vor Abends nicht wieder kommen.

Spargut (mit dem Fuße stampfend). Nun, so wollt' ich, daß ich mich hätte todtschlagen lassen und meine hundert Thaler behalten hätte!

Suschen. Was bringt Sie aber so außer sich? Sie können ja meine Mamsell morgen sprechen.

Spargut. Nein, heute, heute, heute muß es noch seyn und wär's erst um Mitternacht.

Suschen. Das ist ganz unmöglich, denn sobald es dunkel ist, wird keine Mannsperson weder ins Haus gelassen, noch drinnen geduldet.

Spargut (schmeichelnd). Geh doch! wenn ich dir was ins Patschchen drücke —

Suschen. Und wenn's ein Beutel voll Dukaten wäre, so darf ich Sie nicht hereinlassen.

Spargut. Verdammter Streich! Ich habe mit Mamfell Luise einen gewissen Handel zu schließen und muß befürchten, daß mir binnen heut und morgen ein Andreer zuvorkommt.

Suschen. Wer kann helfen?

Spargut. Ach! du weißt gewiß Rath.

Suschen. Ein einziges Mittel gibt's; es ist aber so lächerlich, daß ich's gar nicht sagen mag.

Spargut. Was ist's? Geschwind!

Suschen. Sie müßten sich — Ach! ich kann's gar nicht sagen.

Spargut. Poß Blix! ich will's aber wissen.

Suschen. Je nun, Sie müßten sich als ein Frauenzimmer verkleiden.

Spargut. Ich als ein Frauenzimmer? Wie würd' ich aussehn!

Suschen. Zum Verlieben freilich nicht. Machen Sie's, wie Sie wollen.

Spargut. Also, wenn ich's thäte — ich frage nur zum Spaß — würd' ich ins Haus gelassen?

Suschen. Warum das nicht? Frauenzimmern ist unsere Thüre nie verschlossen.

Spargut. Könnt' ich auch alsdann gewiß mit Mamfell Luise sprechen?

Suschen. Zuverlässig. Punkt sieben Uhr ist sie wieder zu Hause.

Spargut. Höre, Suschen, Noth hat kein Gebot.

Suschen. Sie wollen sich also entschließen?

Spargut. Ich muß wohl. Wie zieh' ich mich denn ungefähr an?

Suschen. Wie eine gute, ehrliche Bürgersfrau, dächt' ich; doch wie Sie wollen.

Spargut. Deine Herrschaft wird doch aber nicht böse werden?

Suschen, Dafür steh' ich. Solche Spässe gefallen ihr, wenn nur der gute Name nicht dabei leidet.

Spargut. Topp! ich komme.

Suschen. Schlag sieben Uhr.

Spargut. Kein Haarbret später.

(Gilt ab.)

Achter Auftritt.

Luiſe. Suschen. Hernach Christian.

Luiſe (kommt aus dem Nebenzimmer).

Suschen (halblaut). Haben Sie gehorcht?

Luiſe (eben ſo). Pſt! er ſteht vielleicht noch draußen.

Suschen (ſieht vor die Thüre). Nein, er iſt fort.

Luiſe. Der einfältige Mann!

Suschen. Hörten Sie denn auch, wie ihm Sproffer hundert Thaler abgelockt hat?

Luiſe. Mit Unwillen hab' ich's gehört. Sproffers Charakter entwickelt ſich immer mehr.

Suschen. Die Plünderung eines Geizhalses —

Luiſe. Hältſt du wohl für erlaubt?

Suschen. Wenigſtens für verzeihlich.

Luiſe. Allerliebſte Grundſätze.

Christian (kommt). Der Herr von Simpel und ſein Bruder wollen aufwarten, und ſind ſchon da.

Luiſe. Es muß — es wird mir angenehm ſeyn.

Christian (geht ab).

Luiſe. Das ſoll ſeine letzte Viſite werden.

Suſchen. Ich will nun gehen und Warrnicken ins
Garn locken.

(Geht ab.)

Neunter Auftritt.

von Simpel. Simpel. Luiſe.

v. Simpel (im Hereinkommen halblaut zu ſeinem Bruder). Vergiß deine drei Complimente nicht! (Zu Luiſen.) Schönſte Luiſe, hier hab' ich die Ehre, meinen Bruder vorzuſtellen.

Simpel (bückt ſich dreimal und zählt halblaut). Eins, zwei, drei. (Küßt Luiſens Hand und wendet ſich dann zu ſeinem Bruder.) War's ſo recht?

Luiſe. Ich freue mich, Sie kennen zu lernen. Nehmen Sie Platz. (Sie ſetzen ſich.)

v. Simpel. Er wünſcht durch Ihren Umgang die Roſtſtellen ſeiner ländlichen Erziehung abzuschauern.

Simpel (einfältig). Ja, ja.

Luiſe (spöttiſch). Die Rolle eines Scheuerwiſches möchte wohl für mich zu wichtig ſeyn.

v. Simpel (in Verlegenheit). O nein — ja — Sie ſcherzen. (Stößt ſeinen Bruder.) Rede doch auch!

Simpel. Hm! — hm! — es iſt aber recht — recht kalt Wetter.

Luiſe. Ihre Bemerkung iſt ganz richtig.

Simpel. In der Heuärnte goß es wie mit Kannen.

Luiſe. Wirklich?

Simpel. Wie sind denn die Pflaumen hier gerathen? Bei uns gabs viel Zeugs; aber der Teutschel weiß, Sie wurden gar nicht süß, lösten sich nicht vom Kerne.

Luiſe. Die Obſtweiber unter meinem Fenſter führten die nämlichen Klagen.

v. Simpel. O verzeihen Sie, meine Theuerſte, daß Sie mein Bruder mit ſolchem Geſchwätz heimsucht. Laſſen Sie uns etwas Interessanteres ſprechen. Haben Sie ſchon in den Zeitungen geſehen, was die Königin von Frankreich jezt für eine neue Art von Band trägt?

Luiſe. Nein; und ich muß auch geſtehen, daß mich das weniger, als Ihres Herrn Bruders Pflaumennachrichten intereſſirt.

Simpel (bezeugt hinter ſeines Bruders Rücken Freude). Ja, mit Pflaumen nähren ſich Menſchen und Vieh —

Luiſe. Aber mit Bändern nicht. Sie haben vollkommen Recht.

Simpel (ſchmunzelt).

v. Simpel. Es regiert heute ein unglückliches Geſtirn, daß ich nichts, Ihres Beiſalls würdig, ſprechen kann.

Luiſe. Die armen Sterne ſind wirklich nicht Schuld.

v. Simpel. Ich wünſche Ihnen einige Worte ohne Zeugen zu ſagen.

Luiſe. So? — Nun ich kann doch wohl den gegenwärtigen Zeugen nicht abtreten heißen.

v. Simpel. Er wird ſich für dieſmal wieder beurlauben; nächſtens aber —

Luiſe. Wie es beliebt.

v. Simpel (ſeinen Bruder anstoßend, halblaut). Nimm Abſchied!

Simpel (bückt ſich, wie anfangs). Eins, zwei, drei. Empfehle mich.

Luiſe. Ihre Dienerin.

Simpel (geht ab).

Zehnter Auftritt.

Luiſe. v. Simpel.

v. Simpel. Der Werth Ihrer Tugend und Schönheit —

Luiſe (reibt ſich froſtig die Hände). Huh! Ihr Herr Bruder hat recht, es iſt grimmig kalt.

v. Simpel. Ja, in der That. Doch ich wollte ſagen, daß der Werth Ihrer Tugend und Schönheit ſchon lange mein Herz —

Luiſe. Meinten Sie wohl, daß ſich hier ein Kamin anbringen ließe?

v. Simpel. Ganz vortrefflich. Wollen Sie mir aber erlauben —

Luiſe. Wollen Sie aber nicht ſo weit ausholen?

v. Simpel. Nein, ich will gleich auf den Hauptpunkt kommen. Gleichwie ein Mann —

Luiſe. Nun endlich gar ein Gleichniß! Dieſes Zimmer, Herr von Simpel, iſt gebaut für ehrliche Leute, die ihr Anbringen kurz und ſchlicht abthun, und dann wieder gehn. Hier iſt nicht Zeit und Ort zu weitschichtigen Eingängen, Bildern und andern Rednerblumen. Wenn Sie mir etwas zu ſagen haben, ſo kramen Sie aus!

v. Simpel. Mamsell belieben wohl gar durch dieſen Ausdruck auf meinen vorigen Stand zu ſticheln? Ich bin kein Krämer mehr.

Luiſe. Ha! da ſieht man das böſe Gewiſſen. Ich ſchwöre bei Ihrem heiligen Bon, daß ich an Ihren vorigen Stand ſo wenig, als an Ihren jetzigen dachte. O! wenn der neue Adel ſo unruhig und mißtrauiſch macht, ſo will ich gern ein bürgerliches Mädchen bleiben. Was hülf' es mir armen Kaufmannstochter, wenn man mich gnädige Frau nannte, mir aber bei jedem Kramladen ein Stich durch's Herz führe? — Doch ich will meine Ueber-eilung gleich wieder gut machen und in angemessenern Ausdrücken ſprechen. (Mit tiefer Verneigung.) Was haben Eure Gnaden zu befehlen?

v. Simpel. O, ich bitte —

Luiſe. Erlauben Sie; ich kenne meine Schuldigkeit und frage nochmals demüthigſt, was Eure Gnaden zu befehlen haben.

v. Simpel. Ich bin im Begriff, auf Reiſen zu gehen, und kam da her, von Ihnen Abſchied zu nehmen.

Luiſe. Glückliche Reiſe!

v. Simpel. So kalt?

Luiſe. Es iſt heute kalt Wetter.

v. Simpel. Nicht die geringſte Spur von Gefühl bei unſerer Trennung?

Luiſe. Ich bedaure, Herr von Simpel, daß Sie mich zwingen, deutsch mit Ihnen zu reden. Sie ſpielen bei mir den Liebhaber —

v. Simpel. Ich ſpiel' ihn nicht, ſondern bin's mit der wärmſten Zärtlichkeit.

Luiſe. Deſto ſchlimmer, weil ich keine ähnlichen Empfindungen gegen Sie fühle.

v. Simpel. Graufame!

Luiſe. Ich erſuche Sie daher, ſich nie wieder einer kaltſinnigen Aufnahme von mir auszuſetzen.

v. Sempel. Sie wollen mich also ganz aus Ihren strahlenden Augen verweisen?

Luiſe. Ich wüncſchte, Sie verwieſen ſich ſelbſt.

v. Sempel. Das kann und werd' ich nie.

Luiſe. Nun ſo iſt es Ihre eigne Schuld, mein Herr, wenn man Sie dazu zwingt.

v. Sempel (etwas hiſig). Wer ſoll das? Wer kann das?

Luiſe. Ein guter Degen, in eines braven Mannes Hand.

v. Sempel (ſich ängſtlich umſehend). Was wollen Sie damit ſagen?

Luiſe. So viel, daß Sie ſich durch ferneres Aufdringen bei mir ein Duell mit dem Hauptmann Hohwald zuziehen.

v. Sempel (bänglich). Warum mit dem?

Luiſe. Weil ich ihn zum Generalgewaltigen über Sie und andere Herren, die mich ungebeten lieben, gemacht habe.

v. Sempel. Ja, ich habe gehört —

Luiſe. Vermuthlich, daß er ein guter Fechter iſt?

v. Sempel (mit ſteigender Angſt). Ach nein — So? Iſt er das? —

Gilfter Auftritt.

Thoms. v. Sempel. Luiſe.

Thoms (tritt in einem grauen Mantel mit Aermeln herein).

v. Sempel (ſtellt ſich an ein Fenſter und ſieht hinaus).

Luiſe. Was bringt Er, Thoms?

Thoms. Ich suche den Herrn Offizier, der mich heute hier im Hause mit einem Briefe weggeschickt hat.

Luise. Er ist nicht hier. Was soll er?

Thoms. Ich wollt' ihm sagen, daß ich Herr Sprossern nirgends finden kann.

Luise. So?

Thoms. Wenn ich nur wüßte, was ich nun machen sollte.

Luise (an einem Fenster stehend). Ich weiß Ihm nicht zu rathen, mein Freund! Wenn er doch — (Ausschreckend.) Himmel! da kommt der Hauptmann Hohwald die Gasse herauf, und Sie (zu v. Simpel) müssen auch gleich die Nase zum Fenster hinausstecken. Er warf einen grimmi-gen Blick auf Sie, und wird Ihnen schön mitfahren.

v. Simpel (hin- und hertausend.) Ach! was mach' ich? was mach' ich? — Wohin lauf' ich? — Ich will in den Ofen kriechen — will — will —

Luise. Sie müssen schlechterdings da bleiben, denn Ihr Gesicht hat er einmal gesehen. Wechseln Sie aber geschwind mit dem Manne da (auf Thoms zeigend) im Nebenzimmer die Kleider.

v. Simpel (trippelt unentschlossen).

Luise. Fort! fort! Es ist das einzige Rettungsmittel. (Schiebt Beide hinaus.)

Zwölfter Auftritt.

Luise.

List, Schutzgöttin des Weibes, verlaß' mich nicht! (Tritt an die Thüre des Nebenzimmers und ruft hinaus): Rasch! rasch!

Dreizehnter Auftritt.

v. Sempel. Thoms (kommen mit vertauschten Kleidern zurück).

Luiſe (zu Thoms). Hier iſt ein Gulden für Seine Mühe, und nun lauf Er, als ob's hinter Ihm brennte, die Seitentreppe hinab, und durch die Hinterthüre fort.

Thoms. Danke, danke; will's ſchon pffiffig machen. (Schnell von der Seite ab.)

Luiſe. Und Sie, Herr von Sempel, halten ſich mäuſchenſtill hier in der Nebenſtube, und nennen ſich, wenn's zwischen Ihnen und dem Hauptmann Hohwald zur Sprache kommen ſollte, den Boten Thoms. Sagen Sie nur wegen des Briefs, was Sie vorhin von Thomsen hörten; da wird's ſchon gehen.

v. Sempel. Ach! ach! ich weiß kein Wort, keine Sylbe. Ach wie ſoll das werden?

Luiſe. Wie es will; nun hilft kein Wimmern. (Schiebt ihn in die Nebenſtube und ſetzt ſich an ihren Arbeitstiſch.)

Vierzehnter Auftritt.

Hauptmann Hohwald. Luiſe.

Hauptmann (kalt). Sie haben befohlen.

Luiſe. Meinen beſten Dank, daß Sie Wort halten.

Hauptmann. Mit ſchwerem Herzen ging ich dem Abſchied von Ihnen entgegen; muß aber geſtehen, daß mir unterwegs etwas leichter ward.

Luiſe. Das freut mich.

Hauptmann. Mich nicht; denn Erleichterungen von solcher Art sind empfindlicher, als die Last selbst.

Luiſe. Schon wieder Grillen, ewiger Grillenfänger?

Hauptmann. Wär' ich das? — Nun so ist der Wunsch, daß Sie mich nicht so bald, als ich leider! sehe, vergessen möchten, eine Grille gewesen.

Luiſe. Sie haben gesehen? Und was?

Hauptmann. Daß sie sogar dem Sprüchwort: Aus den Augen, aus dem Sinn vorgreifen, und — doch verzeihen Sie! Ich spreche mehr —

Luiſe. Als Sie verantworten können.

Hauptmann. Nein; mehr als ich bei unserm nunmehrigen Verhältniß zu sagen Recht habe.

Luiſe. So kommen Sie mir nicht los. Ein Biedermann, wie Sie, beschuldigt entweder gar nicht, oder beweist. Sagen Sie mir also, was Sie eigentlich gesehen haben wollen?

Hauptmann. Nichts, als daß Ihr Herz nicht gern unbeschäftigt bleibt.

Luiſe. Ha, ha, ha!

Hauptmann. O dieses Lachen —

Luiſe. Ist das billigste von der Welt.

Hauptmann. Wie? Hab' ich nicht etwa an Ihrem Fenster —

Luiſe. Doch nicht einen Nebenbuhler gesehen?

Hauptmann. Nicht Nebenbuhler — Nachfolger.

Luiſe. Sie trauen mir wirklich einen feinen Geschmack zu. — Ein Augenblickchen Geduld, und Sie werden sich Ihres Irrthums schämen. (Sie macht die Thüre des Nebenimmers auf.) Komm' Er heraus, mein Freund!

Fünfzehnter Auftritt.

v. Simpel. Hauptmann Hohwald. Luise.

v. Simpel (kommt zitternd heraus).

Hauptmann (heftig). Kerl, wer bist du?

v. Simpel. Der — der —

Luise. Mein Gott! fahren Sie den armen Mann nur nicht so an! Es ist der Bote Thoms, den Sie heute an Sprossern abfertigten. Er kam her, um mit Ihnen zu sprechen. Ha, ha, ha! Wie gefällt Ihnen meine Wahl?

Hauptmann. Nun was zitterst du denn und stehst da, wie eine Kalkwand?

v. Simpel. Es — es ist mir nicht wohl.

Luise. Kein Wunder. Er ist erschrocken.

Hauptmann. Hast du Sprossern gefunden?

v. Simpel. Nein — ja, ja.

Hauptmann. Und ihm meinen Brief gegeben?

v. Simpel. Brief? — Brief? —

Hauptmann. Oder das versiegelte Paket, das du heute hier erhieltst. Hast du's Sprossern übergeben?

v. Simpel. Ja, Herr Hauptmann — nein, Herr Hauptmann —

Hauptmann. Nun, was gilt denn?

v. Simpel. Ich habe — nein, nein, ich habe nicht —

Hauptmann. Mit dem Kerl rappelt's. Antworte mir ordentlich, oder dich soll das —

v. Simpel. Ich — kann mich gar nicht besinnen — habe so ein kurz Gedächtniß.

Hauptmann. Ich will dir's lang machen. (Setzt seinen Stock auf.)

v. Simpel. Ja, ja, ich hab' ihm den Brief gegeben.

Hauptmann. Nun endlich. Bringst du Antwort?
 v. Simpel. Verzeihen Sie — ich versprach mich —
 wollte sagen, ich hätt' ihm den Brief nicht gegeben.

Hauptmann. Donner und Wetter! Ich glaube, du
 hast mich zum Narren. (Schlägt nach ihm.)

v. Simpel (zurück springend). Ja, ich bringe Antwort.

Hauptmann. Welche?

v. Simpel. Er sagte — sagte — Ach! ich unglück-
 licher Mann weiß nicht mehr, was er sagte. Mein Ge-
 dächtniß ist so kurz — so kurz — ich vergesse gleich alles.

Hauptmann. Und wenn du die ganze Welt ver-
 gibst, so sollst du noch an meinen Stock denken. Hinaus
 mit dir! (Stößt ihn vor sich hinaus) Au, au, au! Mord!
 Feuer! Hülfe! Hülfe!

Sechzehnter Auftritt.

Luise.

Ja, dir wollt' ich helfen, stolzer Dummkopf. Diesmal
 hat der Zufall ein kluges Stückchen gemacht. Hundert
 Dukaten wären mir nicht so lieb.

Siebenzehnter Auftritt.

Hauptmann Hohwald. Luise.

Hauptmann (zurückkommend). So einen Esel hab' ich
 in meinem Leben nicht gesehen.

Luise. Darf ich nun lachen!

Hauptmann. Ich mochte das Strohbund dreschen wie ich wollte, es kam doch kein Körnchen Menschenverstand heraus. Was machte der Kerl aber im andern Zimmer?

Luiſe. Ich ſteckt' ihn hinein, um Sie ein wenig zu necken; denn ich ſah Ihrem wilden Blick auf der Gaſſe gleich an, daß Sie den armen Schächer, der ſich zu ſeinem Unglück die Freiheit nahm und ans Fenſter trat, für einen Nebenbuhler hielten.

Hauptmann. Scharffſinniger Luchs!

Luiſe. Blinder Don Quixotte, der Windmühlen für Rieſen hält.

Hauptmann. Verzeihung!

Luiſe. Dasmal mag's hingehen; aber — (droht ihm).

Hauptmann. Ich wollte gern Besserung verſprechen, wenn ich nur noch künftig das Glück haben könnte, ſie zu zeigen.

Luiſe. O fallen Sie nicht wieder in den traurigen Abſchiedston! Wenigſtens jetzt nicht.

Hauptmann. Sie vergeſſen —

Luiſe. Nein, ich weiß alles. Doch ich habe noch über eine Sache, die ſich erſt um acht Uhr entwickelt, mit Ihnen zu ſprechen.

Hauptmann. Soll ich also den bangen Weg noch einmal gehen?

Luiſe. Es wird Sie nicht reuen. Kommen Sie nur Punkt acht Uhr wieder.

Hauptmann. Allein dann —

Luiſe. Ja, wenn Sie dann noch Luſt haben, ſich von mir zu trennen, will ich Sie keinen Augenblick länger aufhalten.

(Der Hauptmann geht ab, Luiſe begleitet ihn.)

V i e r t e r A k t.

(Gasse vor Luizens Wohnung. Es ist Abend und einige Laternen brennen im Hintergrunde).

Erster Auftritt.

Sprosser (kommt die Gasse herunter).

Ich muß mein Glück noch einmal versuchen. — (Blickt herum.) Die Laternen sind aber auch hier so verflucht dünn gesät, daß man kaum seine eigne Nase, geschweige denn ein fremdes Haus finden kann. — Halt! hier wohnt der kleine Teufel. (Klingt an der Thüre, findet sie verchloffen und ruft): Luise! Luise! Hm! kein Mensch läßt sich am Fenster sehen. (Er klopft an, und laucht ein Weichen.) Auch das hilft nicht? — Nun muß ich schon mein Liedchen anstimmen. Vor Orpheus Gesang öffneten sich die ehernen Pforten der Hölle: vor meinem Ständchen wird sich doch wenigstens diese hölzerne Paradiesthüre aufthun. (Singt.)

Horch, schönes Mädchen, horch!
 Ich stehe hier und friere
 Verdammt an deiner Thüre,
 Und klappre, wie ein Storch.
 Horch, schönes Mädchen, horch!

Feins Liebchen, laß mich ein!
 Könnst' ich mich vor den Stürmen
 An deinem Busen schirmen,
 Wie glücklich würd ich seyn!
 Feins Liebchen, laß mich ein!

Zweiter Auftritt.

Der Stockmeister, mit Wache. Sprosser.

Stockmeister. Holla! was gibt's hier?

Sprosser (spöttisch). Einen Menschen.

Stockmeister (leuchtet ihm mit der Laterne ins Gesicht). Ich frage im Namen eines hochedlen und hochweisen Rath's, dessen Stockmeister ich bin.

Sprosser. Der hochedle und hochweise Rath hat mich nichts zu fragen. — Und Er, Mosje Stockmeister, kann seine Laterne auf die Gasse hängen; da ist sie nöthiger, als vor meiner Nase.

Stockmeister. Nicht so brutal, Herr! Was treibt Er hier Unfug und singt?

Sprosser. Weil ich just nicht beten wollte.

Stockmeister. Es ist aber wider die Polizei.

Sprosser. Ha, ha, ha! ich habe in London und Paris manch schönes Lied auf der Gasse gesungen, und es ist keiner naseweisen Polizei eingefallen, mich zu stören.

Stockmeister. Wie? was? Naseweise Polizei? Das Wort soll ihm theuer zu stehn kommen. Wache fort mit ihm! (Sie greifen an.)

Sprosser. Schurken, laßt mich los!

(Wird sträubend abgeführt.)

D r i t t e r A u f t r i t t .

Anne (guckt zu ihrer Hausthüre heraus).

Was war denn hier für ein Spektakel? — (Setzt sich auf die Bank vor der Thüre). Das weiß aber auch der Himmel, wo mein Mann heute bleibt. Seit ihn der Offizier weggeschickt hat, ist er nicht wieder nach Hause gekommen. Ich hatt' ihm so ein gut Süppchen gekocht und nun packt sich der Schlingel nicht heim. Wer weiß, in welcher Kneipe —

B i e r t e r A u f t r i t t .

v. Simpel. Anne.

v. Simpel (läuft in Thomsens Mantel über die Gasse, nach Lüsens Wohnung zu).

Anne (die ihn erblickt, vor sich). Ich dächte mein Six! dort ging er. (Laut.) Bst! bst! Thoms! Thoms (Sie läuft v. Simpel nach und zupft ihn beim Mantel.) Mann! hörst denn nicht?

v. Simpel (kehrt sich um).

Anne. Wie siehst du denn aus? Je, du bist's wohl gar nicht?

v. Simpel. Was habt Ihr denn? Was wollt Ihr denn?

Anne (den Mantel betrachtend). Das ist, gewiß und wahrhaftig! Thomsen sein Mantel. — Herr, wer ist Er? Wo hat Er den Mantel her? Wo ist mein Mann?

v. Simpel. Packt Euch zum Henker! Was geht mich Euer Mann, und Euch der Mantel an?

Anne (schnatternd). Was er mich angeht? — Ei seht doch! das geht er mich an, daß es mein Mann ist, und daß das meines Mannes Mantel ist. Das will ich beschwören, bei offenen Thüren und Fenstern beschwören; aber auf Seine Unkosten, versteht Er mich? — Den Fleck da (sie hebt einen Zipfel des Mantels in die Höhe.) hab' ich Thomsen eingeseht, wie er sich einmal auf die Ofenbank gelegt und verbrannt hatte. Ich weiß noch, als wenn's heute wäre; ich sagte —

v. Simpel. Ach geht zum Teufel, ihr Schnattergans! (Will sich davon machen.)

Anne (hält ihn beim Mantel und schreit aus allen Kräften): Diebe! Diebe! Diebe!

Fünfter Auftritt.

Der Stockmeister mit Wache. v. Simpel. Anne.

Stockmeister (eilt herbei). Ist denn heute der Teufel hier gar los?

Anne. Ach edler Herr Stockmeister, kommen Sie, helfen Sie! Hier steckt ein fremder Kerl in meines Mannes Mantel.

Stockmeister (zu v. Simpel). Ist das wahr? oder habt Ihr etwas zu Eurer Vertheidigung anzuführen?

v. Simpel (erschrocken). Ich weiß nicht — kann nicht —

Anne. Ach ich armes, geschlagnes Weib! Der Spitzbube zittert und bebt, das böse Gewissen sieht ihm aus den Augen. Er hat meinen Thoms auf der Straße gemordet, hat ihm den Mantel genommen. (Heult.) Ho, ho,

ho! wo krieg' ich wieder so einen Thoms her? Ach ich armes Weib, ich armes Weib!

Stockmeister. Stille, stille! daß wir in der Ordnung verfahren können. (Zu v. Simpel.) Wie kamt Ihr zu dem Mantel?

v. Simpel. Es gab mir ihn Jemand — weiß nicht, wer's war, — und ich gab ihm mein Kleid dafür.

Stockmeister. Also war's ein ehrlicher Tausch?

v. Simpel. Ja.

Stockmeister. Nun der ist in den Rechten erlaubt, und Eure Klage, Mutter Anne, findet nicht Statt.

Anne. Was? meine Klage soll nicht Statt finden? Ich soll still seyn, da mein Mann ermordet und geplündert ist? Ja gewiß, das ist er; nun geht mir mein Traum aus. Es ist heute der dritte Tag, da träumte mir. —

Stockmeister. Stille! Träume gelten im juri criminali keinen Pfifferling. Wenn Ihr nicht nähere Indicia habt, kann ich diesen Mann nicht zur Haft bringen.

Anne. Es ist aber doch himmelschreiend, einen Mörder und Straßenräuber laufen zu lassen.

Stockmeister. Ei! woher wißt ihr denn schon, daß er das ist? Er ist ja weder confessum noch convicti. Hätten sich Waffen oder andere verdächtige Instrumente bei ihm gefunden, dann wäre der Casus anders.

Anne. Mein Gott und Herr! er ist ja noch nicht visitirt worden. Thun Sie's doch erst, ehe Sie da lange kauderwelschen.

Stockmeister. Weib, Ihr seht allen schuldigen Respekt aus den Augen, und untersteht euch wohl gar, mein Verfahren zu tadeln? Doch euerm Suchen soll gewillfahrt werden. (Er durchsucht von Simpels Taschen, und findet ein paar kleine Pistolen.) He! Bursche, was ist das?

v. Simpel. Meine Reisepistolen.

Anne. Nicht wahr, wenn du, Schnapphahn, in hohle Wege reißt und ehrlichen Leuten auflauerst? — Sehen Sie, Herr Stockmeister, hab' ichs nicht gesagt? O mein Thoms! mein Thoms!

Stockmeister. Ruhe! Nun gewinnt die Sache freilich eine andere Gestalt, und es muß mit der Inquisition verfahren werden. Kerl, Ihr seyd mein Arrestant. Wache, führt ihn ab!

Anne. Ich will mit, und nicht von der Stelle gehn, bis ich weiß, wo mein Thoms ist.

v. Simpel. Oh, oh, oh! (Wird abgeführt und Alle folgen).

Sechster Auftritt.

Simpel. Schnapp (kommen von einer andern Seite der Gasse und gehen auf Luisens Haus zu).

Simpel. Also das ist das Haus?

Schnapp. Ja, was soll aber werden?

Simpel. Ich will mit der Mamsell ein bißel schnacken und ihr schönes, butterweiches Patschen küssen. Die Dorfmädel haben dagegen Fäuste wie Baumrinde, wie Reibeisen —

Schnapp. Und Sie haben Einfälle, wie ein altes Haus, nehmen Sie mir's nicht übel. Ein Besuch um diese Zeit bei einer Dame, die man noch nicht genau kennt, schießt sich nicht. Alles hat seine Zeit.

Simpel. Sie wird's gewiß nicht krumm nehmen, denn ich schien ihr hübsch zu gefallen. Sie that so freundlich,

wie ein Maikäfchen, lächelte, wenn ich was sagte, und gab mir immer Recht. Meiner Treu! ich glaube, sie thäte mich heirathen, wenn mein Bruder nicht wäre.

Schnapp. Der lebt aber noch, und hat auch Lust, länger zu leben.

Simpel. Unter uns gesagt, meinetwegen möcht' er todt seyn. Seitdem er sich die drei Buchstaben gekauft hat, bläst er sich auf, wie ein Frosch, und traktirt mich wie einen Hundejungen. Ich bin sonst ein gutes Thier, aber einen solchen hochmüthigen Narren kann ich nicht lieb haben. — Wie gesagt, ich wollte, daß ich ihn auf eine gute Manier los wäre und sein Mädcl kriegen könnte. — Ich muß durchaus zu dem kleinen Aeffchen. (Will ins Haus, findet es aber verschlossen.)

Schnapp. Da stehen die Dachsen am Berge.

Simpel. Ach, ich donn're an, bis aufgemacht wird.

Schnapp. Das wäre noch schöner. Die Mamsell dächte wahrhaftig: Sie hätten sich einen Haarbeutel gefoffen, wenn Sie erst die Thüre stürmten, und hernach ungemeldet zu ihr hinauf liesen.

Simpel. Nun so meld' Er mich, lieber Schnapp, meld' Er mich!

Schnapp (vor sich). Ich muß nur so thun, damit das Kind nicht weint. (Laut.) Gut, ich will Sie melden, und zur Hinterthüre, die vielleicht noch auf ist, hineingehen, daß wir nicht erst hier einen Tumult anfangen dürfen. Die Antwort kann ich Ihnen aber voraus sagen. Es heißt: Wird heute nicht angenommen.

Simpel. Ach nein. Geh' Er nur!

Schnapp (vor sich). Ja, ja, ein Huschchen ins Bierhaus.

Siebenter Auftritt.

Simpel. Hernach Thoms.

Simpel (ihm nachsehend). Was er auch langsam geht; wie der Bauer, wenn er in den Thurm kriechen soll. Ich kann's kaum erwarten, bis er wieder da ist.

Thoms (in von Simpels Kleide, kömmt auf Luisens Haus zu).

Simpel (ihn sehend, vor sich). Blitz! da muß auch der Henker gleich meinen Bruder herführen. (Laut.) Guten Abend, gnädiger Herr Bruder!

Thoms. Ei! verirt die Leute nicht auf der Gasse.

Simpel (vor sich.) Das ist nicht mein Bruder, aber sein Rock. (Laut.) Hört, Landsmann, was macht Ihr mit dem Kleide?

Thoms. Ich trag's, und wen schiert das was?

Simpel. Mich, guter Freund, mich. Wer seyd Ihr?

Thoms. Ein Bote.

Simpel. Und tragt ein solches Kleid? Das geht mit Kräutern zu. Kurz, Herr Patron, das Kleid gehört meinem Bruder, und mir schwant's, daß Ihr ihn todt geschlagen und ausgeschält habt. (Vor sich.) Ach, wenn's doch wahr wäre! (Laut.) Gesteht, habt Ihr das gethan.

Thoms. Ach Gott! wie können Sie nur so etwas denken?

Simpel. Gesteht, gesteht! Wenn Ihr läugnen thut, laß' ich Euch hängen und rädern: gesteht Ihr aber, so soll's gar nichts zu bedeuten haben, und ich will Euch einen Gulden obendrein geben.

Thoms (vor sich.) Hm! unter der Bedingung kann ich dem Einfaltspinsel gestehn, was er verlangt.

Simpel. Nun besinnt Euch nicht lange!

Thoms (vor ihn niederfallend). Gnade! Gnade!

Simpel. Steht auf! Ihr habt also meinen Bruder wirklich todt geschlagen?

Thoms. Ach! — ja.

Simpel. Ganz mausetodt, wie's in Rechten gilt?

Thoms. Ja.

Simpel. Hier ist Euer Gulden. — Heideldum! mein todtes Brüderchen, nun bin ich dein Erbe und heirathe deine Braut! — Herunter mit dem Kleide! Es gehört auch zur Erbschaft. (Thoms zieht das Kleid aus, Simpel an, und wirft Thomsens seins zu.) Da! daß Ihr seht, daß ich gar keinen Groll auf Euch habe, nehmt den Lappen!

Thoms. Schönen Dank. Gute Nacht. (Will gehen.)

Simpel. Bleibt doch! Wir haben noch mehr zu thun. Nun müßt Ihr erst mit auf's Rathhaus und da beschwören, daß Ihr meinen Bruder wirklich todt geschlagen habt, sonst würden mir ja Schwierigkeiten wegen der Erbschaft gemacht. Wenn aber der Schwur vorbei ist, könnt Ihr gehen, wohin Ihr wollt.

Thoms. So haben wir nicht gewettet. (Entläuft.)

Simpel (ihm nachgehend). Halt, halt, guter Freund! Ich will Euch für den Schwur noch einen halben Gulden nach geben.

Achter Auftritt.

(Der Schauplatz verändert sich in einen Borsaal bei Luise.)

Spargut (in Frauenzimmerkleidern). **Suschen.**

Suschen (ihn hereinführend). Kommen sie, Madam Spargut.

Spargut. Ist deine Mamsell hier?

Suschen. Sie wird gleich kommen. Verziehen Sie nur ein wenig hier im Kabinet.

Spargut. Gut, gut, liebes Suschen; hier sind ein paar Dreier für deine Mühe. Ich wollte dir gern mehr geben; aber es sind jetzt gar zu geldklemme Zeiten. Der heutige Tag ist besonders ein Unglückstag für mich. Früh freifelte mich die Accise; dann prügelte mir Sprosser hundert Thaler ab, und jetzt — ach ich armer Mann! — bin ich gar in meinem Hause bestohlen worden.

Suschen. Ist das möglich?

Spargut. Leider! leider! hat, indem ich vorhin hier war, eine verruchte Hand meinen Schrank erbrochen und mir mein Ein und mein Alles, hundert blanke Louisd'ors genommen.

Suschen. Haben Sie denn gar keine Spur?

Spargut. Nicht die geringste. Die Nachbarn haben Niemand, als meinen Better im Hause gesehen.

Suschen. Der wird doch nicht etwa —

Spargut. Ach, das gute Kind! Eher glaubt' ich, daß ich mich selbst bestohlen hätte. Der gute Mensch geht alle Sonntage Vor- und Nachmittags in die Kirche, singt und betet fleißig, hört aufmerksam auf Gottes Wort, besucht keine liederliche Gesellschaften, und ist kurz! ein frommer, stiller Jüngling, der —

Suschen (praktizirt ihm, indem es so spricht, zwei silberne Löffel in die Tasche).

Spargut. Sage mir nur, Mädel, was du mir da am Schubfackel herum krabbelfst? Was willst du denn? was suchst du denn?

Suschen. Nichts, nichts; ich brachte nur Ihre Rockfalten ein wenig in Ordnung. — Nun fix ins Kabinet,

und gehen Sie, es mag kommen, wer will, keinen Schritt heraus, bis die Mamsell ruft. Geben Sie sich auch gegen Niemand zu erkennen, oder Sie verderben alles. (Spargut geht ins Kabinet, Suschen eilt ab, nimmt das Licht mit, und der Saal ist nun ganz dunkel.)

Spargut (steckt neugierig den Kopf aus dem Kabinet, und füllt die Zwischenzeit, bis zu Suschens Rückkunft, durch Pantomime aus).

N e u n t e r A u f t r i t t .

Warnick. Suschen.

S u s c h e n (halblaut). Geschwind hier herein! (Führt ihn an ein, dem erstern entgegenstehendes Kabinet.) Rühren Sie sich aber bei Leib und Leben nicht von der Stelle! Die Mamsell wird Sie nicht lange warten lassen.

W a r n i c k. Schön, schön. Hier hast du ein paar Küsse zum Dank. (Küßt sie und schlüpft ins Kabinet.)

S u s c h e n (den Mund abwischend). Mit seinen dummen paar Küssen; da sind mir des Alten paar Dreier noch lieber.

(Geht eilend ab).

Z e h n t e r A u f t r i t t .

Spargut. Warnick.

W a r n i c k (guckt aus dem Kabinet und spricht vor sich).
O hätt' ich das himmlische Mädchen schon in meinen Armen!

S p a r g u t (mit dem Kopf heraus fahrend, vor sich). Was hör' ich? Meines Betters Stimme!

Warnick (vor sich). Ha! dort ist Jemand. (Laut.)
Luise, mein Leben, mein Glück, sind Sie dort?

Spargut (vor sich). Wahrlich! mein Vetter, der mich
für Luise'n hält. Ich muß ihn ausholen. (Laut, mit an-
genommener weiblicher Stimme, die er auch bis zum Ende
des Akts beibehält.) Guten Abend, Herr Warnick!

Warnick. Tausend gute Abend, mein Engel. Ich
glühe vor Verlangen —

Spargut. Noch ein Weilchen Geduld, süßer, lieber
Junge. Es ist im Hause noch nicht alles ruhig. Man
möcht' uns überraschen.

Warnick. Die Augenblicke bis zu unserer Umarmung
werden mir Jahre dünken.

Spargut. Ei, ei, ei! wo ist Ihre Sittsamkeit?

Warnick. Die hole der Henker! Unter uns gesagt,
schönes Mädchen, ich spiele den Sittsamen nur am Tage.
Bei Nacht braucht man keine Maske.

Spargut. Sie, loser Vogel, stellen sich also wohl
nur fromm?

Warnick. Ja freilich. Es ist ein guter Kunstgriff,
das und jenes Vergnügen zu erhaschen. — Nicht wahr,
mein Engel, Sie hätten mich nicht zu dieser süßen Zu-
sammenkunft eingeladen, wenn ich der Welt als ein Lo-
ferinsky bekannt wäre?

Spargut. Gewiß nicht.

Warnick. Sie hätten befürchtet, Ihre unbescholtene
Tugend in übeln Ruf zu bringen?

Spargut. Ja wohl.

Warnick. Nun aber hoffen Sie, daß die Leute glau-
ben werden, wir beten zusammen.

Spargut. Sie errathen meine geheimsten Gedanken.

Warnick. Sehen Sie, so ist der Welt Lauf. Wer

jetzt fortkommen will, muß heimlich, gleichsam wie ein Maulwurf unter der Erde, nach Stillung seiner Lüste und Begierden graben, aber vor den Leuten den Kopf hängen, sitzsam auf der Gasse gehn und wie eine lebendige Moral sprechen. Dieß Kunststückchen ist zwar schon alt; doch die dumme Welt läßt sich noch immer damit betrügen. — Sie kennen doch wohl meinen Onkel Spargut?

Spargut. Ein wenig.

Warnick. Das ist der infamste alte Schurke auf Gottes Erdboden.

Spargut. Ei, ei! was Sie sagen!

Warnick. Nicht zu viel. Er schindet Leute durch Bücher, ist sich nicht satt, gibt keinem Armen einen rothen Heller, buhlt noch —

Spargut (einfallend). Ach! Sie brauchen mir ihn nicht so genau zu beschreiben; ich kenn' ihn recht gut.

Warnick. Unmöglich so, wie ich. — Ja, er buhlt noch, der alte, geile Bock, und doch hält die ganze Stadt diesen Inbegriff aller Niederträchtigkeit, dieses Handlexikon aller Laster, für eine vollständige Sammlung von Tugenden. Warum? Weil er in alle Kirchen läuft, und voll verstellter Andächtelei die Augen im Kopfe verdreht. — Von dem alten Schelm —

Spargut. Schimpfen Sie nur nicht so entseßlich!

Warnick. Ei was? Ich sag' es noch einmal: Von dem alten Schelm hab' ich eigentlich die Verstellungskunst gelernt; doch der Schüler ist nun über seinen Meister. Ich hab' ihn so geblendet, daß er mich zum Erben einsetzen will und mir gar nichts Böses zutraut.

Spargut. Sie werden ihm vermuthlich auch nichts Böses thun?

Warnick. Wie man's nimmt. — Ihnen, meine

Traute, kann ich wohl gestehen, daß ich heute dem alten Drachen hundert Louisd'or wegstipikt habe.

Spargut. Du — Sie böser Mensch, was haben Sie gethan?

Warnick. Nichts, als wozu mich der Knicker zwingt. Er gibt mir wöchentlich einen Gulden Taschengeld. Das reicht kaum zu wohlriechendem Wasser. Wovon soll ich nun noch auf Bäll' und Kaffeehäuser gehn? wovon spielen, Wein und Punsch trinken, und Ihnen, meine Göttin, eine Galanterie machen.

Spargut (schmeichelnd). Haben Sie etwas bei sich?

Warnick. Morgen, meine Theuerste, will ich Ihnen einige Kleinigkeiten zu Füßen legen.

Spargut. Jetzt wäre mir's just geschenknehmerlich. Haben Sie gar nichts bei sich?

Warnick. Nichts in der Welt, was Ihrer würdig wäre. — Läge nur der Alte schon etliche Klaster tief unter der Erde, so wollt' ich Sie fürstlich kleiden und mit Kutsch' und Pferden über sein Grab rasseln, daß er sich drin umwenden sollte. — Ha! es kömmt Jemand mit Licht. Wir wollen uns zurückziehen. (Sie ziehn die Köpfe zurück.)

Gilfter Auftritt.

Christian (mit Licht).

Hole der Henker alle Spitzbuben! (Leuchtet im Saal herum.) Schon wieder fehlt ein Paar silberne Löffel, und ich will wetten, daß sich eine Canaille ins Haus geschlichen und sie eingesteckt hat. — Doch halt! vielleicht liegen sie noch hier im Cabinet. (Geht in das, wo Spargut ist.)

Zwölfter Auftritt.

Spargut. Christian.

Christian (inwendig). Seh! Wer ist hier? Was macht Sie hier? Warum kriecht Sie so zu Winkel? (Zieht Sparguten heraus.)

Spargut. Ich bin eine ehrliche Frau.

Christian. So, sind Ihrer Ehrlichkeit etwa zwei silberne Löffel in dieser Gegend begegnet?

Spargut. Gott bewahre!

Christian. Kurz, es fehlen mir zwei Löffel, und ich glaube, daß sie Ihr angestanden haben.

Spargut. Verzeih's Ihm Gott, daß Er mich ehrliche, alte, siebzigjährige Frau so hart beschuldigt.

Christian. Ach! Alter hilft vor Thorheit nicht.

Spargut. Nun wenn Er meinen Worten nicht glauben will, so visitir' Er mich!

Christian. Das soll ohnedem geschehen. (Er durchsucht Sparguts Taschen und findet die von Suschen hineingesteckten Löffel.) Siehst du, alte Canaille!

Spargut. Himmel! wie ist das zugegangen?

Christian. Stellt Euch nur noch fremd, Ihr Hexe! Wer seyð Ihr?

Spargut. Mamsell Luisens Wärterin. Ich habe sie auf meinen Armen getragen, da sie noch —

Dreizehnter Auftritt.

Luiſe. Spargut. Christian.

Luiſe. Was geht denn hier vor?

Christian. Da ist ein altes Weib, das zwei silberne

Löffel im Hause gestohlen hat und sich für Ihre ehemalige Wärterin ausgibt.

Luiſe. Für meine Wärterin? — O die Unverſchämte! In meinem ganzen Leben hab' ich die Kreatur nicht geſehen.

Spargut. Kennen Sie mich denn nicht, Mamsell Luiſe? Beſinnen Sie ſich doch auf den Spaß: Ein Mäulchen — ein Gäulchen; ein Gäulchen —

Luiſe. Die Frau phantaſirt. — Uebergebt ſie der Obrigkeit!

(Gitt ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Spargut. Chriſtian.

Chriſtian. Euch ſoll der Willkommen im Zuchthauſe trefflich ſchmecken. Fort!

Spargut. Ach! ich bin unſchuldig.

Chriſtian. Fort! fort! (Will ihn mit Gewalt abführen.)

Spargut. Gleich, gleich; ich will nur erſt noch etwas entdecken.

Chriſtian. Was iſt's? Geſchwind!

Spargut. Hier in dieſes Kabinet (auf das, wo Warnick ſteht, zeigend) hat ſich ein Spitzbube verkrochen, der meinem guten Freunde, dem Kaufmann Spargut, fünfhundert Thaler geſtohlen hat, und gewiß auch Stehlens halber ins Haus gekommen iſt.

Chriſtian. So? (Er geht aus Kabinet, ohne Sparguten loßzulassen, und ſieht hinein.) Richtig! da ſteckt ſo ein Zeiſſig-Warte! dich will ich einriegeln und nachholen. (Er riegelt

das Kabinet zu.) Nun, Madame, wollen wir vor allen Dingen bei dem Stockmeister Visite machen und den Herrn Diebskollegen dort anmelden. (Er führt Sparguten beim Arm ab.)

Spargut. Ach ich arme, unschuldige Frau!

F ü n f t e r A k t.

(Ein Gefängniß-Saal.)

Erster Auftritt.

Sproffer. von Simpel.

Sproffer. Lustig, Herr von Simpel! Was hilft das Kopfhängen? Wir sind nicht die Ersten, die zwischen vier Mauern sitzen, und werden nicht die Letzten seyn. Mir macht, auf Ehre! die ganze Sache Spaß.

v. Simpel. Mir nicht. Wären Sie nur so ein Ball des Schicksals, wie ich, Sie würden auch anders pfeifen. Jetzt, da ich in die weite Welt hinausfliegen will, schon mit einem Buchhändler über den Verlag meiner Reisebeschreibung kontrahirt und Postpferde bestellt habe, muß ich in's Gefängniß reisen. Das ist doch wahrlich! kein Spaß.

Sproffer. Aber gerechte Strafe für Ihre unbefugte Jagd in meinem Gehege.

v. Simpel. Diesmal dem blinden Jäger Cupido gefolgt, und nicht wieder.

Sproffer. Nein, ich denke noch manche Jagdpartie mit ihm zu machen. Soll ich etwa, weil ich heut einmal vergebens auf den Anstand ging und darüber unter die Spürhunde der Polizei kam, nie wieder das Revier der Liebe betreten? Da wär' ich wohl ein großer Thor.

v. Simpel. Pst! es kommt Jemand.
Sprosser. Wohl gar Gesellschaft.

Zweiter Auftritt.

Spargut. Der Stockmeister. Sprosser.
v. Simpel.

Stockmeister (Sparguten hereinsführend). Nu, nu, ob Sie unschuldig ist, oder nicht, das wird der hochedle Rath schon ausmachen. — Hier, meine Herren, bring' ich Ihnen ein Frauenzimmerchen.

Sprosser. Dank, Papachen, Dank.

Stockmeister. Endlich einmal ein vernünftiges Wort. Hat sich Ihre Hitze gelegt?

Sprosser. Hat sich, hat sich. Wer wird denn ein ewig feuerspeiender Berg seyn? Ich denke, wir wollen noch recht friedlich und schiedlich von einander gehen. (Beseht Sparguten, der sich in einen Winkel gesetzt hat, durchs Fernglas.) Aber, Papachen, es scheint verflucht alte Waare. Konntest du uns kein jüngeres Täubchen bringen?

Stockmeister. Hä, hä, hä! es hat sich just heute keins gefangen. Nu, scharmirt nicht miteinander!

(Geht lachend ab.)

Dritter Auftritt.

Sprosser. v. Simpel. Spargut. Hernach der
Stockmeister mit Warnick.

Sprosser (zu v. Simpel). Mit der alten Kupplerin — denn das ist sie gewiß — will ich meinen Spaß haben.

(Gegen Spargut.) Madame! — Madame! — Wollen Sie uns nicht durch Ihre nähere Gegenwart beglücken? Verlassen Sie doch jenes melancholische Dunkel, das selbst der Strahl Ihrer Augen nicht aufhellen kann. — Sie hören mich nicht? Würdigen mich keiner Antwort? — Ich bitte dringend — (Geht auf Sparguten zu.)

Spargut (drückt sich mit abgewendetem Gesicht tiefer in seinen Winkel.)

Sprosser (ein Licht holend). Und sollten Sie mein brennendes Verlangen, Ihr Graziengesicht zu sehen, Unbescheidenheit nennen, so kann ich mich nicht enthalten. (Er dreht Sparguten herum und beleuchtet ihn.)

Spargut (fährt auf). Herr! ist es nicht genug, daß Sie mich heute um hundert Thaler geprellt haben, müssen Sie mich auch noch hier turbiren?

Sprosser. Ich fall' aus den Wolken. — Herr Spargut! Sie hier, und in einem so komischen Anzuge hier? — Wie in aller Welt —?

v. Simpel. Unbegreiflich! Sagen Sie doch —

Spargut. Sie dürfen nur befehlen.

v. Simpel. Ein höchst sonderbares Abenteuer!

Spargut. Nicht sonderbarer, als der Sprung von der Ladenschürze zum Federhute.

Sprosser. Ei, ei! Herr v. Simpel!

v. Simpel (hastig zu Spargut). Herr! was wollten Sie damit sagen?

Spargut. Nichts, als was ich bereits damit gesagt habe.

Sprosser. Huß, huß, huß!

v. Simpel. Besser wär's, wenn Sie geschwiegen hätten; denn Sie schlagen sich mit Ihren eigenen Worten. Wenn der Sprung vom Kaufmann zum Edelmann so gar groß und sonderbar ist, so muß jener ein sehr kleines Licht seyn.

Spargut. Je nun, ein sparsam brennendes Wachslicht ist mir lieber, als eine prahlende Pechfackel, deren Herrlichkeit nur ein Weilchen währt.

Sprosser. Nun, Herr v. Simpel?

v. Simpel. O! Herr Spargut kann Recht haben; er versteht sich auf dergleichen Waaren.

Sprosser (zu Spargut). Was sagen Sie dazu?

Spargut. Daß es rühmlicher ist, sich auf etwas, als auf gar nichts zu verstehen.

Sprosser. Doch nicht etwa wie der Herr von Simpel?

Spargut. Ei bewahre! der gnädige Herr versteht sich auf's Geldverthun; ich fürchte nur, daß diese Kunst sich nicht lange wird treiben lassen.

v. Simpel. So lange mir's beliebt.

Sprosser. Nun da haben Sie's!

Spargut. Ich trage dagegen unterthänigsten Zweifel. Leicht gewonnen, leicht zerronnen, ist ein altes, wahres Sprüchwort.

v. Simpel. Und Sie sind ein alter wahrer Grobian.

Sprosser (zu Spargut). Leiden Sie denn das?

Spargut. Der nunmehr gnädige Herr haben von mir, als Sie noch mein Ladensjunge zu seyn geruhten, manche Tachtel gelitten; also kann ich doch wohl auch einmal —

v. Simpel. Eine Tachtel einstecken. (Schlägt nach Sparguten.)

Sprosser (dazwischen tretend). Ruhig, ihr Herren! Ich hör' unsern Wirth kommen.

Stoßmeister (bringt Warnicken). Immer auch hier herein! (Die Arrestanten zählend.) Eins, zwei, drei, vier Gäste. Es ist heute recht hübsche Nahrung.

(Geht ab.)

Vierter Auftritt.

Warnick. Sproffer. v. Simpel. Spargut.

Spargut. Ah, Spießbube!

Warnick (fällt ihm zu Füßen). Herr Dnfel!

Spargut. Mir aus den Augen!

Warnick. Der böse Geist —

Spargut. Ja, schiebe nur die Schuld auf den!

Warnick. Der böse Geist hat nicht allein mich, sondern auch Sie zu Schwachheiten verführt.

Spargut. Mich? mich zu Schwachheiten? — Du irrst dich sehr. Um hinter deine Streiche zu kommen, warf ich mich in diese Kleider —

Warnick. Ich muß meinem theuersten Herrn Dnfel glauben.

Spargut. Und schlich mich in jenes Haus, weil ich durch Spione wußte, daß du, gottloser Bube, dahin kommen würdest.

Warnick. Ich will alles blindlings glauben; verzeihen Sie nur —

Spargut. Ich dir verzeihen? Eher will ich — fort! — Ich habe mir einen Skorpion im Busen erzogen, will ihn aber von mir schleudern. (Stößt Warnicken von sich.)

Fünfter Auftritt.

**Suschen. Warnick. Sproffer. v. Simpel.
Spargut.**

Suschen (hereinhüpfend). Ruhe, Ruhe, meine Herren!

Spargut. Ha! du verführende Schlange!

Suschen. Nicht geschimpft, Mutter Eva, sonst behalt ich meine gute Nachrichten, die ich bringen wollte, für mich.

Spargut. Gute Nachrichten?

Warnick. Wem? wem?

Sprosser. Nicht wahr, Mäuschen, } (Zugleich.)
mir?

v. Simpel. Nicht doch, mir; auf
alle Fälle mir.

Suschen. Allen, allen; lassen Sie mich nur zum
Worte kommen. Meine arme Mamsell zerfließt fast in
Thränen, daß sie an dem Unglück so schöner, lieber Her-
ren Schuld ist.

Sprosser. Aha, Herr Spargut! Nun erfährt man
— Doch redet weiter!

Suschen. Sie will alles bestmöglichst wieder gut ma-
chen, und bedauert nur, daß sie nicht mehr als einem ihre
Hand geben kann.

Spargut. Wem? o sage, wem?

Sprosser. Wie können Sie fragen? Mir.

Warnick. Ha! Sie müßte mich heute nicht haben
rufen lassen.

v. Simpel. Und ich müßte nicht seyn, wer ich bin.

Sprosser. Rede doch! Wer ist der Glückliche?

Suschen. Ja, wenn ich das selbst wüßte.

Sprosser. Nun was weißt du denn?

Suschen. Nichts, als daß Mamsell Luise die sämt-
lichen Herren zu sich einladen läßt, und dann unter ihnen
wählen will.

Warnick. Gefangene lassen sich gut einladen. Wie
sollen wir denn hier heraus kommen?

Suschen (zieht einen Geldbeutel heraus). Hier hab' ich
goldne Dietriche, die alle Thüren schließen. — Nur ein
Paar Worte mit dem Stockmeister und dann fort!

(Gitt ab.)

Sechster Auftritt.

Warnick. Sproffer. v. Simpel. Spargut.

Sproffer. Meine Herren, ich nehme Gratulation an.

Spargut. Oder Condolenz. — Sie machen's wie Jener, der die Bärenhaut verkaufte, eh' er den Bär hatte. — Wissen Sie die Fabel?

Sproffer. Ei! was kümmert mich jetzt Ihre Fabel?

v. Simpel. Ich weiß doch eine Fabel, die Sie wohl kümmern wird.

Sproffer. Die wäre?

v. Simpel. Ihre Hoffnung auf Luifens Hand.

Sproffer. Ha, ha, ha! Sie denken doch nicht etwa — ?

v. Simpel. Ich verbitte, mich auszulachen.

Sproffer. O Herr, ich kann auch verflucht ernsthaft seyn, wenn's darauf ankommt. Verlangen Sie eine Probe?

v. Simpel. Ah! Suschen kommt. Wir wollen abbrechen. — Suschen kommt wieder.

Sproffer. Höchst erwünscht für Sie, tapftrer Ritter.

Siebenter Auftritt.

Suschen. Warnick. Sproffer. v. Simpel. Spargut. Der Stockmeister.

Stockmeister (im Hereintreten zu Suschen). Ja, ja, schönes Jüngferchen, da die Sachen so stehen. Man müßte sich ja ein Gewissen machen — Spaß ist Spaß.

Suschen. Sie sind frei, meine Herren, und nun fort, wie der Wind! Die arme, vierfache Braut wird mit Sehnsucht warten.

Spargut. Ich will nur erst ein Gängelchen nach Hause —

v. Simpel. Ich auch.

Suschen. Etwa, um andere Kleider zu holen?

Spargut. Ich wohl.

v. Simpel. Man kann doch nicht so —

Suschen. Ei! was werden Sie sich erst lange pußen? Die Mamsell hat Sie einmal so gesehen und sagte ausdrücklich: Die Herren sollen kommen, wie Sie gehen und stehen, und wer nicht so kommen will, mag gar wegbleiben. — Fort, fort! Es ist finst'rer Abend und der Weg nicht weit. Ade, Herr Stockmeister!

Stockmeister. Adieu, mein schönes Kind. Meinen unterthänigen Empfehl und Dank an Ihre Herrschaft. — Und Sie, meine Herren, leben Sie auch wohl! Aber — wenn ich bitten darf — von der ganzen Geschichte die Hand auf den Mund! Sonst möcht' ich —

Sprosser. Versteht sich, Papa, versteht sich. Der hohehede und hochweise Rath darf nicht alles wissen.

(Alle gehen ab.)

Achter Auftritt.

(Luisens Zimmer.)

Luisse. Hernach **Hauptmann Hohwald.**

Luisse (sieht im Hereinkommen nach der Uhr). Schon acht Uhr. Ob er wohl pünktlich seyn wird? (Sie setzt sich, nimmt ein Buch und liest einen Augenblick). Ah, er kommt, Hauptmann (tritt herein).

Luisse. Willkommen, lieber Hauptmann! Bringen Sie gute Laune mit?

Hauptmann. Die beste, die ich haben kann.

Luisse. Das ist schön. Wir werden sie brauchen: denn ich hab' Ihnen mancherlei Geständnisse zu thun. — Ich hatte, wie jedes leidliche Mädchen, Liebhaber. Sprosser —

Hauptmann. O ich bitte, erinnern Sie mich nicht durch diesen Namen an mein Vergehen.

Luiſe. Laſſen Sie das, und hören Sie! Sproſſer war nicht mein einziger Verehrer. — Der Kaufmann Spargut, ſein Better Warnick, und ein gewiſſer Herr von Simpel waren's auch. — Nun, wie ſtehts mit der guten Laune?

Hauptmann. Ich verginge mich auf's neue, wenn ich ſie darüber verlieren wollte.

Luiſe. Sie haben's auch nicht Urfach. Ich verachtete dieſe Herren und ihre Anträge, und rechne mir dieſes gar nicht als Verdienſt an. Ein Herz, das einen Hohwald liebte, mußte ſolche Gecken unleidlich finden.

Hauptmann. Beſte Luiſe!

Luiſe. Dieß war der erſte ernſthafte Theil meiner Geſtändniſſe. Der zweite iſt luſtiger. Wiſſen Sie denn, wer der Mann war, den Sie vor einigen Stunden in meinem Zimmer etwas unſanft behandelten?

Hauptmann. Nun, der Bote Thoms.

Luiſe. Nein, nur ſein Mantel, in dem aber der Herr von Simpel ſteckte.

Hauptmann. Der Herr von Simpel? Wie kam der arme Tropf zu dieſer unglücklichen Verkleidung?

Luiſe. Das, und wie er, nebt ſeinen Nebenbuhlern, theils durch Zufall und eigne Schuld, theils durch Kniff und Piſſe meines Mädchens ins Gefängniß gekommen iſt, will ich Ihnen einmal bei anderer Gelegenheit erzählen. Jezt laß' ich die Märtyrer der Liebe befreien und herholen, um ſie vor Ihren Augen feierlich zu verabschieden. — Sie kommen ſchon.

Neunter Auftritt.

Sproffer. v. Sempel. Spargut. Warnick.
Luise. Hauptmann Hohwald.

Luise (mit Würde). Meine Herren, Sie haben mich in die Lage versetzt, daß ich Ihnen unangenehme Dinge sagen muß. Bei Ihnen, Herr Sproffer, will ich anfangen. Sie rühmen sich, wie ich höre, daß Sie Gunstbezeugungen und Briefe von mir erhalten hätten. Ich ford're Sie jetzt auf, diese Prahlerei in meiner Gegenwart zu wiederholen.

Sproffer. O Sie, böser Hauptmann! Mußten Sie denn auch gleich solche Scherzreden wieder plaudern?

Hauptmann. Die unedelste Art zu scherzen, die ich kenne, wenn man die Ehre eines Frauenzimmers zum Gegenstand macht.

Luise. Ich bin dadurch aufs empfindlichste beleidigt, werde mich aber in keinen Wortwechsel einlassen, und habe Ihnen auf der Welt nichts mehr zu sagen, als das: Hier ist die Thüre!

Sproffer. Ja, wie ich sehe. (Im Abgehen.) Glückliche Vermählung mit dem Herrn Hauptmann!

Hauptmann. Unverschämtheit ohne Gleichen!

Luise. Nun ein Wort mit Ihnen, Herr Spargut. Ihr possierlicher Aufzug bewährt die Wahrheit des Sprüchworts, daß Alter nicht vor Thorheit hilft. Für die unangenehmen Augenblicke, die Sie mir oft durch Ihre Liebesanträge gemacht haben, sind Sie durch die Unfälle des heutigen Tages genug gestraft. Ich will Ihnen daher weiter keine Vorwürfe machen, sondern Sie nur bitten, künftig blos als schlichter Geschäftsmann, nie aber wieder als zärtlicher Schäfer zu mir zu kommen.

S p a r g u t. Sie wollen doch nicht etwa meinen gottlosen Better heirathen?

L u i s e. Gewiß nicht.

S p a r g u t. Nun bin ich zufrieden. (Gitt ab.)

L u i s e. Ihr Urtheil, Herr Warnick, haben Sie schon gehört. Da ich unter allen hassenswürdigen Menschen den Heuchler am bittersten hasse, so konnten Sie kein anderes erwarten.

W a r n i c k. Ach! nun bin ich doppelt unglücklich. Mein Onkel will mich enterben —

L u i s e. Ein Glück für Sie, Armuth wird Sie künftig zwingen, Ihre Zeit zu nützlichern Beschäftigungen, als zu Liebesbriefen an unbekante Frauenzimmer anzuwenden. Gehen Sie!

W a r n i c k (geht beschämt ab).

Zehnter Auftritt.

L u i s e. Hauptmann Hohwald. v. Simpel.
Christian. Hernach Simpel.

C h r i s t i a n. Herr Simpel will aufwarten.

L u i s e. So spät noch? Er mag kommen.

C h r i s t i a n (macht Simpeln die Thüre auf und geht ab).

S i m p e l (läuft, ohne seinen Bruder zu sehen, auf Luise zu).
Schöne Mamsell, ich will Sie nur in aller Geschwindigkeit fragen, ob Sie mich heirathen wollen? Ich erbe Sie, so zu sagen, von meinem Bruder. Der arme Teufel ist todt, mausetodt.

v. S i m p e l (tritt hervor). Bist du toll?

S i m p e l (fährt zusammen). Ah! sein Geist —

v. S i m p e l. Narr, du sollst fühlen, daß ich lebe.

Simpel. Nun, so hat mich ein Spitzbube, der dich todtgeschlagen haben wollte, um einen Gulden geprellt. Den muß ich ihm wieder abjagen. (Läuft fort.)

Hauptmann. Ein sonderbarer Auftritt.

v. Simpel. Mir selbst ein Räthsel.

Luiſe. Sie werden am besten thun, wenn Sie Ihrem Herrn Bruder sogleich nachgehen und es sich auflösen lassen.

v. Simpel. Ich erwart' erst eine Erklärung, welche das Glück meines Lebens —

Luiſe. Das können Sie vielleicht noch irgendwo finden, wenn Sie Ihren lächerlichen Stolz ablegen, und dieses Haus, wo Sie sich einmal dadurch verächtlich gemacht haben, nie wieder betreten. Ich empfehle mich.

v. Simpel. So? So?

(Geht ab.)

Filfter Auftritt.

Luiſe. Hauptmann Hohwald.

Luiſe. Nun Hohwald? (Reicht ihm die Hand.)

Hauptmann (küßt sie mit Wehmuth. Leben Sie wohl!

Luiſe (zieht ihn an sich). Ich gehe mit Ihnen.

Hauptmann. Wenn ich Sie nun beim Wort nähme?

Luiſe. Das sollen Sie.

Hauptmann. Ist das Ernst? Sie wollten mir in auswärtige Dienste folgen?

Luiſe. Bis ans Ende der Welt.

Hauptmann. Engel! Nun sind Sie mein!

(Sie umarmen sich, und der Vorhang fällt.)

VIII.

Die Todtenerscheinung.

Eine Posse.

Personen:

Herr v. Selbitz.

Lieutenant v. Selbitz, dessen Sohn.

Walther, des Ersten Rittergutspächter.

Die Pächterin.

Lottchen, ihre Tochter.

Heinrich, des Lieutenants Bedienter.

Die Scene ist ein grüner Baumplatz vor der Pächterwohnung.

Erster Auftritt.

Lieutenant v. Selbitz (in Montur mit Flor um den Arm). **Heinrich** (in Trauer-Livree).

Lieutenant (im Hereinkommen). Kann uns hier Jemand behorchen?

Heinrich. Ich sehe Niemand. Die Bäume müßten's thun.

Lieutenant. Auch diese haben manchmal Ohren. (Führt ihn bei Seite.) Weißt du, warum wir trauern?

Heinrich. Nun doch wohl, wie Sie gesagt haben, über Ihres Herrn Vaters Tod?

Lieutenant. Fehl geschossen. Ueber sein langes zähes Leben.

Heinrich. Wie? Er lebt noch?

Lieutenant. So frisch und gesund, als wir. Ich wollt' auch dem ehrlichen, braven Vater sein Wohlseyn herzlich gönnen, wenn nur nicht mein Beutel dabei an einer unheilbaren Schwindsucht laborirte.

Heinrich. Ach! das ist wohl wahr!

Lieutenant. Sey gutes Muths! Ich hoff' ihn heute zu kuriren.

Heinrich. Haben Sie etwa einen Juden zum Leibarzt genommen?

Lieutenant. Nein. Die goldnen Pillen dieser Pfluscher machen Uebel nur ärger. Mein Rezept ist besser, und besteht in einem Briefe vom hiesigen Pächter Walther

an meinen Vater. Er kam in dessen Abwesenheit an; ich brach ihn durch Antrieb eines guten Geistes auf, und fand den herzstärkenden Inhalt, daß die nach Abzug der bereits bezahlten fünfhundert Thaler Pachtgeld noch rückständige Summe von zweitausend Thalern in Louisd'ors bereit läge, und Schreiber dieses nur Befehl erwarte, ob sie überschickt oder abgeholt werden sollte.

Heinrich (sich den Bauch streichelnd). Eine wahre Herz- und Magenstärkung! (mit Achselzucken). Nur leider! nicht für uns!

Lieutenant. Höre mich erst aus! — Kaum hatt' ich gelesen, so dacht' ich: Ihr Falben müßt mein werden! und fing an, auf Eroberungspläne zu finnen. Den ersten Gedanken, in meines Vaters Namen das Geld einzukassiren, gab ich wieder auf, aus Furcht, der Pächter möchte mir nicht trauen. Sicher wär's auch so gekommen; denn er wird so gut, als die ganze Gegend wissen, daß ich wohl der letzte Mensch unter der Sonne bin, den mein Vater zu Geldgeschäften brauchen würde.

Heinrich. Ja, jedes Kind weiß, daß er Ihnen keinen Heller anvertraut.

Lieutenant. Das brauchst du nicht zu wiederholen. — Da also mein erster Einfall nichts taugte, sann ich auf einen andern Pfiff, und kam auf den, meinen Vater für todt auszugeben, und, als Erbe, dort das Sümmechen zu heben. Drauf eilt' ich von meinem Vater aus Birken- dorf weg, sprengte seinen Tod in der Garnison aus, warf mich und dich in Trauer, und bin nun hier, mein christliches Vorhaben auszuführen. Was meinst du, ob's glücken wird?

Heinrich (kopfschüttelnd). Ich fürcht' einen klatrigen Ausgang.

Lieutenant. Warum? Mit Todtenscheinen und dergleichen blauen Dunst bin ich so gut versehen, daß die Wahrheit nicht durchblicken kann —

Heinrich. Aber der Herr Vater wird mit Donner und Blitz wieder von den Todten aufstehen.

Lieutenant. Wenn er sich's nur so lange im Grabe gefallen läßt, bis ich meine Falben im Stall habe. — Kurz, die Ausführung meines Plänschens ist beschlossen, du mußt mir aber mit deiner vortrefflichen Gabe zum Lügen beistehen.

Heinrich. Sollt ich die wirklich besitzen?

Lieutenant. Du weißt selbst nicht, was du hast. Dießmal brauche dein Talent, um unsere Fabel wahrscheinlich zu machen.

Heinrich. Nun so will ich mir einmal eine Güte thun und mit den Kalendermachern um die Wette lügen.

Lieutenant. Kannst du aber auch weinen?

Heinrich. Trotz dem listigsten Krokodil.

Lieutenant. Nun so heul' und seufze brav, wenn wir beim Pächter sind. — Ah! da kommt seine Tochter. Bei der wollen wir Probe weinen. (Beide bedecken sich die Augen mit dem Schnupstuche.)

Zweiter Auftritt.

Lottchen. Lieutenant. Heinrich.

Lottchen (fröhlich auf ihn zuhüpfend). Je, lieber Herr Lieutenant!

Lieutenant (weinerlich). Gott grüß dich, gutes Lottchen.

Lottchen. Welch ein unvermutheter Besuch!

Lieutenant. Ach!

Heinrich. Ach!

Lottchen. Sie weinen und seufzen? Und auch Er, Heinrich!

Heinrich. Ach! es möcht' einen Stein erbarmen.

Lottchen. Nun seh' ich gar Trauer. Gott! warum tragen Sie die?

Lieutenant (schluchzend). Ach! ach!

Lottchen. Sagen Sie doch! Heinrich, erzähl' Er doch!

Heinrich (stöhnend). Ich kann — vor Jammer — kaum sprechen — Sein Vater —

Lottchen. Nun?

Heinrich. Ist — todt.

Lottchen. Herr von Selbiz todt? — Unmöglich!

Heinrich. Todt, todt.

Lottchen (weinend). Ach! der gute Herr! Wie dauert er mich!

Heinrich. Die halbe Welt bejammert ihn. — Aber fassen Sie sich, gnädiger Herr! Die Todten kommen doch einmal nicht wieder.

Lieutenant. Geh, leidiger Tröster, das ist es eben.

Lottchen. Lieber Herr von Selbiz, mäßigen Sie Ihren Schmerz! Wenn ist denn Ihr guter Vater gestorben?

Lieutenant. Heute vor acht Tagen.

Lottchen. Da hat ihn also mein Vater noch lebendig angetroffen. Er ist gewiß Geschäfte halber noch in Birkendorf geblieben?

Lieutenant. Wer? Dein Vater? — Dein Vater in Birkendorf.

Lottchen. Ja wohl. Er ist schon vor zwölf Tagen hingeritten.

Lieutenant (bei Seite zu Heinrich). Verdammtes Streich!

Lottchen. Haben Sie ihn denn nicht dort gesehen?

Lieutenant. Mit keinem Auge.

Lottchen. Und kommen von Birkendorf?

Lieutenant. Diesen Augenblick. (Er sagt Heinrichen etwas ins Ohr.)

Lottchen (die Hände ringend). Gott! was ist das? Mein armer Vater! Wo muß er seyn?

Lieutenant. Die Sache ist immer sonderbar, aber gewiß nicht so schlimm, als du denkst. Beruhige dich! — Ist deine Mutter zu Hause?

Lottchen. Nein, auf dem Felde. — Mein Vater, mein armer Vater!

Lieutenant. Heinrich, geh' hinaus zur Frau Pachterin und meld' ihr meinen Verlust.

Heinrich (geht ab).

D r i t t e r A u f t r i t t .

Lottchen. Lieutenant.

Lieutenant. Ha, ha, ha!

Lottchen. Sie können jetzt lachen?

Lieutenant. Wie du hörst! und noch dazu über deinen und meinen Vater.

Lottchen. Böser Mensch!

Lieutenant. Dafür krieg' ich einen Kuß. (Will sie küssen.)

Lottchen (wendet sich weg). Pfui! solcher Leichtsinns —

Lieutenant. Ich muß dir nur aus dem Traume

helfen, liebes Lottchen. Unsere Herren Papachen befinden sich wohl.

Lottchen. Im Grab' ist's freilich gut. — Ich begreif' aber gar nicht, wie Sie so hintereinander lachen und weinen können.

Lieutenant. Soll ich mir denn über ein Paar Leute, die wahrscheinlich jetzt eine Flasche Wein zusammen ausstechen, die Haar' ausraufen? — Kurz, mein Vater lebt noch —

Lottchen. Und meiner?

Lieutenant. Ist vermuthlich in Birkendorf.

Lottchen. Sie haben ihn aber ja dort nicht gesehen.

Lieutenant. Ganz natürlich, weil ich nicht von Birkendorf, sondern vom Regimente komme.

Lottchen. Was Sie mich nun umsonst und um nichts erschreckt haben! (Schmollend.) Das ist nicht hübsch — Warum gehen Sie aber in Trauer?

Lieutenant. Sieh, liebes Mädchen, dieser Flor ist ein Netz, womit ich dich und etliche Tausend Thaler fangen will.

Lottchen. Mich?

Lieutenant. Dich, dich. Du wirst dich wohl fangen lassen? Oder liebst du mich nicht mehr?

Lottchen (seufzend). So möchte ich fragen. Soldatenliebe —

Lieutenant. Ist treu bis in den Tod.

Lottchen. Ja, ja man kennt sie. Ein andres Städtchen, ein andres Mädchen.

Lieutenant. Denke besser von deinem Karl, der dich feuriger, als je liebt. Ich habe zwar seit unserer Trennung manches reizende Mädchen gesehen, aber dich, meine Gute, keinen Augenblick vergessen.

Lottchen. Lieber Karl!

Lieutenant. Bestes Lottchen! Liebst du mich auch noch so?

Lottchen. Können Sie zweifeln?

Lieutenant (sie umarmend). Nichts soll uns trennen.

Lottchen. Das gebe Gott! — Nun sagen Sie mir aber, warum sie eigentlich hier sind?

Lieutenant. Aus doppelter Ursache. Erstlich, deinen Aeltern meines Vaters Tod weiß zu machen und die Pachtgelder zu heben.

Lottchen. Ei, ei, ei! wenn die zweite nicht besser ist.

Lieutenant. Das ist keine andere, als dich zu entführen.

Lottchen (erstaunt). Mich entführen? — Sie scherzen und wollen mich darüber aufziehen, daß ich manchmal Romane lese.

Lieutenant. Nein, nein, es ist mein völliger Ernst.

Lottchen. Das kann ich nicht glauben. Wir leben ja in keiner Romanenwelt.

Lieutenant. Haben aber Väter, so hart, so starrsinnig, als man sie kaum in Romanen findet.

Lottchen. Meinem guten Vater kann ich das nicht nachsagen.

Lieutenant. Ich aber dem meinigen. Wie oft hab' ich schon deinetwegen mit ihm gesprochen; hab' ihm gesagt: Ich kann von dem Mädchen nicht lassen. Was gab er mir zur Antwort? Das Mädchen ist gut; taugt aber nicht für dich.

Lottchen (weinend). Ach!

Lieutenant. Will er nicht im Guten, so muß er im Bösen. Wir gehen heut Abend mit einander fort.

Lottchen. Fort von hier? Von meinen Eltern fort?
— Dazu kann ich mich nicht entschließen.

Lieutenant. Nun so liebst du mich nicht.

Lottchen. O Sie quälen mich durch diesen Vorwurf.
— Muß ich denn deswegen meinen guten Vater, meine gute Mutter auf ewig verlassen?

Lieutenant. Nur auf eine kleine Ewigkeit von einigen Tagen. — Das Ding geht wie am Schnürchen: Wir verschwinden auf kurze Zeit; lassen uns heimlich trauen; kommen wieder und bitten um Verzeihung; unsere liebwerthesten Aeltern sehen, daß geschene Dinge nicht zu ändern sind und geben uns ihren Segen.

Lottchen. Nein, sie werden uns fluchen.

Lieutenant. Mache dir doch nicht so schreckliche Vorstellungen! Mein Vater ist im Grunde ein gutherziger Mann, der nur manchmal mit dem Kopfe durch die Wand will. Sieht er, daß es nicht geht, so läßt er sich's endlich auch gefallen.

Lottchen. Karl, Karl, wenn ich Sie nicht so liebte —

Lieutenant. Du willst's also mit mir wagen?

Lottchen. Das war das rechte Wort. Ja, ich will's wagen, ob ich gleich viel, sehr viel wage. Aber wenn Sie mich armes Mädchen unglücklich machen —

Lieutenant. Kränke mich nicht! Ich schwöre —

Lottchen. Keinen Schwur! Sie begingen dann doppelte Sünde.

Lieutenant. Gott soll mich vor der einfachen bewahren! — Doch nun müssen wir darauf denken, wie wir fortkommen wollen.

Lottchen. Ach!

Lieutenant. Seufze nicht und rede! Wie und wann können wir fort?

Lottchen. Vor Abends nicht.

Lieutenant. Der Abend ist nicht mehr weit. Wo treffen wir uns?

Lottchen. Sobald es dämmert, im Gartenhause.

Lieutenant. Gut.

Lottchen. Wenn's dann völlig dunkel wird, geh' ich, wohin Sie mich führen, in Glück oder Unglück.

Lieutenant. Still! mein Bedienter kommt zurück. Geh' jetzt.

Lottchen (geht ab).

V i e r t e r A u f t r i t t

Lieutenant. Heinrich.

Heinrich. Die Pächterin fiel fast vor Schrecken in Ohnmacht und wird den Augenblick hier seyn.

Lieutenant. Nun ist alles verloren, da der Henker ihren Mann nach Birkendorf geführt hat.

Heinrich. Nichts verloren; vielmehr gewonnen. Das dumme Weib läßt sich leichter, als er, überlisten.

Lieutenant. Aber auch Geld ablügen?

Heinrich. Sie wird doch nicht von Stahl und Eisen seyn. Lassen Sie mich nur —

Lieutenant. Sie kommt. Geh' bei Seit' und weine!

F ü n f t e r A u f t r i t t.

Die Pächterin. Lieutenant. Heinrich.

Pächterin (mit über dem Kopfe zusammengeschlagenen Händen). Ach, gnädiger Herr Lieutenant, was bringen Sie für traurige Nachrichten!

Lieutenant (seufzend). Gott hat's so gewollt.

Pachterin. Ihr gnädiger Papa todt, und mein Mann — mein Mann auch todt!

Lieutenant. Das wollen wir noch nicht glauben.

Pachterin. Wie könnt' es anders seyn? Jeden Augenblick hofft' ich, er sollte mit dem gnädigen Herrn Papa zurückkommen, und nun muß ich hören, daß er gar nicht in Birkendorf ist. — Ach Gott! er ist gewiß verunglückt!

Lieutenant. Jammern Sie doch nicht vor der Zeit! Ihr lieber Mann hat vielleicht unterwegs meines Vaters Tod erfahren und alsdann eine andere Reise gemacht, weil er nun ohnedem in Birkendorf unnütz gewesen wäre.

Pachterin. Nein, er ist gewiß todt. Am Tage, wie er fortgereist war, gab's ein Zeichen. Ich saß am Tische und las den Abendsegen; da ging's klirr! auf dem Schranke. Hu! wie schauerte mir die Haut; ich sah hinauf, und ach! das schöne geschliffne Deckelglas, woraus mein Mann an seinem Geburtstage und hohen Festen sein bischen Wein trank, war mitten entzweigesprungen. Was sagen Sie dazu?

Lieutenant. Daß es ein natürlicher Zufall war.

Pachterin. Ja — nehmen Sie mir's nicht ungnädig — so sagen die Freigeister in der Stadt; aber auf dem Lande weiß man, was man weiß, Gott gebe, daß ich mich irre; — aber —

Lieutenant. Lassen Sie uns etwas anders, und von der Sache reden, warum ich eigentlich hergekommen bin.

Pachterin. Was haben denn Eure Gnaden zu befehlen?

Lieutenant. Sie wissen, ich bin der einzige Sohn und Erbe meines verstorbenen Vaters. Da nun noch zweitausend Thaler Pachtgeld auf dieses Jahr rückständig sind —

Pachterin. Ach! der Schreck ist mir vorhin so in die Glieder gefahren! ich muß etwas Niederschlagendes einnehmen. Verzeihen Sie, ich bin gleich wieder bei Ihnen.
(Geht ab in's Haus.)

S e c h s t e r A u f t r i t t .

Lieutenant. Heinrich.

Heinrich. Wie Sie vom Geld anfangen, fuhr's der Alten gleich in die Glieder.

Lieutenant. Ja, ich denk', ich denke, wir werden bei ihr nichts ausrichten.

Heinrich. Noch verlier' ich nicht alle Hoffnung. — Glaubt sie denn gewiß, daß ihr Mann verunglückt und todt ist?

Lieutenant. Ja.

Heinrich. Nun so will ich als der Geist ihres Mannes erscheinen und ihr befehlen, Sie zu befriedigen.

Lieutenant. Poffen!

Heinrich. Wenn ich, durch meine Bekanntschaft mit dem Küchenmädchen, ein Kleid vom Pachter erwischen kann, so hab' ich gewonnen Spiel.

Lieutenant. Thu', was du willst; nur verdirb nicht mehr, als du gut machst. Ich kann deine Komödie nicht abwarten.

Heinrich. Warum nicht?

Lieutenant. Weil ich noch diesen Abend wegen eines wichtigen Geschäfts in die Stadt muß.

Heinrich. Nun so ist alle Müh' umsonst; denn mir gibt sie das Geld nicht.

Lieutenant (ihm Papiere zeigend). Gegen diese von mir schon entworfenen Quittungen ohne Bedenken.

Heinrich. Mir soll's lieb seyn.

Lieutenant. Wenn du deine Beute hast, suche mich im Gasthof zum schwarzen Adler auf. Bis um acht Uhr bin ich aber noch hier im Gartenhause zu treffen. Doch das alles bleibt unter uns.

Heinrich. Sie kommt wieder. Reden Sie ihr nur auch etwas von Geistererscheinungen vor, damit sie immer ein bißchen in Furcht gesetzt wird. Ich will horchen und meinen Hofuspokus darnach einrichten.

(Geht ab.)

S i e b e n t e r A u f t r i t t .

Pächterin. Lieutenant.

Pächterin (unter der Thüre). Wollen der Herr Lieutenant nicht so gnädig seyn und ins Haus spazieren?

Lieutenant. Ich danke, liebe Frau. Hier unter den Bäumen war meines seligen Vaters Lieblingsplätzchen.

Pächterin. Ja, hier saß er recht gern, der liebe Herr. Woran ist er denn gestorben?

Lieutenant. Am Schlagfluß.

Pächterin. So bald kommt's mit dem Menschen. Gott geb' ihm die ewige Ruhe! Wir haben einen gütigen Herrn verloren.

Lieutenant. An mir sollen Sie ihn doppelt wieder finden.

Pächterin. Das hoffen und bitten wir.

Lieutenant. Es ist Menschenpflicht. Ich würde Sie

auch an die Bezahlung der bewußten zweitausend Thaler noch nicht erinnern, wenn ich nicht wüßte, daß solche bereit liegen.

Pachterin. Ach, wäre nur mein Mann hier! Ich weiß von den Sachen nichts; bin vielleicht eine arme Wittwe —

Lieutenant. Die ich gar nicht drücken will. Aber Sie wissen, ich bin der einzige Erbe, und die Pachtgelder sind fällig.

Pachterin. Es ist schon manche Post ohne Quittung bezahlt worden.

Lieutenant. Alles weiß ich, obgleich mein Vater so plötzlich starb, daß er sein Haus nicht bestellen konnte. Er erschien mir aber —

Pachterin. Daß Gott!

Lieutenant. Drei Tage nach seinem Tode um Mitternacht und sprach: „Mein Sohn, ich ward von der Welt abgefordert, eh' ich dir sagen konnte, wie ich mit dem Pächter Walther stehe. Du hast, als mein Erbe, nur noch zweitausend Thaler von Gott und Rechtswegen bei ihm zu fordern, welche, wie er mir geschrieben hat, bereit liegen. Fünfhundert Thaler hat der ehrliche Mann, ohne Quittung von mir zu bekommen, bereits in Abschlag bezahlt. Presse dieses Geld ihm nicht noch einmal ab, oder es wird dir keinen Segen bringen.“ Dieß waren des Geistes eigne Worte.

Pachterin. Ich wäre des Todes gewesen.

Lieutenant. Anfangs war mir auch nicht wohl zu Muthe; doch fast' ich mich bald. — Sie haben also gehört —

Pachterin. Wohl, wohl. Es kann und mag auch alles so richtig seyn, wie der gute Geist gesagt hat, aber

mein Mann hat die Schlüssel zum Geldschrank mitgenommen.

Lieutenant. So lassen wir ihn aufschlagen.

Pachterin. Ach! das hülfse nichts; denn jetzt besinn' ich mich, daß er das Geld Jemanden aufzuheben gegeben hat.

Lieutenant. So wollen wir's holen.

Pachterin. Wenn ich nur wüßte, bei wem —

Lieutenant. Ich sehe wohl, Frau Pachterin, daß Sie lauter Ausflüchte suchen. Hüten Sie sich, daß nicht der Geist Ihres wahrscheinlicher Weise verunglückten Mannes Ihnen erscheint und Sie dafür straft.

Pachterin. Machen Sie mir armen Frau nicht so Angst! Ich will ja thun, was ich kann; nur heute weiß ich keinen Rath. Haben Sie doch die Gnade bis morgen —

Lieutenant. So lange kann ich hier nicht warten. Doch damit Sie sehen, wie gut ich gegen Sie denke, so will ich heute nicht weiter in Sie dringen, sondern das Geld morgen durch meinen Bedienten abholen lassen.

Pachterin. Durch Ihren Bedienten? Kann man dem Menschen —

Lieutenant. Sie können ihm ganz trauen, wenn er Ihnen diese von mir unterschriebenen und bestiegelten Quittungen einhändiget. (Er zeigt sie ihr.) Nun aber keine Winkelzüge weiter! Leben Sie wohl. (Geht ab.)

Pachterin. Glückliche Reise, gnädiger Herr!

(Geht ins Haus.)

Achter Auftritt.

Lottchen (kommt von der andern Seite, ohne dem Lieutenant begegnet zu haben und steht ihrer Mutter nach).

Gute, bekümmerte Mutter, wenn du wüßtest, was ich vorhabe! — O mir ist, als ob die ganze Welt auf mir läge! — Nie hab' ich meine Aeltern mit Willen betrübt, und heute thu' ich einen Schritt, der ihnen das Herz brechen wird. — Wenn er mißlingt und Jammer sie in die Grube stürzt, so vergib es, Gott, dem, der mich dazu verleitet hat. — O! wie ich noch als Kind unter diesen Bäumen spielte, noch nicht wußte, was Lieb' ist, wie leicht schlug da mein Herz! Leb' wohl, du lieber Ort, wo ich so glücklich war! — Meine Mutter, meine arme Mutter! ich muß dich noch einmal sehen.

(Sie geht aufs Haus zu.)

Neunter Auftritt.

Lieutenant. Lottchen.

Lieutenant (kommt eilend). Lottchen, wohin? Ich suchte dich schon im Gartenhause.

Lottchen. Meine Mutter will ich noch einmal sehen.

Lieutenant. Dumme dich; wir haben nicht mehr viel Zeit zu verändeln. Es dämmt schon stark.

Lottchen. Gehen Sie immer! Ich komme bald nach.

Lieutenant. O so geh' doch gleich mit!

Lottchen. Ich bitte, lassen Sie mich nur einen Augenblick zu meiner Mutter.

Lieutenant. Nun so mach' geschwind; aber ver-
rathe dich nicht! (Gitt ab.)

Lottchen (will ins Haus gehen; die Mutter, welche her-
auskommt, begegnet ihr).

Zehnter Auftritt.

Lottchen. Pachterin.

Lottchen. Guten Abend, liebe Mutter.

Pachterin. Guten Abend, Lotte. Ach, unser Vater!

Lottchen. Grämen Sie sich nicht so! Ich hoffe, daß
wir ihn bald wiedersehen werden.

Pachterin. Nichtige Hoffnung! Das Anzeichen an
seinem Deckelgase — Erinnerst du dich?

Lottchen (hält sich die Hand vor die Stirne). Das
wohl, aber —

Pachterin. Was fehlt denn dir? Werde mir nicht
etwa auch krank.

Lottchen. Der Kopf thut mir so weh; ich will zu
Bette gehen.

Pachterin. Immer lege dich nieder!

Lottchen (gibt ihr gerührt die Hand). Gute Nacht,
liebe Mutter. Betrüben Sie sich nicht! (Geht mit bedeck-
tem Gesicht ab.)

Elfster Auftritt.

Die Pachterin (setzt sich auf eine Bank unter den Bäumen).

Ich weiß nicht, wie mir die Lotte vorkam. Die ver-
damnten Bücher, die sie sich aus der Stadt bringen läßt,

haben sie ganz umgekehrt. Sonst war das Mädel wie ein Husar; jetzt pimpelts, wenn nur ein rauches Lüftchen weht. (Sie nimmt einen Beutel aus der Tasche und liest einen daran gebundenen Zettel.) „Zweitausend Thaler Pachtgeld in Louisd'ors für den Herrn von Selbiz.“ Da hab' ich dich, liebes Beutelchen; doch du wirst vergraben, bis ich weiß, wo mein Mann ist. Hat mich Gott zur Wittwe gemacht, so muß mir der Lieutenant etwas erlassen. — Ach mein Mann! mein armer Mann! Morgen mit dem frühesten will ich ausgehen und ihn auf allen Wegen und Stegen suchen. Aber Gott weiß, wo er liegt und modert. Das Deckelglas — das Deckelglas —

Zwölfter Auftritt.

Heinrich (in Kleidern des Pächters, mit todtenbleichem, etwas verhülltem Gesicht). **Pächterin.**

Heinrich (mit dumpfer Stimme). Frau!

Pächterin (schriekt zusammen). Wer ist da?

Heinrich. Der Geist deines armen, von Straßenräubern gemordeten Mannes.

Pächterin (will fliehen, sinkt aber entkräftet auf die Bank). Ach Gott!

Heinrich. Du störst mich in meiner Todtenruhe, weil du dem rechtschaffnen Sohn unsres verstorbenen Herrn sein Eigenthum zurück hältst.

Pächterin (mit matter Stimme). Gott erbarme sich meiner!

Heinrich. Ich gebiete dir, ihm unverzüglich seine zweitausend Thaler zu geben, wenn du nicht noch heute sterben und die Martern der Hölle fühlen willst.

Pächterin (wird ohnmächtig).

Heinrich (nach einer kleinen Pause, mit natürlicher Stimme vor sich). Sie rührt sich nicht? Liegt wohl gar in Ohnmacht? — (Er schleicht heran und besieht sie.) Richtig, wie todt. — Was ist denn hier? (Indem er den Beutel erblickt.) Zweitausend Thaler Pachtgeld in Louisd'ors für den Herrn von Selbiß. Aha! finden wir einander hier? — Nun kannst du aufwachen, Mütterchen, wir sind richtig. (Er will mit dem Beutel fortgehn, kehrt aber wieder um.) Damit alles ehrlich und redlich zugehe, will ich ihr doch die Quittungen da lassen. (Er legt sie an den Platz, wo er den Beutel fand, läuft fort und rennt an den alten Herrn von Selbiß und den Pächter Walther.)

Dreizehnter Auftritt.

Herr v. Selbiß. Walther. Dessen Frau. Heinrich.

v. Selbiß. Ho! ho! geht der Weg durch die Leute?

Walther (fährt erschrocken zurück).

Heinrich (will auf der andern Seite entwischen).

v. Selbiß (faßt und hält ihn). Steh, Patron!

Walther (mit zitternder Stimme). Eine Todtengestalt in meinen Kleidern — Gott! was ist das?

v. Selbiß. Fassen Sie sich, Herr Pächter. Das Gespenst hat Fleisch und Bein und die Todtenfarb' ist Kreide. Aber sehn Sie doch dort ihre Frau! (Er geht, ohne Heinrichen loszulassen, zur Pächterin, die noch in Ohnmacht liegt.)

Walther (nähert sich auch). Ach, ach! Sie ist todt!

v. Selbiß. Warum nicht gar? (Stark.) Frau Pächterin!

Walther. Sophie! Sophie!

Pachterin (die Augen matt aufschlagend, mit schwacher Stimme). Laß mich! — Ich will ja alles thun — Gott sey Euern Seelen gnädig!

v. Selbitz. Besinnen Sie sich doch!

Walther. Sophie! Kennst du mich nicht?

Pachterin (teise). Geht — geht in Euer Grab!

v. Selbitz. Mein' Seel'! Sie hält uns für Gespenster. (Er findet die Quittungen.) Was liegen denn hier für Papiere? (Liest.) „Nachdem mein Vater selig verstorben, so quittire ich, als dessen einziger Sohn und Erbe, über zweitausend Thaler Pachtgeld. Karl v. Selbitz“ — Donner und Wetter!

Walther. Wie? Der Herr Sohn — ?

v. Selbitz. Ich soll todt seyn?

Walther. Mir ist alles dunkel.

v. Selbitz. Und mir alles klar und hell, bis auf das Gespenst hier. Herr Pachter, führen Sie Ihre kranke Frau ins Haus. Ich werd' jetzt losdonnern müssen, und das möchte sie zu sehr erschüttern.

Walther (führt seine Frau ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Herr v. Selbitz. Heinrich.

v. Selbitz. Nun reden wir ein Wörtchen zusammen. Wenn du nicht willst, daß mein Stock sich ins Gespräch mischen soll, so bekenne deine ganze Schelmerei. Wer bist du?

Heinrich (furchtsam). Bedienter bei dem Herrn Lieutenant v. Selbitz.

v. Selbix. Aha! Was machst du hier?

Heinrich. Einen kleinen Spaß.

v. Selbix. Worüber ehrliche Leute fast des Todes sind. — Weiter, weiter in deiner Beichte!

Heinrich. Der Herr Sohn brauchte Geld —

v. Selbix. Wie immer.

Heinrich. Und wußte, daß zweitausend Thaler hier lägen. Um diese zu bekommen — (Stoßt.)

v. Selbix. Rede, sonst spricht mein Brauner.

Heinrich. Gab er Sie für todt aus.

v. Selbix. Warte, Bursche, warte!

Heinrich. Die Pächterin hielt ihren Mann ebenfalls für verunglückt und todt, weil wir ihr weiß machten, daß wir von Birkendorf kämen und ihn dort nicht gesehen hätten.

v. Selbix. Schelmenzeug!

Heinrich. Sie macht' uns wegen des Geldes Spähne, und ich kam auf den Einfall, als der Geist ihres Mannes zu erscheinen —

v. Selbix. Kanaille!

Heinrich. Und ihr die Auszahlung zu gebieten. Sie ward ohnmächtig, und ich fand neben ihr diesen Beutel. (Er nimmt ihn aus der Tasche und überreicht ihn dem Herrn v. Selbix.)

v. Selbix. Du bist, wie ich sehe, ein ziemlich ehrlicher Schelm. Wo ist mein Sohn?

Heinrich. Gnädiger Herr!

v. Selbix (hart). Wo ist mein Sohn?

Heinrich. Ich bitt' unterthänig —

v. Selbix. Daß dich der Donner! Sage, wo ist er?

Heinrich. Im Gartenhause.

v. Selbix. Was macht er da?

Heinrich. Ich weiß nicht.

v. Selbitz. Ruf' ihn her!

Heinrich. Er wird kaum wagen —

v. Selbitz. Er soll jetzt oder nie wieder unter meine Augen kommen. Das sag' ihm; geh!

Heinrich (geht ab).

Fünfzehnter Auftritt.

Walther. Dessen Frau (die aus dem Hause kommen). Herr
v. Selbitz.

v. Selbitz. Nun, Frau Pächterin, wie sieht's?
Besser?

Pächterin (noch matt). Etwas, gnädiger Herr.

v. Selbitz. Ich bedaure, daß Ihnen mein Sohn den
tollen Streich gemacht hat. (Zum Pächter.) Haben Sie
denn nun gehört, wie alles zusammenhängt?

Walther. Ja, gnädiger Herr; ich lauscht' ein wenig
an der Thüre.

v. Selbitz. Solche Noth hat man mit Kindern. Doch
Sie wissen nichts davon zu sagen. Ein so gutes Kind,
wie Ihr Lottchen, ist ein Geschenk des Himmels. Wo ist
denn mein kleiner Liebling?

Pächterin. Das arme Mädchen hatte Kopfschmerzen
und ist zu Bette gegangen.

v. Selbitz (der die Kommenden erblickt). Nein, da
kömmt sie ja mit meinem Sohn. Was machen die jetzt
beisammen.

Sechszehnter Auftritt.

Lieutenant. Lottchen. Herr v. Selbiß. Walther.
Dessen Frau.

Lieutenant (geht auf seinen Vater zu; dieser aber kehrt ihm den Rücken).

Lottchen (schmiegt sich an ihre Eltern). Vater! Mutter!
Walther. Was ist dir?

Pachterin. Machst du dem gnädigen Herrn kein Compliment?

Lottchen (verneigt sich mit niedergeschlagenen Augen).

v. Selbiß. Guten Abend, liebes Kind. Du kamst in schlechter Gesellschaft. Psui! über den neumodischen Todtengräber, der die Leute lebendig ins Grab lügt.

Lieutenant (bittend). Bester Vater!

v. Selbiß. Geh! du hast in deinem Leben viel dumme Streiche gemacht, und ich vergab dir alle, weil sie blos Fehler deines unbesonnenen Kopfs waren; aber der heutige macht deinem Herzen Schande.

Lieutenant. Gott weiß, wie herzlich ich Sie ehr' und liebe.

v. Selbiß. D rufe bei deiner bösen Sache nicht diesen Zeugen an! — Dein Wunsch soll erfüllt werden: ich will für dich todt seyn.

Walther. Darf ich eine Vorbitte wagen?

Pachterin. Gnädiger Herr, verhärten Sie Ihr Vaterherz nicht!

Lieutenant. Lassen Sie mich und diese guten Leute nicht umsonst bitten. Vergeben Sie mir dießmal; ich will künftig —

v. Selbig. Noch schlimmer werden; denn an Besserung ist bei dir nicht zu denken.

Lieutenant. O Vater, Sie sagen viel.

v. Selbig. Aber wahrlich! nicht zu viel. Hab' ich nicht alle Wege, worauf jemals ein junger Wildfang gebessert wurde, mit dir eingeschlagen? Ich habe dich streng und gut behandelt; aber alles umsonst. Was für ein Mittel soll ich nun noch versuchen?

Lieutenant (bittend). Verzeihung.

v. Selbig. Die war schon oft bei dir fruchtlos. Es ist keine Hoffnung mehr, dich zu einem vernünftigen Menschen zu machen, ich müßte dir denn, wie jenem Taugenichts in der Fabel, eine böse Frau geben.

Lieutenant (freudig). Eine Frau?

v. Selbig. Ja; aber eine böse Sieben, einen wahren Teufel —

Lieutenant. Nein, Vater, so ein Drache finge nichts mit mir an. Wenn aber ein sanfter weiblicher Engel —

v. Selbig. Ha! der wird auch dich, du wilder Teufel, nehmen.

Lieutenant. Ja, Vater, ja. (Er führt Lottchen, die ihr Gesicht bedeckt, zu seinem Vater.) Ist dieß Mädchen nicht ein Engel?

v. Selbig (zornig). Was soll das?

Lieutenant. Sie verstehen mich. Ich liebe das Mädchen und werd' es ewig lieben. Geben Sie Ihre Einwilligung —

v. Selbig (geht mit finsterner Miene stark auf und ab).

Walther. O Lotte, Lotte, was hast du gethan?

Pachterin. Ich stehe wie versteint. Hast du denn keinen Verstand, an eine so vornehme Heirath zu denken?

Lieutenant (zu Lottchens Eltern). Zürnt nicht auf Eure unschuldige Tochter! (Zu seinem Vater). Machen Sie mich glücklich! Es kostet Sie ja nur ein Wort.

v. Selbzig. Freilich nur ein Wort, das gute, mit dir, Tollkopf, verbundene Mädchen unglücklich zu machen.

Lieutenant. O wenn das je meine Lotte durch mich wird, so sey mir die Welt eine Hölle!

v. Selbzig. Parifari!

Lieutenant. Ich will ganz für sie leben, ein Blick von ihr soll mich, mächtiger als Drohung und Strafe, von Ausschweifungen abhalten.

v. Selbzig. Ja, wenn das wäre. — Lottchen, sieh mich an! Traust du dir die Zauberkraft zu, einen Wildfang zum gefesteten Mann umzuschaffen?

Lottchen (verlegen zur Erde sehend). Gnädiger Herr — ich — denke —

v. Selbzig. Nun so geh, kleine Hexe, und versuche dein Glück! (Er stößt sie sanft in des Lieutenants Arme.)

Lieutenant (außer sich vor Freude). O Lottchen! Bester Vater! Tausend Dank! (Er und Lottchen wollen dem Herrn von Selbzig zu Füßen fallen.)

v. Selbzig. Nicht doch, nicht doch! Gott segn' Euch!

Lottchen. Ich kann nicht Worte finden, gnädiger Herr —

v. Selbzig. Sprich, Vater! und gib mir einen Kuß! (Er küßt sie.)

Walther. Ich bin alt worden, aber solche Freude dacht' ich nicht zu erleben. Lebt glücklich, meine Kinder!

Pachterin. Glücklich bis ins späteste Alter!

v. Selbzig. Da! (indem er dem Lieutenant den Beutel mit zweitausend Thalern gibt.) Nimm das zum Hochzeitgeschenk!

Lieutenant (küßt ihm die Hand).

v. Selbiz. Führst du dich gut auf, soll mehr folgen.
Darf ich denn nun noch ein Weilchen leben?

Lieutenant. O vergeben und vergessen Sie!

v. Selbiz. Ist schon geschehen.

Walther. Sie sind die Güte selbst.

Pachterin. Wie sollen wir Ihnen danken, daß Sie
unsere arme Tochter —

v. Selbiz. Keinen Dank! Ich habe mir selbst den
größten Gefallen gethan. Wie ich vorhin lärmte und
tobte, war mir gar nicht wohl, und nun ist mir wieder
leicht ums Herz.

Walther. Das glaub' ich. Vergeben ist süßer, als
strafen.

(Der Vorhang fällt.)